BRIEFEWECHSEL MIT HUMBOLDT: NEUE MITTLVERLUNGEN ERSTER UND...

Johann Wolfgang von Goethe,
Wilhelm Freiherr von Humboldt

Digitized by Google

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.

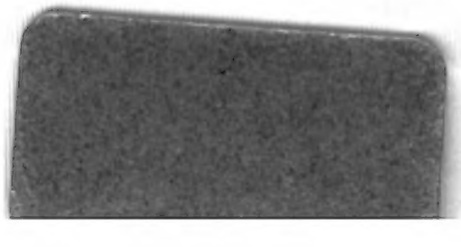
Digitized by Google

3. 7. 3. 7.

Digitized by Google

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.



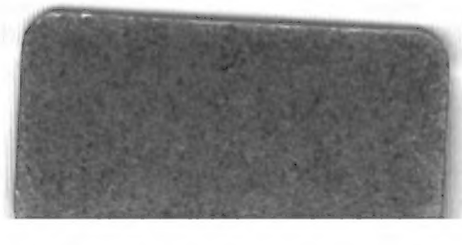
Digitized by Google

3.A.3.7.

Digitized by Google

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.



Digitized by Google

3. 7. 3. 7.

Digitized by Google

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.

Digitized by Google

3. 7. 3. 7.

Digitized by Google

838
G6B8
H

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue Mittheilungen

aus

Johann Wolfgang von Goethe's

handschriftlichem Nachlasse.

Dritter Theil.

Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt.
(1795—1832.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1876.

27726

Goethe's Briefwechsel

mit den

Gebrüdern von Humboldt.

(1795—1832.)

Im Auftrage der von Goethe'schen Familie

herausgegeben

von

F. Th. Bratranek.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1876.

838
G6
B7
H7
B72
v.3

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Vorbemerkungen.

Wie meine bisherigen Ausgaben von Briefwechseln Goethe's (mit Graf Kaspar von Sternberg, 1866, dann die Naturwissenschaftliche Correspondenz, 2. Bde., 1874), so ist auch diese im Auftrage der verehrten von Goethe'schen Familie durchgeführt worden. Günstige Umstände haben es ermöglicht, daß ich sie zu einer Festgabe für die Feier der Ankunft Goethe's in Weimar vor hundert Jahren (7. November 1775) bestimmen konnte.

Was das Material im allgemeinen betrifft, so kann mit voller Beruhigung gesagt werden, daß ein solches hierher bezügliches im von Goethe'schen Archive sich nicht weiter vorfindet. Ebenso wurde im von Humboldt'schen Archive die sorgfältigste Nachsuchung angestellt, für welche man hier öffentlich den größten Dank aussprechen muß; das Resultat ergibt sich aber aus den eigenen Worten des von den verehrten Angehörigen Wilhelm von Humboldt's an die Familie von Goethe gerichteten Antwortschreibens: „Ich habe demzufolge hier in Tegel, wo die unserer Familie verbliebene werthvolle schriftliche Nachlassenschaft aufbewahrt wird, nach Briefen von Goethe gesucht, leider aber deren nur drei gefunden. Ich sende

sie Ihnen anbei in genauer wörtlicher Abschrift, dabei bemerkend, daß die drei Briefe dictirt sind, nur die in der Abschrift unterstrichenen Worte sind eigenhändig geschrieben. — In Betreff von Briefen an Alexander von Humboldt bedauere ich sehr Ew. Hochwohlgeboren Erwartungen gar nicht entsprechen zu können, da von dessen brieflicher Nachlassenschaft sich nichts im Besitze seiner Familie befindet."

Speciell ist bei dem Briefwechsel Goethe's mit Wilhelm von Humboldt zu bemerken, daß, wie es sich aus dem Contexte ergibt, allerdings einige Briefe fehlen, welche im Chronologischen Verzeichniß mit O bezeichnet sind. Allein einerseits ist man aus den betreffenden Beantwortungen über den Inhalt derselben so ziemlich im Klaren, da sich aus den andern Briefen ergibt, daß die Beantwortungen sich auf alle Punkte des Vorbriefs beziehen. Andererseits werden Briefe doch nicht für die Publication geschrieben, also auch nicht dazu aufbewahrt, und so mag auch da dieser oder jener verliehen oder sonst wie in fremde Hände gerathen sein — genug die fehlenden waren unauffindbar.

Zwischen Goethe und Alexander von Humboldt scheint in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft der Briefwechsel allerdings beträchtlich gewesen zu sein, wie aus folgender Stelle der Annalen [für 1795] hervorgeht: „Bei seinem [Alexander von Humboldt's] Aufenthalt in Baireuth ist mein briefliches Verhältniß zu ihm sehr interessant." Daß aber die geschriebenen Briefe auch erhalten blieben, kann daraus mit Sicherheit nicht gefolgert werden, viel eher das Gegentheil aus der bald darauf folgenden [für 1796]: „Vor meiner Abreise [in die Schweiz] verbrenne ich alle an mich gesendeten Briefe seit 1772, aus entschiedener Abneigung gegen die Publication des stillen Ganges der freundschaftlichen Mittheilung." Zwar ist diese Angabe

Goethe's, wie es sich auch in unserer Sammlung zeigt, nicht wörtlich zu nehmen. Allein daß sich unter den verbrannten Briefen gerade die mit Alexander von Humboldt gewechselten befanden, mag ich in Anbetracht jener pikanten Ausdrucksweise nicht bezweifeln, welche Schiller an Körner (6. August 1797) viel derber bezeichnet. Unmittelbar nach der Rückkehr Humboldt's aus Amerika dürfte ein Briefwechsel, wegen der enormen Arbeiten Alexander von Humboldt's, kaum existirt haben, da Goethe über dessen Befinden stets bei Wilhelm von Humboldt sich erkundigt. Allerdings ist mir die Existenz eines Briefs aus jener Zeit aus Diezel's dankenswerthem Verzeichnisse: „Ungedruckte Briefe Goethe's" und zwar unter dem Datum 3. April 1807, Nr. 181, bekannt; allein sein jetziger Besitzer erwies sich für Bitten und Angebote unzugänglich. Später aber herrschte in dem Verkehr der beiden, hauptsächlich wol wegen des Wechsels der geologischen Ansichten Alexander von Humboldt's, mehr der Ton einer höchst bewundernden Achtung, als der jener Vertraulichkeit zwischen Freunden, welche allein das häufigere Briefschreiben begünstigt.

Bei der Anordnung der Briefe habe ich mich an die im Original vorfindliche Scheidung der Briefe nach den Correspondenten gehalten; mit Ausnahme der Orthographie und Interpunktion die Texte gewissenhaft wiedergegeben; als Noten nur das in sie (durch die Einklammerung [ ] kenntlich) eingefügt, was der Schreibende sicher im Sinne haben mußte; dafür aber mit möglichst erreichbarer Vollständigkeit der Belegstellen ihres Verkehrs zur Charakterisirung desselben beizutragen getrachtet; endlich in Verzeichnissen und Registern für die Auffindung der Verkehrsgegenstände gesorgt.

Ein Buch über den Verkehr Goethe's mit den Gebrüdern von Humboldt zu geben, konnte nicht mein Zweck sein,

auch wäre das nach den vortrefflichen Biographien von Schlesier, Haym und Bruhns ziemlich überflüssig. Ich wollte nur in der Einleitung auf ein objectives Interesse hinweisen, das allein nähere Beziehungen gereifter Männer zueinander einleiten und erhalten kann.

Krakau, 7. November 1875.

F. Th. Bratranek.

Goethe

und

die Gebrüder von Humboldt.

Digitized by Google

Wenn man nach dem rothen Faden ſucht, welcher das Verkehrsgewebe Goethe's mit den Gebrüdern von Humboldt durchzieht, ſo iſt es das phyſiognomiſche oder morphologiſche Intereſſe nicht blos an der vollſtändigen Ausprägung der Individualität in allen ihren Erſcheinungsweiſen, ſondern auch, in ſeiner letzten und höchſten Bedeutung, an der Umbildung der Welt, und hier zunächſt in der Wende des 18. Jahrhunderts. Denn die europäiſche Menſchheit, nachdem ſie ſich von den ungeheuern Umwälzungen des 17. Jahrhunderts zu erholen und in der Welt umzuſchauen begann, erblickte überall nur das erſtarrende Gorgonenhaupt, zu welchem ſich die Trümmer der Vergangenheit immer wieder kaleidoſkopiſch als Kreiſe zuſammenſchoben. So begann ſie denn, um ſich über ihr eigenes Erwachen ſicher zu werden, mit immer zielbewußterm Streben auf das gerade Gegentheil des Daſeienden hinzuarbeiten, damit ſie eine Welt umgebe, welche keine andern als nur die aus ihrer Selbſtbeſtimmung hervorgegangenen Geſtaltungen, alſo Ausprägungen des menſchlichen Innerſten, mit einem Worte, eine nur menſchlich lebendige Phyſiognomie darbiete.

So wollen denn die europäiſchen Culturvölker anſtatt der Todesphyſiognomie der erſtarrten und erſtarrenden Autoritäten und Traditionen die Vollebendigkeit des Natürlichen

in und um ſich finden, und geben dieſem Wollen, in der Literatur die Wirklichkeit anticipirend, je nach ihrer Eigenthümlichkeit auch einen verſchiedenen Ausdruck. Die Engländer gehen mit ihrem Robinſon voran und ſuchen darin nach einem von der verrotteten Cultur unberührten Boden, um denſelben und die etwa dorthin gelangenden Naturkinder — ihrer Parole „Help yourself" folgend — wahrhaft menſchlich umzugeſtalten. Bei den Franzoſen iſt es der Sarkasmus Voltaire's und die Sentimentalität Rouſſeau's, welche die geiſtreichſten Männer und Frauen der vorgeſchrittenſten Salons auf den Umſturz jener Weltordnung, die in dem L'etat c'est moi gipfelte, und auf ein Leben voller Wonne in einer Heimat der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vorbereiteten. In Deutſchland endlich, dem verrufenen Utopien metaphyſiſcher Träumereien, fühlte man bald, daß ehe die Phyſiognomie der Welt geändert werden könne, man erſt die Kräfte dazu heranbilden, darum auch ihre Uranlagen ergründen müſſe.

Scheinbar war dieſes mehr theoretiſche Vorgehen, welches aus der Phyſiognomie der Landſchaft die Grundlagen menſchlichen Daſeins überhaupt, nämlich die Bedingungen der Cultur; aus der Phyſiognomie der Sprache, des geiſtigen Verkehrsmittels, die Bedingungen für Recht und Sitte; endlich aus der menſchlichen Phyſiognomie die Befähigung jedes Einzelnen für die Durchführung einer beſtimmten Aufgabe in der Arbeit der Cultur und ihres Verkehrs zu erkennen ſtrebte, ein im beſten Falle langweiliger Umweg. Allein gerade die beſten Vorkämpfer in dem wilden, fremden Vorbildern nachſtrebenden Gepränkel, aus welchem, ſei es in ſtürmiſcher Selbſthülfe der Leidenſchaft oder mit der Sophiſtik eines feigen Herzensdranges oder durch einen nebuloſen Patriarchalismus, das Neue erſtehen ſollte, betraten zuerſt jene Bahn, auf der genau hundert Jahre nach ihrem Be-

ginnen (1770—1870) die deutsche Welt allerdings eine andere Physiognomie gewann, auf der aber auch die Furchen einer hartschaffigen Erziehung und Arbeit nicht zu verkennen sind.

Als zu den vorzüglichsten Mitarbeitern an dieser Umgestaltungsbahn gehörig treten uns die drei Männer entgegen, deren Namen das gegenwärtige Buch trägt. Und man muß gestehen, daß nur wenigen Menschen die Erfüllung der Lebensaufgabe durch die Gunst der Umstände so wie ihnen erleichtert wurde. Alle drei waren, wenn auch keine Krösusse, so doch begütert genug, um sagen zu können: Alles, was man sich in irgendeiner untergeordneten Stellung muß gefallen lassen, trage ich nicht um materieller Bedürfnißbefriedigung wegen, sondern nur aus Freundschaft, Patriotismus, Begeisterung. Jeder von ihnen war auf seinem Standpunkte befähigt, von seiner bestimmten Begabung aus, denselben mit den universellen Interessen der Menschheit in Verbindung zu bringen, also auch auf alle Nuancen ihrer verschiedensten Richtungen einzugehen, und jeder war zur feinsten Diplomatie angelegt, um die unscheinbarsten Fäden zu diesem Wechselverkehr zu verbinden. Jeder endlich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur der sich um die Weltumbildung verdient machen könne, dem es vor allem um seine eigene Weltbildung unbeirrbar und unerschütterlich zu thun ist.

Um aber die Bedeutung der Bahn zu ermessen, auf welchem diese drei Männer als nachwirksamste Mitarbeiter für ihr Volk und die Menschheit zu wandeln hatten, ist es nöthig, auf die hervorragendsten Punkte hinzuweisen, die mit ihnen oder kurz vorher als Zeichen der Zeit auftraten, die also auch einen Einfluß auf ihre Entwickelung übten, als Einschlag zu ihren eigenen Lebensfäden sich gesellten.

Als Goethe (28. August 1749) geboren wurde, war ein Jahr zuvor durch den Abschluß des Aachener Friedens zum

letzten mal die Illusion hergestellt worden, als gäbe es noch ein Deutschland mit seiner alten Reichsordnung: und gleichzeitig bewies Klopstock mit den ersten drei Gesängen des Messias, daß in der deutschen Literatur das neue Princip des 18. Jahrhunderts: die Naturwahrheit und Tiefe des Gemüths, seine Herrschaft angetreten habe. Und während dieses Princip mittels einer glänzenden, bald bis zur Wortstellung hinein mächtig sich erweisenden Form die Herzen in jene spatia imaginaria erheben wollte, in denen weder ein Fortgang der Handlung, noch eine Präcision der Charaktere, noch endlich eine greifbare Scenerie, sondern nur der Seraphinismus des Gefühls zu finden war, brachte De la Mettrie der Menschheit in seinem Buche „L'homme machine" die entgegengesetzte Neuigkeit, daß sie eigentlich nur eine Heerde von Hampelmännern sei. Und als in seinem Geburtsjahre selbst Buffon mit seinem großen (bis 1789 sich fortziehenden) naturhistorischen Werke die höhern Stände mit bezaubernder Darstellungsweise für die Einbeziehung der Naturwissenschaften in ihren Bildungsgang zu gewinnen begann, und unabhängig voneinander in Nordamerika Franklin und Diwisch in Mähren die letzten Entdeckungen derselben im Blitzableiter praktisch machten, glaubte man in Würzburg durch die Hinrichtung einer Hexe auch ein praktisches Resultat zu erzielen.

Bis zu der Geburt Wilhelm von Humboldt's (22. Juni 1767) hatte sich die Scenerie gewaltig geändert. Deutschland ward durch den Hubertusburger Frieden factisch entzweigeschnitten, und in Preußen gediehen nach den Kriegsnöthen und ihren Folgen die von Friedrich II. ausgestreuten Elemente so, daß nun Berlin der Mittelpunkt deutscher Bildung wurde, und sich diese schon durch Gründung eines Schullehrerseminars (1750) in ihrer Verbreitung gesichert wußte. Im Jahre 1751 wurde die von Klopstock eingeleitete

Siegesfeier des neuen Lebensprincips von Baumgarten in seiner Aesthetik gegen Gottsched theoretisch befestigt, und es beginnen die Zeiten, in denen sich Klopstock's heiliger Ernst um eine allseitige Umbildung des Vaterlandes aus den Tiefen des Herzens heraus in einer Reihe prachtvoller Oden darlebt und Gleim mit seinen Freundschaftskreisen denselben immer weiter zu propagiren trachtet. Daneben öffnen sich der rücksichtslosesten Kritik Lessing's gegen alle Traditionen und Coterien die Literaturbriefe (1759) und die allgemeine deutsche Bibliothek Nikolai's (1765), und er selber, nachdem er in einer Reihe kleinerer, um das Jahr 1750 sich gruppirender Lustspiele des Löwen Klaue gewiesen, trat (1755) mit dem bürgerlichen Trauerspiele Miß Sara Sampson als Reformator der deutschen Schaubühne auf. Im Geburtsjahre Wilhelm von Humboldt's wurde von Lessing der Sieg in diesem höchsten Kunstgebiete theoretisch in der hamburger Dramaturgie erkämpft, wo er den glänzendsten französischen Tragödiendichtern und dem totalen Unverständniß ihrer sogenannten griechischen Vorbilder den Todesstoß versetzt; daneben auf Shakespeare als Belebungsquell hinweist; endlich drei und nicht das Drama allein umwälzende Sätze feststellt: das Princip des Drama ist die Handlung, sie muß von gemischten Charakteren durchgeführt werden, und es ist gleichgültig, ob sie sich auf Thronen oder in Hütten begibt. Praktisch, d. h. von der Bühne aus, vollführte er in demselben Jahre (1767, gedichtet 1763) durch seine Minna von Barnhelm die gleiche totale Umwälzung in der Anschauung des Publikums, indem er das Lustspiel aus den Niederungen der Stubenmädchenkünste zu jenen Höhen emporhob, auf denen sich die Interessen der Familie mit denen des ganzen Volks identisch erweisen.

Daneben war er ein Jahr zuvor (1766) mit seinem Laokoon Winckelmann würdig zur Seite getreten, der (seit

1755) in Florenz, Rom, Neapel verweilend keine Stunde seines Lebens versäumte, damit er sich ja nur ganz in die Kunstdenkmale des Alterthums versenke und dem Verständnisse seiner Zeitgenossen näher bringe. Beide ergänzen einander durch ihre Methode, Lessing wendet die Literatur zur Erklärung der Kunst, Winckelmann die Kunst zur Erklärung der Literatur an. Bald beginnt dann Herder, Kunst und Literatur mit der Cultur und diese wieder mit ihrer Naturgrundlage zusammenzuhalten, und diese Klärungen des Alterthums drängen Homer's älteste Dichtergestalt mit einem erneuten Glanze in den Vordergrund der damaligen Literaturbewegung. Und mit diesem Vordringen in die Zeiten geht Hand in Hand der Beginn wissenschaftlicher Weltumsegelungen durch Byron (1764—66), Cook, Banks und Solander (1768—71), um den Menschen in allen ihm zugänglichen Räumen heimisch zu machen, und ebenso stellte Iselin (1768) in der Geschichte der Menschheit den Deutschen ein Bild des Zusammenhanges in den verschiedensten Erlebnissen unsers Geschlechtes auf. Zu alledem kamen im Geburtsjahre Wilhelm's die Ossiansübersetzung durch Denis, Sterne's Yorik, und im Phädon Mendelssohn's jene Concentration der Populärphilosophie, die später auf ihn selbst einen so bedeutenden Einfluß übte.

Um zwei Jahre später endlich (14. September 1769) wurde Alexander von Humboldt geboren, gleichzeitig Cuvier, der Forscher, und Chateaubriand, der Schwärmer der Natur, und als symbolisch für die fernere geschichtliche Gestaltung möge immerhin dieses selbe Jahr als das von Napoleon's Geburt und des Hervortretens von Klopstock's Hermannsschlacht genommen werden. Hätte damals überhaupt noch ein richtiger Astrologe mitsprechen können, so hätte er nicht blos über dieses, sondern auch über das nächste Jahr bedenklich das Haupt schütteln mögen, wenn er das Horoskop der da Geborenen: Beethoven, Thorwaldsen und Hegel, gestellt hätte.

Inzwiſchen wurde dieſes Jahr (1770) der damaligen und insbeſondere der deutſchen Welt eines der bedeutendſten für ihre moderne Entwickelung durch das entſchiedene Beginnen der Sturm- und Drangperiode. Selbſtverſtändlich kann hier die ganze Wirkſamkeit dieſer literariſchen, der politiſchen in Frankreich vorangehenden, ſonſt aber ihr gleichbedeutenden Revolution nicht detaillirt werden. Nur die Hauptpunkte ſeien erwähnt. Der Gegenſatz zwiſchen den Literaturfortſchritten und dem öffentlichen Leben war allmählich ein unerträglich acuter und namentlich in Deutſchland ein dadurch unüberbrückbarer geworden, als hier jedes Centrum fehlte, in welchem ſeine Extreme, ſei es im Salon, ſei es im Club, verpuffen konnten. Die Verbitterung, die von daher ſtammte, wurde durch den Siebenjährigen Krieg um ſo ſchärfer. Da ſtanden ſich ja in der Schlacht bei Roßbach eigentlich zwei Deutſchlande gegenüber; die Fremden hatten vollen Einblick in die Schmach des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation erhalten; und die von ihnen erlittenen Unbilden, die Störungen im Familienleben, welche der Knabe erfahren, tauchten mit der äußern Beruhigung der Zeitläufte immer mehr in der Erinnerung hervor. Es bedurfte da nur zufälliger Anſtöße, wie es die (1770 erfolgte) Ueberſiedelung Goethe's nach Straßburg und die Herausgabe des Deutſchen Muſenalmanachs war, um die Gährung überſchäumen zu machen.

Das Ziel dieſer Bewegung war eine neue Menſchheit, ſo wie bei ihren noch mitlebenden Vorgängern; allein der Unterſchied beider charakteriſirt ſich dadurch, daß die von Leſſing aufgeſtellte Baſis der höchſten Kunſtleiſtung von dieſer neuern Generation dadurch umgeſtürzt ward, daß es ihnen nicht um die Entwickelungsnothwendigkeit der Handlung, ſondern um die Zufälligkeit von Charaktermanifeſtationen zu thun war. Es ſollte nämlich in der Wirklichkeit das erreicht werden, was Hamann in den verſchiedenſten krauſen Wendungen

seines Stils proclamirt hatte, daß nur das einen wahrhaft menschlichen Werth habe, worin sich die Totalität des Menschlichen aus ihrer Concentration im Herzen zur Darstellung brächte. Es galt also vor allem, diesen Mittelpunkt, die Ureigenthümlichkeit des menschlichen Daseins, aus seinen Aeußerungen zu erkennen, und hier trat nun, anstatt aller bisher für entsprechend geltenden Hülfsmittel dazu, der Tagebücher, Andenken, Lorenzodosen u. s. w., Lavater mit seiner Physiognomik als einer geradezu unfehlbaren Doctrin hervor.

Die praktische Frage: wie die Welt umzugestalten sei, trat damit in das theoretische Stadium der Forschung nach den Aeußerungen der Eigenthümlichkeiten ein, die man als Material für die Erziehung zur neuen Welt und Menschheit zu benutzen hatte. Das als Weltumgestaltungsfrage bezeichnete Interesse wird auf deutschem Boden zuerst als Physiognomik in ihrer individuellen Bedeutung aufgenommen, bis es unsere drei Correspondenten zuletzt zu seiner ganzen Höhe erheben.

Zunächst aber nimmt Goethe, der gründlichste Vorkämpfer in jener Sturm- und Drangzeit, die tiefsten zwei Probleme seines Wirkens von da mit. Erstlich die Faustfrage, welche er bis zu seinem Lebensende in einer Reihe von poetischen Selbstbekenntnissen, die es zugleich für das menschliche Urphänomen sind, zu beantworten trachtet. Sodann die mit ihr, nämlich: was ist der Mensch und was seiner Erdenweisheit letzter Schluß? im innigsten Zusammenhange durch den Rückschluß von den Aeußerungen auf die Ureigenthümkeit stehende individuelle physiognomische Aufgabe, welche der Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Naturbeschäftigungen wurde.

An die Gebrüder von Humboldt traten alle diese seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auftauchenden Bestrebungen zunächst indirect durch Erzieher und Lehrer heran. Zwar

gehörten beide Aeltern den bedeutendsten und vorgeschrittensten Familien an; allein der Vater, der Umgestalter von Tegel, starb zu bald (1779), als daß er auf die Erziehung der Knaben hätte nachhaltig wirken können. Dafür hatten sie aber das Glück, eine höchst gebildete und sorgsame Mutter zu besitzen, welche aufs beste für ihre Ausbildung thätig war. Campe, der erste Erzieher, der Pädagog im eminentesten Sinne jener Zeit, war freilich nur zu kurze Zeit (bis in die ersten siebziger Jahre hinein) im Hause; aber Kunth, in welchem das Ideal eines preußischen Beamten angelegt war, sorgte anfangs, später der allseitig gebildete, durch und durch aufgeklärte, eigentliche philanthropische Philosoph für die Welt, für Weckung und Festigung ihrer Anlagen. Daneben gaben tüchtige Männer wie Heim (über Pflanzenkunde), Löffler (im philologischen Gebiete) u. s. w. den gründlichsten Unterricht über die einzelnen Disciplinen. Was die Empfänglichkeit beider für diesen gemeinsamen Unterricht anbetrifft, so war Wilhelm der viel geweckteren, während bei Alexander mit einer scheinbar unüberwindlichen Geistesstumpfheit zu kämpfen war, wie denn z. B. Wilhelm die 24 Klassen des Linné'schen Systems viel leichter erlernte als Alexander. Bei diesem jedoch zeigte sich bald eine außerordentliche Reiselust, und daraus erwuchs das Streben, alles Menschen Erreichbare kennen zu lernen. Beide begannen aber übrigens trotz der Allseitigkeit des Wissens, zu der sie ebenso angelegt wie angeleitet wären, frühzeitig ihr Wesen nach entgegengesetzten Seiten zu entfalten, und Wilhelm nach Seiten des Alterthums auf historischem, Alexander aber auf naturwissenschaftlichem Wege vorwärts zu dringen; zuletzt aber schwebte ihnen beiden die Völkerkunde, also das eigentliche physiognomische Ziel des Wissens, vor.

Beide endlich verlebten, ehe sie an die Universität abgingen, einige Jahre mehr in Berlin als in Tegel unter der

Leitung Engel's. Dort hörten sie (von Dohm) statistisch-politische und (von Klein) naturrechtliche Vorträge zur Vorbereitung für die Universität. Durch ihre Familienverbindungen waren ihnen die vornehmsten Kreise mit ihrer nachhaltigen Wirksamkeit für das Leben offen, und nicht minder nachhaltig erwiesen sich die Bekanntschaften, die sie im Hause des Mediciners Dr. Herz machten, wo sich unter der Salonherrschaft seiner Frau, Henriette, vornehm oder gering, alles versammelte, was den Geist des 18. Jahrhunderts, sei es nach Seiten seiner Verstandesschneidigkeit, sei es nach der seiner intensivsten Empfindsamkeit abspiegelte. Im allerpersönlichsten Sinne wurde ihnen dieses Haus nicht blos dadurch wichtig, daß sich für beide dort eine Anknüpfung mit M. Mendelssohn, Gentz, Rahel, Schleiermacher u. s. w. herstellte, sondern auch, daß insbesondere Wilhelm freilich später von da aus (durch die Wolzogen) auf seine Gemahlin Karoline von Dacheröden aufmerksam wurde, und Alexander das gründlichste Herzensfieber jener Frau gegenüber durchmachte, welche an Schönheit, Geistesreichthum und Liebenswürdigkeit alles in ihrem Hause überstrahlend nach Schleiermacher's Ausspruche nie irgendwen geliebt hat. Auf die literarischen Anregungen jener Kreise endlich ist noch Wilhelm's erstes, vor die Universitätszeit fallendes literarisches Product: „Sokrates und Platon über die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit" zurückzuführen, worin er Selbstbekenntniß über seine Erfüllung mit den Aufklärungstendenzen darlegt.

Von der Universität in Frankfurt a. O., welche die beiden Brüder (1787) zuerst bezogen, dort aber nur kurze Zeit verweilten, ist kein besonderer Einfluß zu bemerken. Dagegen wurde (1788) Göttingen von der größten Wichtigkeit für die erste Klärung ihrer Uranlagen. Wilhelm entschied sich für die Alterthumswissenschaft und kritische Philosophie, Alexander für die Naturwissenschaften, jener durch Heyne, dieser durch

Blumenbach, Käſtner und Lichtenberg, die damals bedeutendſten Autoritäten, gefördert. In Heyne's Hauſe machten zudem die beiden Brüder die Bekanntſchaft mit ſeinem Schwiegerſohn, G. Forſter, deſſen politiſche Schwärmereien und Weltumſegelung mit Cook man nur zu nennen braucht, um daraus die ſich auch in ihre Wiſſenſchaften fortpflanzenden Anregungen der beiden Brüder abzuſehen. Und wenn man auch nur H. König's Romane über den Mann und ſein Haus und ſeiner Gemahlin Thereſe Beziehungen zu Karoline (=Böhmer, =A. W. Schlegel, =Schelling) kennen ſollte, ſo iſt darin die Fülle perſönlich wichtiger Anregungen für beide erkennbar. Nimmt man auch da wieder die Begünſtigung durch Familienverbindungen, endlich noch die nicht geringere hinzu, im Kommen und Gehen abſolut unabhängig zu ſein, ſo erblickt man eine höchſt beneidenswerthe Studienlaufbahn beider.

An dieſe göttinger Zeit (bis 1790) ſchließen ſich auch kleinere Ausflüge beider an, auf deren einem Wilhelm in Pyrmont die Bekanntſchaft von Charlotte Diede, der Freundin ſeines ſpäteſten Briefwechſels, machte; aber auch größere Reiſen wurden unternommen. So war Alexander (im Herbſte 1789) mit ſeinem Collegen Geuns am Oberrhein bis in den Vogeſen und brachte von da, obwol noch mineralogiſcher Autodidact, ſeine Schrift „Ueber die Baſalte am Rhein" zurück. Im Frühjahre (1790) darauf ging er mit Geuns und G. Forſter längs des Niederrheins nach Holland, und dann nach England und Frankreich, während inzwiſchen Wilhelm, mit G. Forſter's Empfehlungsbriefen verſehen (1788), eine für ſeine Selbſtbildung höchſt wichtige Reiſe an den Rhein und (1789) eine für die Klärung ſeiner Weltanſchauung vielleicht noch nachhaltigere mit Campe nach Paris unternommen hatte.

Auf dieſer und den andern ſich daran reihenden Rheinreiſen wurde Wilhelm mit Jacobi intim und durch ihn mit dem Hiſtoriker J. Müller, mit Frau von Laroche, und ſo mit den

Empfindſamkeitskreiſen, mit Darmſtadt und dort mit Leuchſenring, mit Herder's Braut, aber auch mit Merck bekannt, endlich (1789) auch mit Lavater. Dieſer aber übte gerade durch die Grundverſchiedenheit ihres Weſens, welche zuletzt ihn auch von Goethe losſprengte, mächtigſt auf ihn ein. Erſtlich wurde er ſich vollkommen klar, was es mit Lavater's ſalbungsvollen Empfindſamkeitsphraſen auf ſich habe, da ſie gar ſo nahe mit jener reactionären Proſelytenmacherei zuſammenſtießen, die ſich in Berlin neben Nicolai's ebenſo unerquicklichem Wirken zu entfalten begann. Sodann aber wurde deſſen Phyſiognomik für ihn ein Anſtoß, die Forſchung nach dem Bleibenden in den ſcharf aufgefaßten Eigenthümlichkeiten der Erſcheinung immer mehr zu erweitern und den phyſiognomiſchen zum äſthetiſchen Sinn zu vertiefen, wie er ſich darüber (an Forſter 28. October 1789) ausſpricht: „Es mag wol viel Schwärmerei darin liegen, die ganze Sinnenwelt nur ſo als eine Art anzuſehen, wie die unſinnliche erſcheint, nur als einen Ausdruck, eine Chiffer von ihr, die wir enträthſeln müſſen; aber intereſſant bleibt die Idee doch immer, und wenn man ſich recht hineinträumt, ſchon die Hoffnung, immer mehr zu entziffern von dieſer Sprache der Natur, dadurch — da das Zeichen der Natur mehr Freude gewährt, als das Zeichen der Convention, der Blick mehr als die Sprache — den Genuß zu erhöhen, zu veredeln, zu verfeinern, die grobe Sinnlichkeit, deren eigentlicher Charakter es iſt, im Sinnlichen nur das Sinnliche zu finden, zu vernichten und immer mehr auszubilden den äſthetiſchen Sinn als den wahren Mittler zwiſchen dem ſterblichen Blick und der unſterblichen Uridee."

Bei Alexander aber tritt während dieſer Reiſe immer präciſer das Streben hervor, den empiriſchen (anſchauenden und experimentellen) Weg der Naturwiſſenſchaft, den er mit einer Reihe von Verſuchen über den Galvanismus angetreten, in

den exacten der berechnenden Begründung hineinzuleiten. So hielt er sich während des der Reise folgenden Winters in Hamburg auf, um auf der Handelsakademie von Busch und Ebeling sich mit dem Rechnungswesen völlig vertraut zu machen, während er im Hause des Kaufmanns Sieveking den Menschen des vom Calcul völlig beherrschten Weltverkehrs gemüthlich nahe trat. Von da ging er dann nach Freiberg, wo Werner, der Begründer der wissenschaftlichen Mineralogie, in welcher er sich bisher dilettantisch bewegt hatte, auch der Begründer seines nächsten Lebensberufs wurde. Die gemüthlichen Beziehungen aber, in welche er durch seine wissenschaftlichen Strebensgenossen Haften und Freiesleben gerieth, mochten, freilich später, nicht wenig dazu beitragen, die alte Reiselust mit ihrer Unendlichkeit in ihm zu einem Entziehungsstreben aus der Enge jener Gemüthlichkeiten und ihren Consequenzen zu verstärken.

Bei Wilhelm ward dagegen während dieser Zeit, die er in Erfurt und Weimar zubrachte, das Streben immer ernsthafter, sich am häuslichen Herde einen festen Mittelpunkt für seine ins weiteste gehenden Studien zu gewinnen. Für beide Brüder wurde aber noch einmal der preußische Staatsdienst ein gemeinsamer Boden für ihre, wenn auch verschiedenen Berufsthätigkeiten. Beide erhielten auch nur zu bald Gelegenheit genug, sich von diesem Boden wegzuwünschen; denn sowol der preußische Staat als sie selber waren andere geworden, seit sie Berlin zum Antritte ihrer akademischen Bahn verlassen hatten.

In Berlin war im Staatswesen jene Corruption eingezogen, welche im besten Falle als Duckmäuserei, in den nicht seltenen schlimmen als Bestechlichkeit, faules Formelwesen und überallhin ausgreifende Windbeutelei immer deutlicher auftrat, und endlich über die Schmach des Basler Friedens zu dem Abgrunde von Jena und Auerstädt gelangte.

In der Gesellschaft warf, von oben ermuntert, die Frivolität der Freigeisterei das letzte, aus Empfindsamkeitsspinnerei gewebte Mäntelchen von sich und wurde zur offenen Liederlichkeit, gegen welche in den seltenen Kreisen der Bessern, um sich aus diesem Chaos zu retten, nach und nach sich die aber leider selbst inficirten Umgestaltungsbestrebungen der Romantischen Schule zu regen begannen.

Die beiden Brüder wieder hatten sich während der Studienzeit durch entschiedene Berufswahl über jene gefährliche Allseitigkeit, welche ihre Jugendperiode sowie das von den französischen Encyklopädisten umgarnte 18. Jahrhundert beherrschte, erhoben, über die sowie über seine ersten Bildungsjahre auch Goethe sagt: „Daß ich Grieche und Lateiner geworden bin, daß ich des Orients Schätze den Deutschen lebendig gemacht habe, verdankt mein Genius neben anderm auch der Zeit, in der ich geboren, herangewachsen und gebildet bin, dieser Zeit mit dem vor- und rückwärts gewendeten Janusgesicht.“ Dieses Janusgesicht des 18. Jahrhunderts vertheilte sich an die beiden Brüder so, daß der eine sich immer tiefer an der Hand der Philologie in das Alterthum der Menschheit versenkte, während der andere schon frühzeitig nach den verborgensten Zügen der Naturphysiognomie zu forschen begann, welche sich ihm zunächst in der unterirdischen Flora Freibergs zeigten, bis sie sich zuletzt an jenem Ziele des beruhigten Allüberblickes auch mit Goethe zusammenfanden, an welchem seine Doppelbestrebungen für Kunst und Natur zur Klarheit und Einheit sich ausglichen und über welche er (im Faust, II, 5) das Selbstbekenntniß dem Thürmer Lynceus in den Mund legt:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Thurme geschworen,
Gefällt mir die Welt.

Ich blick' in die Ferne,
Ich ſeh' in der Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.
So ſeh' ich in allen
Die ewige Zier;
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr geſehn,
Es ſei wie es wolle,
Es war doch ſo ſchön!

Die Univerſalität blieb für beide Brüder als Baſis. Wilhelm hatte ſich durch Heyne auf ſeinen bis Leſſing und Winckelmann zurückweiſenden anthropologiſchen oder, wie man ihn auch zu benennen pflegt, äſthetiſchen Weg leiten laſſen. Gleichzeitig machte er nähere Bekanntſchaft mit der Philoſophie als einem Correctiv zu jener Methode, mit der Spinoza's durch Jacobi, von andern Seiten her aber die bis an ſein Lebensende wirkſame, weil ſeinem Naturell zuſagende, mit Kant und ſeinem kategoriſch ſcharfen Begründungsſtreben, welches (in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft) zu dem Ausſpruche ſich zuſpitzt, ehe von Erkenntniſſen geſprochen werden könne, müſſe zuerſt ein Gerichtshof beſtellt werden, der mit unerbittlicher Strenge die Vernunft bei ihren gerechten Anſprüchen „nicht durch Machtſprüche, ſondern nach ihren ewigen und unwandelbaren Geſetzen" ſichere, eine Forderung, die an Nachhaltigkeit ſogar die pariſer Guillotine hinter ſich ließ. Bei Alexander verbindet ſich, wie das aus ſeiner Vorliebe für Forſter's Anſichten vom Niederrhein erſichtlich iſt, die Tendenz: die Naturkenntniß zugleich durch Erfaſſung der Naturbedingungen für beſtimmte Culturrichtungen und die von ihnen ausgehenden Völkergeſtaltungen zu vertiefen. Beide Brüder waren endlich durch ihre Reiſen nach

Paris und durch ihre Intimität mit Forster über die dort anhebende Weltumwälzung und ihren eigenen Jugendenthusiasmus sich klar geworden.

Diese Elemente zusammen boten denn freilich schlechte Aspecten für ein Behagen im verrotteten preußischen Staatsdienste dar. Allein während sich noch Alexander in Hamburg auf die Praxis des Staatsdienstes vorbereitete, durchlebte Wilhelm zwischen Studien und Praxis ein Intermezzo, das für seine Zukunft unendlich folgenreich wurde. Zunächst machte er nämlich in Erfurt eine Lebensepoche durch, welche als Vorspiel zu seiner jenenser Zeit zu betrachten ist. Er kam in geistige Beziehungen zu dem edeln, hochgebildeten Coadjutor von Dalberg, in gesellschaftliche zu dem ebenso gastlichen als begüterten Kammerpräsidenten von Dacheröden, dessen einzige Tochter Karoline bald seine Braut wurde. Durch diese aber machte er die Bekanntschaft der Schwestern von Lengefeld, Karoline (damals noch von Beulwitz) und Charlotte, welche mit Schiller verlobt war. Mit diesem aber fand er sich gar bald auf dem Besprechungsboden der politischen Umwälzungen und der Kant'schen Philosophie zusammen, den er beinahe gleichzeitig mit Schiller aus demselben Bedürfnisse, Wissen und Leben zu begründen, betreten hatte. Scheinbar trat in dieser letztern Beziehung, nämlich in der zu Schiller, zunächst ein Stillstand ein, der durch Schiller's Heirath, Krankheit und jene Reise in die Heimat veranlaßt wurde, von welcher Schiller als ein durchaus Gekräftigter und Zielbewußter zurückkam. Höchst wahrscheinlich knüpft an diesen erfurter Aufenthalt Wilhelm's auch seine Bekanntschaft mit Wolf an, aus dessen Verkehr Wilhelm als ein durchaus Gestählter und Zielbewußter nach Jena gelangte.

Richtig besehen war eigentlich die kurze Zeit dieses seines ersten Staatsdienstes (1790—91) nur eine Episode zwischen dieser Bekanntschaft und der bis zum letzten Athemzuge (siehe

S. 302) glücklichsten Ehe, welche er mit Karoline von Dacheröden (Juli 1791) schloß. Nachdem er seinen Wohnsitz in Burgörner genommen, um sich ganz dem Studium des Alterthums hinzugeben, wurde durch die Nähe von Halle sein Verkehr mit Wolf ein sehr reger, welcher häufig mündlich, präciser schriftlich geführt, die Stellung beider zur Alterthumswissenschaft bleibend tingirte. Vorerst schrieb sich Wilhelm in einer Reihe von Abhandlungen, die sämmtlich in das Jahr 1792 (siehe Beilage) fallen, den Druck der politischen Interessen seiner Gegenwart von der Seele, und gelangte auf dem Wege kantisch vorgehender Erörterungen zum Ideale des Staats, welches ihm in der griechischen Welt verkörpert entgegentrat. Dieses „Land der Griechen mit der Seele suchend" traf er durch seine bisherige philologische Richtung mit Wolf, dem entschiedensten Antagonisten derselben, zum beiderseitigen Heile zusammen. Denn die anthropologische Richtung, welche Heyne der Alterthumswissenschaft gegeben hatte, konnte gar leicht im Streben, die Gesammtphysiognomie der antiken Welt aus ihren Schriftdenkmalen abzulesen, zum Uebersehen des Details dieser werden, welches bis auf Satzbau und Wortwahl hinab die literarische Basis jener Physiognomie bildet. Wolf dagegen, welcher mit Lessing'scher Unbarmherzigkeit gegen das Detail der traditionellen Uebernahme jener Schriftdenkmale kritisch auftrat und die Texte mit außerordentlicher Gelehrsamkeit bis zu ihrer Genesis hinein verfolgte, lernte doch auch jene philosophische Schulung schätzen, mit welcher Wilhelm von Humboldt an jedes Problem herantrat, und sein Totalitätsstreben würdigen, sodaß er sich mit Schiller und Goethe im vertraulichsten Verkehr zusammenfinden konnte. Diese kritische Richtung der Philologie, mit welcher nun Wilhelm von Humboldt die Physiognomie des Alterthums bis auf den Buchstaben kennen lernte, wurde für ihn zunächst zum Streben,

den Geist des Alterthums mit sich völlig zu identificiren. Es beginnen die Uebersetzungen von Pindar's Oden und Aeschyl's Agamemnon, aus denen endlich die Sprachwissenschaft oder die Physiognomik des Geisterverkehrs sich ihm als Blüte entfaltete und ihm seine unerschütterliche Stelle sichert. Sodann, indem er, auf demselben kritischen Wege vorgehend, vom griechischen Staate zur griechischen Kunst als einer noch präcisern Physiognomie menschlicher Totalität vordringt, erhebt er sich über die bisherige Gefühlsästhetik, da die Einsicht in das Schöne von der Vollständigkeit seiner Detailauffassung bedingt ist. Und wie diese Detaillirung mit der Kritik von Jacobi's „Woldemar" beginnend, auf die gründlichste Erforschung der organischen und geistigen Grundlagen der geschlechtlichen Verschiedenheit dringt, wird endlich Wilhelm von Humboldt durch den Umgang mit Goethe zum Meister der ästhetischen Analyse.

Diesen Weg überblickend, wird man an den gemahnt, welchen Goethe von Lavater's Physiognomik aus durchmachte. Der Reichthum immerhin höchst interessanter Erscheinungsformen der Physiognomien kann ihn nicht befriedigen; er dringt bis zum Skelete als dem Bleibenden derselben vor; und ruht auch hier nicht, bis er durch die mühsame Entdeckung des os intermaxillare das menschliche Skelet als ein adäquates den andern Formen dieses Baues anreihen kann, und durch die gewonnene Einsicht in die Wirbelumbildung (1790) bei jenem Urphänomen anlangt, das Gesetz und Empirie zu einem Typus zusammenwebend, ihm nach seiner Weise in diesem Gebiete die seine Selbstbildung abschließende Befriedigung gewährt. Um dieselbe Zeit aber beginnt sich bei Wilhelm von Humboldt der universelle Kreis seiner Bildungsrichtungen zur Aufgabe befriedigender Selbstbildung zu concentriren, wie er (8. Februar 1790) an Forster schreibt: „Mir heißt in das Große und Ganze wirken auf

den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und nur auf sich wirkt."

Auch Alexander von Humboldt benutzte die reiche Empirie des sonst so widrigen Staatsdienstes (1793—96) im Bergwesen, seine Verwendung im Baireuthschen, die verschiedenen Reisen (Steben, Schweiz), die gefährlichen Experimente (mit schädlichen Luftarten), ja selbst seine diplomatische Sendung zu Moreau, nur um durch größtmögliche Erweiterung und Begründung seiner Kenntnisse seine selbstgesetzte Aufgabe sich zu erleichtern, nämlich vom Reisetriebe aus zur Einsicht in die Totalität des Erdenlebens zu gelangen, und so die volle Erkenntniß der Naturphysiognomie zu gewinnen.

So waren denn die beiden Brüder zu erkenntnißklaren und zielbewußten Männern herangereift, als sie in einen bis zum Tode währenden Verkehr mit Goethe eintraten. Und da Wilhelm in seinem Streben die geistigen Eigenthümlichkeiten der Menschheit und ihre adäquaten Ausprägungen zu verfolgen, und darum zuvor mit der Philosophie völlig ins Reine zu kommen strebte, ebendeswegen aber sich von Schiller mächtig angezogen fühlte, so war es wol dieser, der den Anstoß zu einem längern Aufenthalte in Jena-Weimar gab. Dorthin kam, wenn er auch nicht als Beamter übersiedeln konnte, Alexander zu länger dauernden Besuchen um so lieber, als er bei Goethe für seine Richtung, welche auf den leisesten Widerklang der Naturexistenzen im menschlichen Innern losging, die wichtigste Beihülfe erwarten konnte. Eine Art von persönlicher Bekanntschaft datirte freilich von früher her, und wenn man auch von dem Besuche Goethe's in Tegel (1778), das um Nicolai's willen in den Faust aufgenommen wurde, absehen will, da die Brüder noch Kinder waren, so ist es sicher, daß während des Aufenthaltes Wilhelm's in Erfurt, und wegen seiner Beziehungen zu den auch Goethe wohl-

bekannten Familien Begegnungen mit dieſem ſtattfanden. Von einem eigentlichen Verkehr kann man aber doch erſt ſprechen, nachdem durch die Horeneinladung und die botaniſche Beſprechung die Scheidewand zwiſchen Goethe und Schiller gefallen war, alſo Mitte des Jahres 1794. Zwar hatte (April 1793) Wilhelm von Auleben aus Schiller in Jena beſucht, allein da war dieſer im Begriffe, nach Würtemberg zu reiſen, und als Wilhelm (im Februar 1794) nach Jena überſiedelte, war Schiller noch nicht zurückgekommen. So kann man wol auch Schiller's Rückkehr als den Beginn eines innigern Verkehrs Wilhelm's mit Schiller und durch dieſen mit Goethe bezeichnen. Was aber Alexander betrifft, ſo wird man ſtutzig, wenn man die Angabe Goethe's in den Annalen (1794) mit dem Briefe Nr. 4 unſerer Sammlung zuſammenhält. So viel aber iſt gewiß, daß der Verkehr dieſer Männer im Jahre 1795 in voller Blüte ſtand.

Es kamen aber Schiller und Goethe den beiden Brüdern als impoſante Vorbilder entgegen. Schiller hatte ſich ſchon in Dresden mit der Philoſophie, auf der Wilhelm bei ihm fortbauen wollte, tiefer eingelaſſen, und hatte dann in der Beſprechung ſeines Don Carlos dem Begründungsſtreben für ſeine Leiſtungen Genüge zu thun begonnen, bis er über das Verhältniß von Poeſie und Philoſophie in der Beſprechung von Bürger's Gedichten ſich zunächſt dahin klar wurde, daß zur Poeſie allerdings Begeiſterung nothwendig ſei, allein es müſſe die Begeiſterung eines gebildeten Geiſtes ſein. Und wie er ſich praktiſch durch ſeinen Don Carlos über die Unklarheit ſeiner Sturm- und Drangproducte erhoben hatte, ſo ſucht er auch auf ſeinem zweiten Berufsgebiete, nämlich auf dem der Geſchichte, die Begeiſterung ſeiner erſten Vorleſung über die Beſtimmung der Univerſalgeſchichte durch Bildung, alſo durch Begründung, und zwar durch die ſeiner Begabung ſo ſehr zuſagende Kant'ſche Philoſophie zu ſichern. Endlich aber,

als er den Weg der Schönheit (der Poesie) und den der Freiheit (der geschichtlichen Entwickelung) zu demselben Ziele der Selbstbestimmungsausprägung zusammenlaufen sah, konnte er das Verhältniß dieser beiden so hinstellen, daß in seinem politischen Ideale, dem „dynamischen Staate", die Schönheit allerwegen als Erscheinung der Freiheit sich darstellt, und so die geistige Physiognomie des Menschenthums vor dem nach diesem Resultate ringenden Wilhelm von Humboldt als Ziel seines Alterthums- und Kunststudiums sich zeigt.

Ebenso wie Schiller durch die von der schwäbischen Reise mitgebrachten „Briefe über die ästhetische Erziehung" hatte sich Goethe in den Naturwissenschaften den unerschütterlichen Boden seines weitern Fortgehens gesichert, ehe ihm Alexander von Humboldt durch seinen Bruder näher gerückt wurde. Durch die „Metamorphose der Pflanzen" (1790) und im selben Jahre durch die Entdeckung der Wirbelmetamorphose war er in zweien ihrer Gebiete durch die Findung des Urtypus (Physiognomie) abgeschlossen und befriedigt, sodaß es dann (1795) nur der Veranlassung in einem Gespräche bedurfte, um den „Entwurf einer Einleitung in die vergleichende Anatomie" als zweites grundlegendes Werk fertig zu bringen. In geologischer Hinsicht aber fand er sich durch den ilmenauer Bergbau und dadurch mit Alexander von Humboldt zusammen, daß dieser noch auf Werner's Bahn wandelte, welche Goethe nie verließ.

Für alle drei aber stand Goethe als eines der Urphänomene der Menschheit da, wie sie nicht gar zu häufig über die Erde wandeln, und was noch mehr sagen will, bei allem Trefflichen, was sie in seiner Umgebung, sei es in Jena, sei es in Weimar, fanden, konnte er sagen: quorum pars magna et ego fui. Denn der Herzog Karl August hatte sich nicht getäuscht, als er in jenem edelsten Enthusiasmus, der sein Herz seit der ersten durch Knebel in Frankfurt vermittelten Zu-

ſammenkunft mit Goethe erfüllte, dieſen endlich beſtimmt hatte, nach Weimar zu kommen und ihn durch ein Heimweſen dort feſſelte. Und ebenſo wenig Goethe, als er ein Jahr ſpäter, nachdem er ſich (1774) die ſchlimmſte Colliſion mit dem Werther von der Seele losgeſchrieben hatte, nun die Wirrniſſe, die aus ſeinen Beziehungen zu Lili hervorgewachſen waren, beiſeiteſchiebend, den Abſchied aus der Heimat mit den Worten eröffnete: „Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel feſtzuhalten und bald rechts, bald links vom Steine hier, vom Sturze dort die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum, woher es kam.“

Und er hat es, trotz alledem, was das Hofleben, die Bureaukratie und ſein Verhältniß zur Frau von Stein bis zur italieniſchen Reiſe von allen Seiten Störendes um ihn aufſtellten, die Zügel feſtzuhalten verſtanden. In allem Zuläſſigen ſich accommodirend, aber auch dort mit jenem vollen Gewichte ſeiner Perſönlichkeit ſich einſetzend, welches noch in der ſtraßburger Studienzeit dem Benehmen der Tiſchgenoſſen gegen Jung-Stilling entgegengetreten war, wurde er das, was er ſich vorgeſetzt, des Herzogs Freund in der höchſten Bedeutung des Wortes, die nur an des Herzogs gegen ihn bewährter Geſinnung und Praxis ihr volles Gegenbild hatte. Dieſe Zeiten überblickend, muß man ſich oft fragen, ob derjenige, der ein bitteres Wort ſagte, oder derjenige, der es mit richtiger Sophroſyne in ſein Thun übernahm, ob der, welcher für das als richtig Erkannte zur Ausführung alle ſeine Kräfte einſetzte, oder der, von dem die Initiative zur Verbeſſerung der Landeszuſtände ausging, der Größere war. Das, was die Herzogin Amalie angeſtrebt, wurde, von den Elementararbeiten an bis zur Univerſität, zur höchſten

Blüte gebracht, und es mußte für die beiden dafür vollkommen empfänglichen Brüder von Humboldt ein eigenes Schauspiel und Vorbild abgeben, als sie den gesegneten Boden Weimars betraten und den größten Dichter, denn noch hatte sich ihm Schiller weder in der Lyrik noch im Drama als Ebenbürtiger zur Seite gestellt, und den trotz der Kleinheit seines Landes größten Regenten jener Tage im Wetteifer für Schaffung und Erhaltung des Besten zusammenstreben sahen.

Weimar, von wo aus diese beiden Größen ihr Wirken begonnen und festgehalten hatten, wo die Herzogin Luise, die im edeln Kreise ihrer Frauen immer als die herrlichste von allen erschien, und die Herzogin Amalie, noch immer so bildungs- und lebenslustig wie damals, als sie, noch halb der Mädchenzeit angehörig, die Regentschaft übernahm, des Herzogs beste Lebensgefährtinnen waren, und wo ein Kreis hochstrebender Männer versammelt war, übte daher auf die Gebrüder beinahe die gleiche Anziehung wie Jena aus, wie auch sie dort beide gleich gern gesehene Gäste waren. Zudem brachte Meyer, der Kunstsinnige und Kunstgeübte, für das Verständniß der Kunstwerke jene Fülle von technischen Kenntnissen entgegen, ohne welche dieses im Geisterreiche nur ein schattenhaftes Leben führt. Wieland's Kalokagathie mit ihrem: Leben und Lebenlassen, und dabei das Schlimme verschlucken, ohne es lange zu begucken, hatte in Literatur und Leben auf jene Weltgewandtheit hingewiesen, die den Tand als Tand behandelt, welche die Gebrüder bald in noch höherm Maße als bisher zu üben genöthigt waren. Endlich ihre Universalität im Wissen und Streben und ihr bis zum letzten vordringendes Forschen nach der Eigenthümlichkeit der Einzelnexistenzen hatte an Herder das glänzende Vorbild. Denn nach seinen „Stimmen der Völker in Liedern" (1779) hatte er mit seinen „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" den Zusammenhang der Culturrichtungen mit

ſämmtlichen Naturbedingungen, und die daraus hervorgehenden Völkereigenthümlichkeiten im Geiſterverkehre als einander ergänzend nachgewieſen, und ſo ein phyſiognomiſches Bild der Menſchheit entrollt, das jeder Bruder in ſeiner Art, der eine mit dem „Kosmos", der andere mit der Einleitung zur Kawiſprache: „Ueber die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues" am Schluſſe des Lebens glänzend vollendete.

Auf Alexander übten die Hofkreiſe überdies noch einen eigenthümlichen Reiz durch die Vorliebe aus, welcher ſich dort die Naturwiſſenſchaften erfreuten. „Alles", erzählt Böttiger, „mineralogiſirte, ſelbſt die Damen fanden in den Steinen einen hohen Sinn und legten ſich Cabinete an." (Alexander von Humboldt. Eine wiſſenſchaftliche Biographie. Herausgegeben von Karl Bruhns, I, 188.) Und aus dieſer nächſten Gemeinſamkeit in den Lieblingsbeſchäftigungen ſtammte auch jene Vorliebe Karl Auguſt's für Alexander von Humboldt, welche dieſen zum Zeugen der letzten Lebenstage des Großherzogs machte. Der eigentliche Verkehrsboden für Goethe und die Gebrüder von Humboldt blieb aber doch Jena und dort wieder das Schiller'ſche Haus, von welchem ja und nicht ohne Vermittelung ſeiner vorzüglichen Leiterin die nähere Beziehung dieſer vier Geiſter ausging, ſowie die Horen das literariſche Centrum für ihre nächſte Thätigkeit.

Jena ſtand damals durch ſeine Univerſität im höchſten Flor, und ſo kam es, daß alle die jüngern Gelehrten, die noch eines Creditivs für das Lehramt bedurften, ſich Jena zum längern oder kürzern Thätigkeitsplatze erwählten. Und ebenſo auch die Studirenden, da in Jena die größte Auswahl der Lehrer und durch ihre eigene große Anzahl die lebendigſte wechſelſeitige Anregung ermöglicht war. Ja, als Goethe's und Schiller's Zuſammenwirken ſich auch in weitern Kreiſen fühlbar machte, ſtrömten die Perſönlichkeiten der ſich entwickelnden romantiſchen Schule dort zuſammen, ſodaß auch außerhalb der

Schulkreise die reichsten literarischen Anregungen dort zu finden waren. Und da Schiller eine Vereinigung der Dichter- und Lehrerberühmtheit darbot, so ward eine Annäherung an ihn allgemein gesucht und die erreichte durch das Interesse und die Liebenswürdigkeit seiner Conversation befestigt. Das Buch: „Charlotte Schiller" gibt eine, wenn auch nicht vollständige, so doch annähernde Vorstellung von dem Gehalt und Umfang des jüngern Männerkreises, mit welchem Schiller, am liebsten nach Tische beim schwarzen Kaffee, verkehrte. Fügt man zu diesen weitern Beziehungen die altfreundschaftlichen mit Körner's in Dresden, mit den Wolzogen, sodann die Vertraulichkeit der Familien Schiller's und Wilhelm von Humboldt's, endlich das Ab- und Zukommen Goethe's, so ist jedesmal eine glänzende Reihe geöffnet, wohin man sich auch wenden mag.

Zudem hatte Goethe in dem Jahre der Verkehrsanknüpfung mit Schiller den Druck seines Wilhelm Meister begonnen, und Schiller sich dem kolossalen Material des Wallenstein nach der Vollendung seines „Dreißigjährigen Krieges" ernstlich angenähert. Im Wilhelm Meister aber hat Goethe sein Selbstbekenntniß über die voritalienische Periode seines weimarer Lebens niedergelegt, in welcher der Dilettantismus ihn an der Bethätigung seines Dichterberufs so störte, daß es seiner eigenen Wanderjahre bedurfte, um dem, was er dichterisch gearbeitet, die letzte Vollendung zu geben. Und mit dem Wallenstein sollte es sich entscheiden, ob der philosophische Geschichtsforscher noch die poetische Kraft und in welcher Dichtungsgattung vorzugsweise besitze, ein endloses Material künstlerisch zu bewältigen. Mit welcher Allseitigkeit und bis zu den letzten ästhetischen Grenzen vordringenden Gründlichkeit die Fragen behandelt wurden: ob dort durch Goethe das massenhafte Detail so bewältigt sei, daß nicht ein kleinster Zug die Physiognomie des Ganzen störe, und ob bei Schiller und seinem Stoff die dichterische Kraft auf epischem oder dramatischem

Wege und dann im prosaischen oder rhythmischen Gewande aufzutreten habe, damit das Thema die richtige Physiognomie gewinne? Davon geben die Briefwechsel Schiller's mit Goethe, Körner, Wilhelm von Humboldt ein hinlängliches Zeugniß. Wie Wilhelm von Humboldt dadurch zur vollen Erfassung der Kunsteigenthümlichkeit heranreifte, sehen wir noch später. Daß Goethe da wieder für die dichterische Thätigkeit auflebte, wissen wir (siehe Belegstellen) aus seinen Aussprüchen über jene Lebensperiode, vor allem aber, die weniger umfangreichen Dichtungen jener Zeit übergehend, aus dem Beweise, den er mit Hermann und Dorothea so eclatant herstellte. Und wie sich Schiller's durch Geschichte und Philosophie gewonnene Klärung von diesen Anregungen aus bewährte, rollt sich in dem unaufhaltsamen Strome seiner lyrischen und dramatischen Dichtungen vor uns auf, bei welchem die Freunde nur immer mehr staunten, welcher seiner Wendungen sie den Vorzug geben sollten, bis er endlich das vollerreichte Selbstvertrauen und seine vom Fremden erlösende, ja das Fremde gewinnende Macht im Wilhelm Tell hinstellt, und schließlich noch (Huldigung der Künste) die allbewältigende Macht der Concordia, die im Wilhelm Tell exponirt ist, concentrirt so ausspricht:

> Denn aus der Kräfte schön vereintem Streben
> Erhebt sich, wirkend, erst das wahre Leben.

Aber auch Alexander von Humboldt kann sich der Macht dieses Kreises nicht entziehen. Er springt plötzlich scheinbar vom empirischen Wege ab, und wie er vorher bei Goethe zur Wiederaufnahme der physiognomischen Studien und nach dem Besuche der Loder'schen Vorlesungen über Bänderlehre, durch welche das bewegliche Element des Ausdrucks sein volles Verständniß gewinnt, dazu beigetragen, daß Goethe seine anatomischen Ansichten durch Max Jacobi nieder-

ſchreiben ließ, ſo betritt er mit dem „Rhodiſchen Genius“ ſelber das ſymboliſche Gebiet. Die Phyſiognomie des Weltganzen erſcheint ihm nämlich in der Doppelgeſtalt jenes Genius als Wirkſamkeit oder Nichtwirkſamkeit ſeiner als des Symbols der allgemeinen Lebenskraft. Und wie ſcheinbar fremdartig noch dieſer phyſiognomiſche Zug bei Alexander von Humboldt auftreten mag, ſo iſt er es doch nicht. Er iſt ja ſchon in ſeinem weltumfaſſenden Reiſetriebe und in der tiefen, durcharbeitenden, an das Gefährlichſte ſich wagenden Forſcherluſt implicite gegeben, und gewinnt endlich im Kosmos ſeine höchſte, wenn auch freilich vom Rhodiſchen Genius ſehr verſchiedene Darſtellung.

Mit dem Jahre 1797 wird dieſem perikleiſchen Zuſammenleben an der Grenze des 18. Jahrhunderts in Weimar-Jena ein Ende gemacht, und nur noch die von uns gebrachten Briefe und zeitweiligen Beſuche der Brüder bei Goethe erhalten den Verkehr bis zu ſeinem Tode. Am Ende des Jahres 1796 (19. November) ſtirbt nämlich die Mutter von Humboldt, deren ſchwere Krankheit ſchon vordem (Juli 1795 bis December 1796) Wilhelm's Entfernung von Jena nach Berlin veranlaßt hatte. Alexander macht ſich nun vom Staatsdienſte frei, um ſeinem Reiſeberufe zu folgen und auch Wilhelm verläßt Jena für immer (27. April 1797), um für ſeine in jenem Zuſammenleben gewonnenen idealen Anſchauungen ſich eine entſprechende Weltkenntniß zu gewinnen.

Damit wäre denn die Aufgabe einer Einleitung, nämlich einer Vermittelung der Bekanntſchaft mit dem Stoffe abgeſchloſſen, da dieſer Stoff nun am beſten durch ſich ſelber ſpricht. Es wäre höchſtens noch Wilhelm von Humboldt's in Jena gemachte Bekanntſchaft mit dem Docenten Vater, der für ſeine Sprachſtudien ſo wichtig wurde, und mit Fichte, der durch Wilhelm von Humboldt's wichtigſte That: die Gründungsanregung und Realiſirungsthätigkeit für die ber-

liner Universität, den Boden erhielt, auf welchem er durch die „Reden an die deutsche Nation" Humboldt's, seiner Freunde Stein, Scharnhorst u. s. w. Regenerationsbestrebungen Deutschlands unterstützte, anzuführen, und im übrigen auf die vortrefflichen Arbeiten von Schlesier, Haym und Bruhns dankbarst für ihre bisherige Hülfe hinzuweisen. Es kommt uns aber noch darauf an, zu zeigen, wie sich die Gebrüder weiter und noch in ihren literarischen Schlußwerken als treue Strebensgenossen Goethe's darstellen.

Bei Wilhelm zeigt sich dieses treue Zusammengehen mit Goethe nicht blos darin, daß er alles ihn Interessirende, folglich auch dessen Dichtungen, aufs lebendigste mit ihm bespricht, sondern vor allem darin, daß er sich schon von seinem Reiseruhepunkte Paris aus über seine Lebensaufgabe und ihre Begrenzung mit der in Jena gewonnenen vollkommenen Klarheit ausspricht (S. 46: „Wir haben gewöhnlich u. s. w. — Augenblick zu gelten."). Der Typus ist zwar da nicht genannt, aber so präcis definirt, wie wir es selbst bei Goethe nicht finden. Sodann sehen wir das in einer Reihe unmittelbar bestimmter und in Paris begonnener oder vollendeter Schriften, in deren Darstellungsweise übrigens sich das Naturell Wilhelm's: das Totalitätsstreben, verbunden mit einer nicht immer zusagenden diplomatischen Vermittelungsbreite, ausprägt, und auf die man beinahe, wenn auch nicht immer, seine Schilderung Diderot's anwenden möchte (S. 60: „Ist es Ihnen — sein Geist gerichtet."). Zuerst seine Abhandlung über Goethe's Hermann und Dorothea, durch welches die auf Lessing zurückweisende Begründung der ästhetischen Analyse ihre Vollendung erhielt, indem er, das Gedicht im Zusammenhange mit dem Dichter und beider mit der Weltgestaltung betrachtend, die höchste Aufgabe der Poesie darin findet, daß der Mensch durch seinen unerschütterlichen Sinn als Weltbildner, als Heros erkannt wird, wenn er das All-

täglichſte, die Gründung der Familie, als den Anfang aller menſchlichen Cultur, alſo als das Höchſte, mitten in die Weltumwälzung hineinſtellt. Dann wenn er auf der „tragiſchen Schaubühne" alle Momente nachweiſt, die zu einer vollkommenen Illuſion des Heroismus nöthig ſind, und wenn es dort um das ſich weltumgeſtaltend ausprägende Weſen, alſo das Innerliche der idealen Menſchheitsphyſiognomie, geht, ſo ſind es hier die bloßen Aeußerlichkeiten, die der Schauſpieler hinzuzuthun hat, um die vom Dichter hingeſtellten Ideale lebendig erſcheinen zu laſſen. Im „Musée des petits Augustins" zeigt er die Phyſiognomie nicht blos als Einigung der menſchlichen Doppelnatur, ſondern auch (S. 87) als unter der Herrſchaft des Zeitalters ſtehend, während er im „Montſerrat" die Einflüſſe der Naturumgebung auf die Wahl und Geſtaltungsweiſe der menſchlichen Selbſtbeſtimmung erörtert.

Dasjenige Werk endlich, das man geradezu als eine Phyſiognomik oder Morphologie der geiſtigen Seite des Menſchen bezeichnen muß, und welches ihm den würdigſten Platz neben Bopp und Grimm für alle Zeiten ſichert, iſt die Einleitung zu ſeinem Werke über die Kawiſprache: „Ueber die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues." Und nicht blos gehört es zu den grundlegenden Werken der Wiſſenſchaft, ſondern es iſt bei Wilhelm von Humboldt auch der Abſchluß und die Concentration ſeiner ganzen Lebenseigenthümlichkeit. Denn ſchon als er ſich, ſowie über alle ſeine bisherigen Beſchäftigungen, über ſein philologiſches Streben, das bei ihm gleich anfangs ein anthropologiſches war, durch den jena-weimarer Aufenthalt völlig geklärt hatte, ſchreibt er an Schiller (14. September 1795): „Nicht blos, daß die Sprache ſelbſt ein organiſches Ganzes iſt, ſo hängt ſie auch mit der Individualität derjenigen, die ſie ſprechen, ſo genau zuſammen, daß dieſer Zuſammenhang durchaus nicht verwechſelt werden darf." Wie ihn während ſeiner ſpaniſchen Reiſe die dialektiſchen Aus-

prägungen der französischen Eigenthümlichkeiten beschäftigten, sehen wir aus dem betreffenden Briefe, bis ihm beim Betreten des spanischen Bodens nicht blos eine allen seinen Sprachkenntnissen fremde, sondern auch überhaupt unenträthselte Sprachform im Baskischen begegnet. Dies bringt eine Wendung in seinen Sprachbeschäftigungen hervor, und selbst unter den Bezauberungen von Kunst und Natur in Rom und seinen Umgebungen schreibt er an Wolf (16. Juni 1804): „Im Grunde ist alles, was ich treibe, auch der Pindar, Sprachstudium. Ich glaube, die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannichfaltigkeit der Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr in diese Ansicht." Zur Bestätigung dieser sucht er seine Sprachenkenntniß immer mehr zu erweitern; er versenkt sich in das reiche Material, welches Alexander für dieses Gebiet der Naturgeschichte des Geistes aus Amerika mitgebracht; er macht während der Wiener Congreßzeit Bekanntschaft mit dem Slawischen und Magyarischen, bis mitten in die Quängeleien der Gesandtschafts- und Verfassungsangelegenheiten im Jahre 1817 an ihn von Vater die Aufforderung gelangt, er möge sich an den Nachträgen zu Adelung's (den er in Dresden kennen gelernt hatte) Mithridates betheiligen, und das erste dort (1821) niedergelegte Resultat seiner linguistischen Arbeiten war die „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens mittels der baskischen Sprache". Von dieser Zeit aber, welche mit seinem definitiven Rücktritte aus dem eigentlichen Staatsdienste zusammenfällt, da sein letztes Ehrenamt kaum als ein solcher gelten kann, sind es beinahe ausschließlich (siehe Verzeichniß 1820—28) sprachliche Abhandlungen, welche ihn beschäftigten. Das Sanskrit vor allem nahm sein Interesse bis zum Streben, Proselyten dafür zu werben, in Anspruch. „Er beschäftigte sich außer den schon früher in

den Kreis seiner Forschungen aufgenommenen Sprachen auch mit den ägyptischen Hieroglyphen, mit Chinesisch, Japanisch, den hinterindischen Sprachen, vor allen dem Malaiisch-Polynesischen, und fing an, auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft eine lebhafte Thätigkeit zu entfalten" (Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft, S. 519), bis er endlich bei dem Kawi, jener heiligen Sprache, anlangte, welche sich aus der Durchdringung des Sanskrit mit dem Malaiischen gebildet hatte. Bei seinem Tode (18. August 1835) war der geringste Theil fertig, und ein Jahr später daraus von Puschmann die schon wiederholt genannte Einleitung auch unter dem Titel: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" herausgegeben.

Wie beim rechten Menschen, so ist auch dieses letztvollendete Werk ein voller Ausdruck seines Wesens. Er ist Analytiker, hält sich darum streng an die gegebene Wirklichkeit und sein scharfes Denken, sowie die reichste Empirie werden in steter Wechselwirkung gerade nur soweit gebracht, daß der Typus aus denselben hervorbricht. Er verfolgt darum weder wie J. Grimm die Lautveränderungen auf geschichtlichem Wege bis zum Ursprung der Sprache, noch forscht er mit Bopp durch Vergleichung nach der Urbedeutung jener Elemente, durch deren Zusammenwachsen das Wort in seiner Flexion als selbständiger Organismus sich erweist, obwol ihm beide Bahnen nicht fremd sind; sondern er hält neben diesen beiden auf seinem Boden die Wesensausdeutung des Factischen als seine Aufgabe fest. Factisch aber ist Folgendes: Erstlich, alle Menschen sprechen; zweitens, keine Sprache bleibt bei ihrem Mutterlallen stehen; drittens, es gibt keine allgemeine Sprache. Der erste Punkt wird von Humboldt so bestimmt: „Der Mensch ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend." Die erste erfahrungsmäßige hörbare Vermittelung des menschlichen Wesens mit der Wirklichkeit ist

demnach der geformte (Gedanke) Laut (Material), das Wort, eine vollständige Darstellung der menschlichen Duplicität. Mit dieser beginnt sofort das zweite, nämlich die Umbildung des Sprechens durch seine materiellen, in seinem Organismus und der Landschaft gegebenen Bedingungen, zu denen sich mit der Geburt schon der menschliche Verkehr gesellt. Das Sprechen ist demnach nie ein fertiges, ein Ergon, sondern eine Energeia, ein stets Werdendes, das man nur aus der Grundlage des Verkehrs, aus dem Denken zu erfassen hat, „als die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen". Der Verkehr endlich, wie sehr er die Glieder der Menschheit zu vereinigen strebt, hat es doch nur mit Gliedern zu thun, weil die ganze Menschheit durch tellurische und historische Bedingungen zu Völkern gesondert ist. Wenn demnach eine erste und letzte ideale Einigung des Menschengeschlechts als das Wesentliche vorleuchtet, so ist sie nur in der Sprachfähigkeit zu finden, und die erscheinenden Eigenthümlichkeiten dieses Wesens sind nur in einer Gruppirung der Völker und ihrer Sprachen festzuhalten, und bei der Gruppirung dieser Typen, bei welcher er sich noch gegen den Vorzug des einen Sprachen- und Völkertypus vor dem andern verwahrt, bleibt Wilhelm von Humboldt stehen. Sein letztes Wort darüber heißt: „Die Geisteseigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volks stehen in einer solchen Innigkeit der Verschmelzung miteinander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig daraus abgeleitet werden können." Damit ist das aus den stürmischen Dämmerzeiten des 18. Jahrhunderts herüberklingende Postulat Hamann's erfüllt: „In der Sprache jedes Volks finden wir die Geschichte desselben. Da das Geschenk zu reden unter die unterscheidenden Vorzüge des Menschen gehört, so wundert es mich, daß man noch nicht die Geschichte unsers Geschlechts und unserer

Seele von dieſer Seite näher zu unterſuchen den Verſuch gemacht hat."

Die Sprachwiſſenſchaft iſt demnach bei Wilhelm von Humboldt Phyſiognomik oder Morphologie ihres Gegenſtandes und ganz daſſelbe Anſchauungsmedium für die Naturwiſſenſchaften verbindet auch Alexander wie ſeinen Bruder Wilhelm von Humboldt mit Goethe. Als er ſich nämlich jene in Weimar-Jena erreichte vollkommene Reiſe während ſeiner amerikaniſchen Reiſe überall beſtätigt hatte, ſodaß er, wie das Chamiſſo mittheilt, dort als el sabio Barone in ehrendſtem Andenken ſich erhielt, ſandte er an Goethe den erſten Theil ſeines Reiſewerks, worüber das biographiſche Werk von Bruhns Folgendes erzählt (I, 199): „Daß Humboldt aber ſeinerſeits Goethe als Botaniker hochſchätzt, ſehen wir daraus, daß er ihm den zuerſt erſchienenen Theil ſeines amerikaniſchen Reiſewerks, die «Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebſt einem Naturgemälde der Tropenländer», mit einem ſinnvollen, von Thorwaldſen gezeichneten Widmungsblatte — der Genius der Poeſie, ein lorberbekränzter Apoll, lüftet den Schleier der Iſis, zu deren Füßen ein Buch liegt mit der Aufſchrift: «Metamorphoſe der Pflanzen» — zugeeignet hat, durch welches angedeutet werden ſollte, daß es auch dem Dichter gelingen könne, den Schleier der Natur zu heben." (Siehe Belegſtellen, Jahr 1807.) So ſandte er Goethe nach dem Tode ſeiner Gemahlin den Aufſatz: „Ueber die Vertheilung der Pflanzengeſtalten." (Siehe Belegſtellen 1816.)

Daß aber Alexander's ganze Anſchauungsweiſe der Natur eine phyſiognomiſche iſt, ſehen wir nicht blos aus dem Titel: „Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe", ſondern mit aller Entſchiedenheit aus ſeinen folgenden Worten (Anſichten der Natur, II, 3 fg.): „So wie die oryctognoſtiſche Kenntniß der Geſteinarten ſich von der Gebirgslehre unterſcheidet, ſo iſt von der individuellen Naturbeſchreibung die allgemeine, oder

die Physiognomik der Natur, verschieden. Georg Forster in seinen Reisen und in seinen kleinen Schriften, Goethe in den Naturschilderungen, welche so manche seiner unsterblichen Werke enthalten, Buffon, Bernardin de Saint-Pierre und Chateaubriand haben mit unnachahmlicher Wahrheit den Charakter einzelner Himmelsstriche geschildert. Solche Schilderungen sind aber nicht blos dazu geeignet, dem Gemüthe einen Genuß der edelsten Art zu verschaffen, nein, die Kenntniß von dem Naturcharakter verschiedener Weltgegenden ist mit der Geschichte des Menschengeschlechts und mit seiner Cultur aufs innigste verknüpft. Denn wenn auch der Anfang dieser Cultur nicht durch physische Einflüsse allein bestimmt wird, so hängt doch die Richtung derselben, so hängen Volkscharakter, düstere oder heitere Stimmung der Menschheit großentheils von klimatischen Verhältnissen ab. Wie mächtig hat der griechische Himmel auf seine Bewohner gewirkt! Wie sind nicht in dem schönen und glücklichen Erdstriche zwischen dem Euphrat, dem Halys und dem ägäischen Meere die sich ansiedelnden Völker früh zu sittlicher Anmuth und zartern Gefühlen erwacht! Und haben nicht, als Europa in neue Barbarei versank und religiöse Begeisterung plötzlich den heiligen Orient öffnete, unsere Vorältern aus jenen milden Thälern von neuem mildere Sitten heimgebracht? Die Dichterwerke der Griechen und die rauhern Gesänge der nordischen Urvölker verdankten größtentheils ihren eigenthümlichen Charakter der Gestalt der Pflanzen und Thiere, den Gebirgsthälern, die den Dichter umgaben, und der Luft, die ihn umwehte. Wer fühlt sich nicht, um selbst nur an nähere Gegenstände zu erinnern, anders gestimmt in dem dunkeln Schatten der Buchen, auf Hügeln, die mit einzeln stehenden Tannen bekränzt sind, oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birke säuselt? Melancholische, ernst erhebende oder fröhliche Bilder rufen diese vaterländischen

Pflanzengestalten in uns hervor. Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, das geheimnißvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außersinnlichen gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höhern Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig erkannten Reiz."

Endlich der Kosmos hat schon in seiner Benennung die morphologische Bedeutung aufgeprägt (das Geordnete, Geschmückte), und Alexander von Humboldt erscheint uns der Natur gegenüber als der moderne Kadmos, daß er (da doch vom dritten Bande an nur Detaillirungen der beiden ersten gegeben werden), im ersten Theile die Physiognomie des Weltganzen, von den Sternschnuppenfällen an, als heute noch fortwirkenden morphologischen Vorgängen, bis zum Vorkommen der Thiere als Zeugen für die Vergangenheit, so darstellt, wie sie heute erscheint, und im zweiten die geschichtlich gegebene Reihe der Anschauungen über diese Physiognomie, d. h. über die Abspiegelung der Natur in ihrer menschlichen Gemüthseinwirkung vorführt. Und aus dem unermeßlichen Pantheon seiner Citate sehen wir das Bestreben, zu zeigen, wie diese Naturgrundlage mit dieser Culturstufe, und diese wieder mit der Gesammtanschauung ihrer Menschen zusammenhängt.

Und wie die Gebrüder von Humboldt sich als treue Begleiter Goethe's und rastlose Bethätiger der in Jena-Weimar erlebten Anregungen erweisen, so muß man auch wieder sagen, daß er ein volles Verständniß ihren Bestrebungen entgegenbringt und sich dieselben nach seiner Weise zurechtzulegen strebt. Die Bedeutung der linguistischen, abschließenden Thätigkeit Wilhelm's war ihm durchaus nicht fremd, und wenn wir auch von seinem Sprachproberoman als einer kindischen Spielerei absehen, so müssen wir doch auf seinen westöstlichen Divan hinweisen, als auf einen glänzenden Beweis für sein Bemühen, die fremde Volksthümlichkeit durch die

Dichtung, ihre höchste sprachliche Manifestation, in den heimischen Gefilden und Anschauungen neu aufleben zu lassen. Und wenn er es zuerst als Postulat hinstellt:

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen; —

so kann er auf dies sein Wirken hinblickend stolz ausrufen:

Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen.

Wie sehr er aber mit Alexander im naturwissenschaftlichen Streben hinsichtlich des Ziels und der Methode, den Typus der Einzelexistenzen und die Physiognomie des Ganzen im Reflex des Gemüths zu finden, zusammengeht, davon gibt sein noch (1780) im stürmischen Jugendenthusiasmus niedergeschriebener Hymnus: Die Natur, sowie das aus dem besten Mannesalter (1802) stammende Sonett: Natur und Kunst, Zeugniß. Sein physiognomisches Bemühen endlich, die aufgenommenen wissenschaftlichen Resultate durch Kartenzeichnungen sowol der Sprachengebiete als der Vegetationsgrenzen sinnlich vor sich hinzustellen, zeigt Goethe's volle Zusammenstimmung mit beider Gebrüder Lebensrichtungen.

Seinen eigenen Entwickelungsgang verfolgend und sich an sein Wort haltend, daß jede seiner Dichtungen ein Selbstbekenntniß sei, muß sich die Literaturwissenschaft über Goethe mehr als über andere als Physiognomik oder Morphologie bekennen, da sie ja zugleich die durch die Erlebnisse tingirte Ureigenthümlichkeit und die in jenen Erlebnissen abgespiegelten anregenden Welterscheinungen unter einem Gestaltungsgesichtspunkte zusammenzufassen hat.

Und da sehen wir denn namentlich zwei Zielpunkte, die Goethe auf diesem morphologischen Menschheitswege vorschweben. Erstlich die Stellung zur idealen Wirklichkeit, nämlich der Kunst, sodann zweitens die zu der gegebenen der Welt. Ueber die erstere sagt er (Winckelmann, II, 475):

„Das letzte Product der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar zu viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen, kann man sagen, sei es nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei..... Dagegen tritt nun die schöne Kunst ein, denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und sich endlich bis zur Production des Kunstwerks erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor: denn indem es aus den höchsten Kräften sich entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis auf und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Zukünftige begriffen ist.“ Und wie hier die idealistische, so findet man am Endpunkte seines Lebens die realistische Weise, in welcher sich Goethe die Erscheinung des menschlichen Wesens als eine Physiognomie der Menschheit darstellt. Das passive oder receptive Naturell erhält seine richtige Physiognomie dadurch, daß der Einzelne, nachdem er den überall herumtastenden Dilettantismus von sich abgeschüttelt und mit Pietät für alles Wirkliche sich erfüllt hat, gleich dem Wilhelm Meister den Illusionen und Collisionen seiner Lebenswanderung ein Ziel setzt, daß er sich mitten in der Allgeschäftigkeit

der Welt für die raſtloſe, durch ſeine Allbedürftigkeit geſicherte Bethätigung ſeines Berufs, alſo Ausprägung ſeines Weſens, ſeine Stelle erobert. — Das active Naturell aber, das er nicht blos als Dichter, ſondern von Gartenanlagen an als Umgeſtalter ſeiner ganzen Umgebung, als jene „ernſte Lebensführung" bewährt hatte, von der er ſelbſt das eine mal ſagt: „Wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich", und das andere mal: „Wer immer ſtrebend ſich bemüht, den können wir erlöſen", erblickt man in ſeiner edelſten Phyſiognomie, wenn der todesnahe Fauſt ſeine Weltplane darlegt:

Das iſt der Weisheit höchſter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muß.
Und ſo verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis ſein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich ſehen,
Auf freiem Grund mit freiem Volke ſtehen,
Zum Augenblicke dürft' ich ſagen:
Verweile doch, du biſt ſo ſchön,
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn!

Alſo die Arbeit der Weltumgeſtaltung durch und für die Selbſtbeſtimmung des menſchlichen Weſens tritt zuletzt als das Urphänomen der Menſchheit vor Goethe hin, jene Energeia, welche Wilhelm von Humboldt in der allgemein menſchlichen Aeußerungsweiſe, und jenes ewig Werdende der Natur, deſſen ſtete Reflexe Alexander von Humboldt im menſchlichen Gemüthe findet, ein Geſtaltungsweſen, deſſen Bedeutung Schiller charakteriſirt:

Und ſetzet ihr nicht euer Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſein.

Man kann demnach wol mit Recht ſagen: Wilhelm von Humboldt zeichnete die ideale Phyſiognomie des Geiſtes in

der Sprachentwickelung, Alexander von Humboldt die ideale Physiognomie der Natur in ihrem Ordnungsreflexe im Gemüthe, Goethe die ideale Physiognomie des ganzen Menschenthums in seiner die Landschaft und ihre Bewohner umbildenden Energie; ihr Freund Schiller aber stellt sich ihnen als Physiognomiker der Freiheit vollberechtigt zur Seite.

Und indem wir durch diese Vier an das Kreuz des südlichen Himmels gemahnt werden, dessen Anschauen stets entzückt, erblicken wir auch Karl August vor uns, dessen idealistische Energie allein jene Glanzzeit ihrer Combination ermöglichte. Und im bildlichen Gebiete uns bewegend, unterschiebt sich einem Bildernamen eine andere als seine herkömmliche Gestalt. Das Pentazonium Vinariense schwebt uns als die sich umeinander bewegenden Lebenssphären von fünf Männern vor, deren jeder seine Zone nach seiner Eigenthümlichkeit und nach der im Centrum als unverrückbares Ideal vorgesetzten Aufgabe der Menschheit zu erfüllen strebt; ein Kreislauf, der, ohne Rast und ohne Hast durchgeführt, nach und nach die vier andern ergreifend, mit der Ankunft Goethe's in Weimar seinen Anfang nahm.

Digitized by Google

A.

Goethe's
Briefwechsel mit Wilhelm von Humboldt.

Digitized by Google

1. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

15. Juni 1795.

Ich freue mich herzlich, liebſter Freund, zu hören, daß Sie auf dem Wege der Wiederherſtellung ſind, und wünſche Ihnen den beſten Fortgang dabei. Wie ich von Schiller höre, ſind ſie nach Karlsbad zu gehen entſchloſſen, und auf alle Fälle ſehe ich Sie noch vor meiner Abreiſe, da ich, wenn Sie erlauben, wenn es irgend möglich iſt, Sie noch einmal in Weimar auf einige Stunden beſuche. Bei uns ſind die böſen Maſern endlich doch eingekehrt. Mein Mädchen hat ſie gehabt, iſt aber wieder in der Geneſung; der kleine Bruder und ich ſind noch ganz frei, und vielleicht wird daher unſere Reiſe nicht geſtört.

Ihr Meiſter hat uns geſtern einen ſehr glücklichen Abend gemacht. Er iſt Ihnen unglaublich gelungen. Die Begebenheiten ſind ſo ſchön motivirt, und nehmen doch einen ſo raſchen und unerwarteten Gang für den Leſer, die Charaktere ſouteniren ſich wunderbar, und das Raiſonnement über Hamlet iſt voll tiefer Ideen und trefflicher Bemerkungen. Der Unterſchied zwiſchen Drama und Roman, den Sie angeben, iſt aus dem Innerſten der Kunſttheorie geſchöpft und verdiente wol noch einer ausführlichern Erörterung, als Ihnen die Stelle im Roman erlaubte. Meiſter's Uebergang zum Theater haben Sie mit überaus großer Kunſt vorbereitet, und Werner's und ſein Brief ſtellen ſich vortrefflich gegeneinander. Der letztere erhält auch ſehr nützliche Winke über

Ihren Roman ſelbſt und die Gründe, warum Sie ſich alles um das Theater herumdrehen laſſen. Von meiner Frau ſoll ich Ihnen ſagen, daß es ſie ſehr intriguire zu wiſſen, weſſen Arm den Meiſter in dem Augenblick umſchlingt, als das Manuſcript uns verläßt. In der That ſind wir alle ſehr neugierig darauf und haben uns was rechts zerrathen, um es herauszubringen. Die meiſten Stimmen unter uns und Schillers ſind für Marianne; indeß auch Mignon und Philine ſind auf unſerer Liſte geweſen. Ich denke, die Erſcheinung, mit der das Kapitel ſchließt, rührt von derſelben Perſon her, die den Geiſt übernahm; oder täuſcht auch dieſe Vermuthung und war der Geiſt ein Mann, vielleicht Werner? Daß Aurelie eine ſo hübſche Rolle ſpielt, dafür danke ich Ihnen beſonders. Sie ſtört einen gar nicht, auch wenn man ſie nicht liebt; und macht durch den ungeheuern Contraſt noch Philinen pikanter, die durch das Klipp! Klapp! und das ſchöne Lied noch höher, wenigſtens bei uns allen, ſteigt. Was meint aber wol Philine für eine Stelle im Hamlet?

Voß' „Luiſe" hat mich ſo intereſſirt, daß ich mich anhaltender mit ihr beſchäftige. Dies hat mich auf die Idylle überhaupt und auf die Vergleichung moderner Idyllendichter geführt. Unter den italieniſchen Dichtern dieſer Art bin ich am wenigſten bekannt. Gibt es wol außer Sannazaro noch andere ſehr merkwürdige, und könnten Sie mir nicht wenigſtens den erſtern und den „Pastor fido" auf einige Tage, aber, wenn ich bitten dürfte, recht bald ſchicken.

Verzeihen Sie mein Geſchmiere und mein Geſchwätz und empfangen Sie nur noch meinen innigſten und herzlichſten Dank für die frohen Tage, die ich bei Ihnen genoß, und die nur die Beſorgniß um Ihre Geſundheit ſtörte. Tauſend Empfehlungen an Ihren Freund Meyer von mir und an Sie beide von meiner Frau!

Humboldt.

Schiller ſtreitet, daß der Aufſatz im Merkur: „Ueber den Stil in den bildenden Künſten“ [von Fernow], wovon im Maiſtück eine Fortſetzung ſteht, von Fichte ſei. Aber haben Sie es mir nicht geſagt und über dies Werklein geſprochen?

2. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena, 22. Juni 1795.

Meinen freundſchaftlichſten Dank für Ihre gütige Bemühung in Anſehung der italieniſchen Idyllendichter. Mit nächſter Poſt ſollen ſie ſämmtlich zurückerfolgen. Es ſind auch unter denen, die ich noch nicht kannte, einige närriſche Geburten. Bei uns iſt noch alles wohl und unſere Reiſe wirklich auf Mittwoch über 8 Tage feſtgeſetzt. Könnten Sie mir nicht, liebſter Freund, mit einem Wort ſagen, ob wir Sie bis dahin noch einen Tag hier ſehen? oder erlaubten Sie mir, im Fall dies nicht ſein ſollte, noch einmal auf einige Stunden zu Ihnen zu kommen? Ich geſtehe Ihnen offenherzig, daß ich mich nicht gern, ohne Sie noch einmal geſehen zu haben, auf 3 Monate von Ihnen trennen möchte. Jacobi hat geſchrieben und verſpricht den Horenbeitrag zu Ende des Monats. Wie iſt denn ſeine Adreſſe in Hamburg? Sie waren ſo gütig, mir zu verſprechen, mir eine Abſchrift des Aufſatzes meines Bruders [„Ueber die gereizte Muskelfaſer“?] oder das Original ſelbſt zu ſchicken. Dürfte ich Sie bitten, dies noch vor meiner Abreiſe zu thun. Ich möchte ihn gern mitnehmen, weil ich einige Verſuche nachmachen wollte. Meine Frau empfiehlt ſich mit mir Ihrem und Herrn Meyer's gütigem Andenken!

Ihr

Humboldt.

3. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Tegel, 22. Auguſt 1795.

So lange Sie in Karlsbad waren, habe ich Sie nicht mit Briefen ſtören mögen, jetzt aber erlauben Sie mir wol, Sie zu fragen, wie es Ihnen nach geendigter Brunnencur geht, und Ihnen einige Nachricht von mir und den Meinigen zu geben.

Ich habe mich herzlich gefreut, ſchon von Schiller vorläufig zu hören, daß Sie recht geſund zurückgekommen und auch ſonſt mit Ihrem Aufenthalte zufrieden ſind. Es iſt in einem Bade ſelten genug. Auch meine Geſundheit hat ſich merklich gebeſſert, aber von dem frohen Leben in Ihrer Nähe geht mir manches ab. Die Menſchen hier, wenn ich meine nächſten Bekannten abrechne, mit denen mich noch alte Gewohnheit verbindet, ſind ſo, daß ich nie mit ihnen zuſammenkommen werde. Mit ziemlicher Leere und entſetzlicher Schlaffheit verbinden ſie nicht wenig Prätenſion, und an nichts fehlt es ihnen ſo ſehr, als an Sinn und an Geiſt, wofür ſie ſich denn mit Spötteleien über beides weidlich rächen. Vorzüglich zeichnen ſie ſich durch einen ſatten Ueberdruß aus, für den nun nichts mehr Würze hat. Alle neuern Producte beurtheilen ſie nach ſchon vorhandenen, und was nun nicht ſo als das iſt, was ſie einmal zu loben gewohnt ſind, wird ohne Gnade verdammt. Ich habe Schiller allerlei Urtheile über Sachen, die uns gemeinſchaftlich intereſſiren, geſchrieben, es ſind ganz prächtige darunter.

Den Horen iſt man nicht ſonderlich hold. Vorzüglich kann man es ihnen nicht verzeihen, daß ſie ſich, laut der Ankündigung, vorgenommen haben, beſſer als die übrigen Journale zu ſein.

Der Meiſter wird fleißig geleſen, und ein neuer Theil verſchlungen, aber die Kritiker wiſſen an ihm denn doch viele Mängel und Fehler, unter denen der vorzüglichſte iſt, daß er nicht gerade ſo iſt, als der Werther. Auch begreift man nicht, wie er ſich ewig mit dem Theater beſchäftigen kann.

Zur Arbeit bin ich hier sehr wenig gekommen. Ich habe meine Mutter krank gefunden und dies veranlaßt mir sehr große Störungen. Gesehen habe ich auch nicht viel Merkwürdiges. Das Walter'sche Cabinet [in Berlin] ist sehr schön, aber die Besitzer sind so stumm und ungefällig, daß man vor den seltensten Sachen vorbeigehen kann. Auf der école vétérinaire ist, außer einigen Skeleten (ein Dromedar, ein Wolf, verschiedene Pferderassen), die Sie gewiß längst verglichen haben, nichts Sehenswerthes, und wie faul und wie unwissend die Menschen sind, habe ich erfahren, da ich einige Versuche mit ihrer Hülfe anstellen wollte. Noch habe ich das Bloch'sche Cabinet [in Berlin] zu sehen, was allerlei Seltenheiten enthalten soll.

Schiller schreibt mir, daß das sechste Buch des Meister vollendet ist. Könnten Sie uns nicht die Freude verschaffen, es nebst dem Ende des fünften noch vor dem Druck zu sehen? Ich bin äußerst begierig darauf. Zwar weiß ich, daß Unger es mit Ungeduld erwartet. Aber es machte nur einen Tag Unterschied aus, wenn Sie die Güte hätten es mir zu schicken, oder, was ich noch für kürzer und sicherer hielte, Ungern zu schreiben, daß er es mir mittheilte.

Ich freue mich unglaublich der Hoffnung, Sie Anfang October wiederzusehen. Wir werden über den indeß gesammelten Stoff viel zu plaudern haben, und können unsere Irrfahrten zur Anatomie und so manche andere Späße wieder beginnen. Auch der Von Ewigkeit her Gesetzte [Fichte] wird es uns ja nicht an Materie zu allerlei Ergötzlichkeiten mangeln lassen.

Recht viele freundschaftliche Grüße von meiner Frau und mir an Sie und Herrn Meyer. Leben Sie recht wohl.

Ihr

Humboldt.

Meine Adresse: Berlin, auf der Jägerbrücke [Jägerstraße?] im Humboldt'schen Hause.

4. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[December 1795.]

Es ist hohe Zeit, daß ich auch einmal ein Wort von mir hören lasse; leider muß ich mit der Klage anfangen, daß unser schönes Quatuor im vorigen Winter so zerstreut worden ist. Sie befinden sich in Berlin, und Meyer ist wahrscheinlich in Rom, die böse Witterung und mancherlei kleine Geschäfte hier am Ort hindern mich, Schiller öfters zu besuchen, die Briefe wechseln bei mir nicht stark, und so bin ich wieder in meinem eigenen und gewissermaßen engern Kreise.

Die Freitagsgesellschaft hat wieder angefangen, sodaß also das Licht der Kenntnisse, das übrigens ziemlich unter dem Scheffel steht, wenigstens einmal die Woche in meinem Hause leuchtet.

Ich habe den Gedanken gehabt, die vielerlei Zweige der Thätigkeit in unserm kleinen Kreise in ein Schema zu bringen, und will die Gesellschaft bewegen, die einzelnen Notizen auszuarbeiten. Diese Kunst- und wissenschaftliche Republik sieht bunt genug aus und besteht, wie die deutsche Reichsverfassung, nicht durch Zusammenhang, sondern durch Nebeneinandersein, wie Sie selbst davon eine anschauliche Kenntniß haben.

Was ich zeither gethan habe, kennen Sie schon meistens, und was ich gegenwärtig ausarbeite, werden Sie auch bald sehen. Schiller sagt mir, daß Ihnen mein Märchen nicht misfallen hat, worüber ich mich sehr freue, denn, wie Sie wissen, weit darf man nicht ins deutsche Publikum hineinhorchen, wenn man Muth zu arbeiten behalten will.

Der letzte Theil des Romans [Wilhelm Meister] wird wol erst Michaelis herauskommen, und was ich über Naturlehre und Naturgeschichte gesammelt habe, möchte ich auch erst zu-

ſammenſtellen, ehe ich mich dem italieniſchen Weſen wieder ausſchließlich widme; ich habe indeſſen auch hierzu manches geleſen und geſammelt.

Laſſen Sie mich doch auch wiſſen, was Sie die Zeit über gearbeitet haben, und was Sie von Ihrem Herrn Bruder hören, deſſen Bemerkungen auf ſeiner Reiſe ich mit Verlangen entgegenſehe.

In Berlin werden gegenwärtig des Kriegsraths Körber's Kupferſtiche verkauft. Es iſt zwar nichts darunter, was mich reizt, allein Sie fänden ja wol einen dienſtbaren Geiſt, der, für die Gebühr, an den Rand des Katalogen den Preis ſchriebe, um welchen dieſe Kunſtwerke weggehen, man kann daraus doch manches ſchließen und ſich in andern Fällen danach richten.

Sie haben gewiß mit vielem Antheil geſehen, welche Fortſchritte Schiller auch in ſeinen kritiſchen Arbeiten macht, er hat ſehr glückliche Ideen, die, wenn ſie nur einmal geſagt ſind, nach und nach Eingang finden, ſo ſehr man ihnen auch anfangs widerſteht. Man wird ihm, fürcht' ich, erſt lebhaft widerſprechen und ihn in einigen Jahren ausſchreiben, ohne ihn zu citiren.

Haben Sie die monſtroſe Vorrede Stolberg's zu ſeinen Platoniſchen Geſprächen geſehen? Es iſt recht ſchade, daß er kein Pfaff geworden iſt, denn ſo eine Gemüthsart gehört dazu, ohne Scham und Scheu, vor der ganzen gebildeten Welt ein Stückchen Oblate als Gott zu eleviren und eine offenbare Perſiflage, wie z. B. Jon iſt, als ein kanoniſches Buch zur Verehrung darzuſtellen. Den Aufſatz von Weißhuhn [„Sätze und Gegenſätze zur Grundlegung eines neuen Syſtems der Philoſophie"] im ſechsten Hefte des Niethammer'ſchen philoſophiſchen Journals habe ich mit vielem Vergnügen geleſen. Uns Menſchenverſtändlern iſt es gar zu angenehm, wenn uns das Speculative ſo nahe gerückt wird, daß wir es gleich fürs

Haus brauchen können. Da bei meinen physikalischen und naturhistorischen Arbeiten alles darauf ankommt: daß ich das sinnliche Anschauen von der Meinung, insofern es möglich ist, reinige und sondere, so ist mir jede Belehrung sehr willkommen, die zunächst hierauf deutet, um so mehr, als das Anschauen, insofern es diesen Namen verdient (denn es ist von dem Ansehen, wie billig, sehr zu unterscheiden), selbst wieder subjectiv und manchen Gefahren unterworfen ist.

5. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, 19. April 1796.

Unser Freund Schiller hat mir in Ihrem Namen aufgetragen, mich nach einem Mathematiker für das Erziehungsinstitut umzusehen, das unter Mounier's Direction in Weimar errichtet werden soll. Ich eile, Ihnen theurer Freund, von der Art, wie ich mich bis jetzt dieses Auftrags entledigt habe, Nachricht zu geben, und auch Sie um einige Nachricht zu bitten, die mich hier bei meinen Erkundigungen bestimmter leiten könnte.

Ich kenne einen jungen Genfer, einen Mann, schon von einigen zwanzig Jahren, wie ich dem Ansehen nach urtheile, der hier in einem angesehenen Hause Hofmeister ist. Er hat sich einzig der Mathematik gewidmet, und, wie ich durch sachkundige Männer erfahren, beträchtliche Fortschritte darin gemacht. Da das Institut, wie ich voraussetze, nur für den Unterricht bis zur Universität bestimmt ist, so vermuthe ich, fordern Sie nicht einen schon fertigen und bekannten Gelehrten, sondern mehr einen Mann, der zwar schon gute Fortschritte in seinem Fache gethan hat, aber doch erst der Vollendung seines Studiums entgegengeht. Und daß der junge Mensch, auf den ich denke, Lust und Eifer zum Studium

beſitzt, kann ich aus meiner eigenen Bekanntſchaft mit ihm ebenſo ſehr bezeugen, als daß er von Charakter ſehr regelmäßig und beſcheiden iſt, ſich im Umgange ſehr gut ausdrückt und überhaupt die, ſeinen Landsleuten in ſo hohem Grade eigene Liebenswürdigkeit beſitzt. Engliſch (da mir Schiller ſchreibt, daß man auf Engländer vorzüglich Rückſicht nehme) weiß er ſo viel, daß er mit großer Fertigkeit lieſt und verſteht, aber im Sprechen beſitzt er bis jetzt keine Uebung. Deutſch lernt er erſt und hat noch wenig Fortſchritte darin gemacht.

Die Hauptſorge wäre jetzt unſtreitig die, ob dem Inſtitute mit einem Subjecte dieſer Art gedient wäre, und um ſich darin gewiß nicht zu täuſchen, hat er mich ausdrücklich gebeten, zu veranlaſſen, daß der Umfang von Kenntniſſen, den man verlange, näher beſtimmt werde, damit er ſelbſt ſeine Kräfte danach zu prüfen im Stande ſein möchte. Auf den angewandten Theil der Mathematik, vorzüglich auf Mechanik, hat er ſich bis jetzt am meiſten gelegt. Mit der Architektur aber hat er ſich bisher nicht beſchäftigt, iſt aber ſehr bereit, ſich auch dieſem Theil zu widmen. Daß ich Ihnen, im Fall Sie auf ihn reflectirten, ein Zeugniß irgendeines ſachverſtändigen Mannes oder eine Probearbeit von ihm ſelber verſchaffe, verſteht ſich von ſelbſt.

Da es mir ſehr möglich ſcheint, daß Ihnen dieſes Subject noch zu jung und nicht reif genug vorkommt, ſo wünſchte ich, um weitere Erkundigungen einziehen zu können, noch nähere Nachricht über das Inſtitut, und vorzüglich auf folgende Fragen eine möglichſt ausführliche Antwort:

1) Wie eigentlich das Inſtitut, und inwiefern alſo die Lehrer, auch unabhängig von dem Fortgang der Anſtalt, für die Erfüllung der gemachten Bedingungen ſicher geſtellt ſind?

2) Von welcher Zeit an ſich die Lehrer verbindlich machen müßten einzutreten?

3) Inwiefern ſie etwa freie Station haben würden und

in welchen Grenzen ungefähr der geforderte Lehrer der Mathematik seine Bedingungen machen könnte?

4) Ob er außer seinen Lectionen auch auf die Aufführung der jungen Leute Aufsicht haben sollte und wie viel Lectionen etwa er wöchentlich geben müßte?

5) Welchen Umfang von Kenntnissen man eigentlich von ihm fordere? In welcher Sprache er unterrichten soll und welche andere etwa noch verstehen?

Wollten Sie mir hierauf recht bald eine gütige Antwort schenken, so würden Sie mich in den Stand setzen, das Geschäft besser zu betreiben, und außerdem den jungen Menschen, dem ich jetzt einzig davon gesprochen habe, sehr verbinden. Vorzüglich ist der Punkt der Sprache wichtig. Ein Deutscher, der auch allenfalls im Unterricht sich französisch verständlich machen könnte, dürfte schwer zu finden sein.

Ich habe heute nicht Zeit, Ihnen mehr zu sagen. Wie schmerzt es mich, schon so lange von Ihnen getrennt zu sein! Aber ein böses Schicksal von Krankheit waltet über den Meinigen. Meine Frau ist gerade jetzt recht krank, und sogar der starke Junge hat das Fieber. Im Junius gehe ich nach Karlsbad. Sehe ich Sie vielleicht auch da? So unendlich viel es mir auch werth wäre, kann ich es doch kaum wünschen, da Sie diese Reise vermuthlich sehr stören würde. Meine Frau empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Andenken.

Ihr

Humboldt.

6. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[27. Mai 1796.]

An Herrn von Humboldt in Berlin.

Sie haben, verehrtester Freund, die Güte gehabt, mir auf eine durch Schiller gethane Anfrage eine so umständliche und

befriedigende Antwort zu geben, daß ich um Verzeihung bitten muß, wenn ich dagegen erst so spät etwas erwidere. Der junge Mann, von dem Sie mir schreiben, gefällt mir nach Ihrer Schilderung sehr wohl, und nach meiner Ueberzeugung würde er sich auch zu dem neuen Institute recht gut schicken; unsere Franzosen aber, die, nach dem beiliegenden Prospectus, ihren Eleven eine ziemliche Summe abzunehmen gedenken, glauben auch womöglich gemachte Männer und Männer von Namen herbei und in ihr Interesse ziehen zu müssen, um so mehr, als sie solche wirklich, wenn das Institut zusammenkommt, gut bezahlen können. Ich wartete bisher ab, ob allenfalls von denen Personen, auf die man Absicht hatte, Antwort zurückkäme, und ob sich die Unternehmer zu etwas bestimmten. Da es aber bisher noch nicht geschehen ist, und ich befürchte, Sie möchten von Berlin abreisen, so eile ich mit dieser Vorantwort, um Ihnen für diese Bemühungen den besten Dank zu sagen. Ehe Sie von Berlin weggehen, vertrauen Sie mir ja wohl den Namen des jungen Mannes, den Sie vorschlugen, an? damit ich, im Falle, wenn man auf ihn noch zu reflectiren gedächte, an ihn schreiben könnte; es soll niemand von mir außerdem erfahren, wie er heiße und wo er sei.

Wenn wir Sie oft vermißt haben, so ist es auch diesmal bei der Anwesenheit des Grafen Geßler und Körner's geschehen. Wir haben sehr angenehme Tage zugebracht, auch war Funk hier, und die Gegenwart Schlegel's trägt nicht wenig bei, die Gesellschaft unterhaltend und lebhaft zu machen.

Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie fortgesetzt an meinen Arbeiten nehmen. Was Sie über das Märchen sagen, hat mich unendlich gefreut. Es war freilich eine schwere Aufgabe, zugleich bedeutend und deutungslos zu sein. Ich habe noch ein anderes im Sinne, das aber, gerade umgekehrt, ganz allegorisch werden soll, und das also ein sehr

ſubordinirtes Kunſtwerk geben müßte, wenn ich nicht hoffte, durch eine ſehr lebhafte Darſtellung die Erinnerung an die Allegorie in jedem Augenblick zu tilgen. Ich lege die Abſchrift einer Idylle bei [„Alexis und Dora"], ich bitte, ſie nicht aus Händen zu geben, und wünſche dieſer Production, zu der ich ſelbſt einige Neigung habe, eine gute Aufnahme.

Daß Sie meine Schöne Seele [in Wilhelm Meiſter] nicht in den Kreis Ihrer Affection einſchließen würden, konnte ich ungefähr vorausſehen, bleiben Sie ihren Vettern und Nichten deſto gewogener, wenn das ſiebente und achte Buch, das wol bald vom Stapel laufen wird, ſie zu Ihnen hinbringt.

Schiller hat ja wol von Iffland's Beſuch bei uns etwas geſagt, es war wirklich ein intereſſanter Moment. Schiller blieb über drei Wochen bei uns, jetzt aber ſetzt er ſein altes Leben wieder fort und verläßt beim ſchönſten Wetter ſeine Stube nie.

Meinen Cellini darf ich Ihnen ja wol nicht empfehlen; ich hoffe, dieſer ſonderbare Mann ſoll Ihnen in der Ueberſetzung, wenn Sie das Original nicht kennen, noch manches Vergnügen machen.

Meyer, der im Begriff iſt, nach Neapel abzugehen, grüßt auf das ſchönſte, er fährt fort, ſowol in Arbeit als in Betrachtung äußerſt fleißig zu ſein. Die neueſten Fortſchritte der Franzoſen in Italien machen mich, wegen meiner Nachfahrt nicht wenig beſorgt. Da ſie den 11. dieſes in Mailand und Parma waren, ſo können ſie heute in Italien, ich möchte beinahe ſagen, ſein wo ſie wollen, wenn ſie nur ſtark genug ſind. Die modeneſiſche Galerie und der ſchöne Corrége von Parma ſollten die nicht auch eine Reiſe nach Paris antreten? und was können ſie nicht aufpacken, wenn ſie nach Bologna kommen! Wir müſſen das erwarten, was wir nicht denken mögen; in wenig Poſttagen wird die Sache entſchieden ſein.

7. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, 25. Juni 1796.

Verzeihen Sie, verehrungswürdigster Freund, wenn ich Ihnen auf Ihren freundschaftlichen Brief vom 27. v. M. erst so spät antworte und Ihnen Ihre schöne Idylle [„Alexis und Dora"] so lange vorenthalten habe. Allein obgleich ich seit dem Anfange des Mai hier ein recht ungestörtes und völlig einsames Leben führe, so hat ein unglücklicher Zufall es in diesen letzten Wochen immer so gefügt, daß ich den Posttag entweder auf dem Lande bei meiner Mutter habe zubringen müssen, oder durch unerwarteten Besuch abgehalten worden bin. Lassen Sie sich diesen Verzug nur ja nicht hindern, ich bitte Sie recht herzlich darum, mir künftig einmal wieder eines Ihrer neuern Producte mitzutheilen; Schiller wird Ihnen sagen, daß ich sonst nur selten gegen die Pünktlichkeit im Antworten verstoße.

Wegen des mathematischen Lehrers an dem neuen französischen Institut haben die Unternehmer ganz recht, wenn sie für eine solche Bezahlung, als sie bei einer solchen Einnahme, auf die sie, dem Prospectus nach, zu rechnen scheinen, leisten können, einen Mann und sogar einen von Gewicht und Namen verlangen. Nur fürchte ich sehr für das Gelingen der ganzen Anstalt, da ich nicht absehe, wie sich bei einer so theuern Pension eine hinreichende Anzahl junger Leute zusammenfinden soll. Den Namen und die Adresse des jungen Genfers könnte ich Ihnen leicht mittheilen, indessen möchte ich Ihnen auf jeden Fall die Mühe ersparen, sich unmittelbar an ihn zu wenden. Sollte ja noch eine Aussicht für ihn übrig sein, woran ich jedoch bei dieser Lage der Sachen zweifle, so kann die Sache immer durch mich,

wenn ich gleich nicht hier sein sollte, betrieben werden. Für jetzt habe ich ihm so gut als alle Hoffnung dazu benommen.

In Ihrer Idylle vereinigt sich alles, was diese schöne Gattung anziehend und reizend machen kann: einfache Wahrheit der Empfindungen, liebliche Natur der Schilderungen, hohe dichterische Schönheit und eine bewunderungswürdige Zierlichkeit und Leichtigkeit der Diction. Ich habe auch mit unglaublichem Vergnügen bei der Vergleichung dieses Stücks mit andern derselben Gattung der übrigen neuern Dichter verweilt, und habe darin besonders zwei Eigenthümlichkeiten sehr stark ausgedrückt gefunden, die überhaupt, meinem Gefühl nach, Ihren Dichtercharakter vorzugsweise bezeichnen. Die erste ist zu auffallend, als daß sie irgendjemand entgehen könnte, es ist der Ernst, den immer auch das Spiel annimmt, sobald es ein schönes Spiel ist, die Tiefe, bis zu der Sie allemal die Empfindungen verfolgen, und der Umfang, den Sie ihr geben. Daher erscheint z. B. die Liebe, selbst in ihren leichtesten Aeußerungen und in ihren flüchtigsten Aufwallungen bei Ihnen immer groß, über den ganzen Charakter ausgegossen, mit allem in Verknüpfung gebracht, vollkommen frei und rein, und doch durchaus wahr und natürlich. So in den Elegien und in dieser Idylle. Durch den Eindruck des Ganzen, und besonders bei einigen einzelnen Stellen, wie z. B. gleich anfangs: „In mich selber kehr' ich zurück u. s. w.", dann den einzig schönen Versen: „Wie man die Sterne sieht u. s. w." und endlich: „Ewig, sagtest du leise u. s. w." sieht sich der irgend empfängliche Leser auf einmal mit tiefern und ernstern Gefühlen überrascht, als ihn die spielende Leichtigkeit anderer und selbst des Ganzen anfangs erwarten läßt. Einen ähnlichen Eindruck macht die lebendige Stärke des Wechsels der Empfindung am Ende, der so schön und wahr geschildert ist.

Aber was bei der Vergleichung mit den besten Producten

dieſer Gattung noch auffallender wird und Ihnen gleich eigenthümlich aber noch ausſchließender angehört, iſt die Verbindung dieſer gehaltvollen Natur mit einer ſo leichten und ſo zierlichen Form, in welcher nicht der Künſtler, aber doch das Kunſtwerk erſcheint. Ich zweifle, ob ich mich Ihnen deutlich genug ausgedrückt haben werde; aber gewiß iſt es doch, daß es zwei entgegengeſetzte Arten der Poeſie gibt, deren eine mit zu vieler und zu formloſer Materie, die andere mit einer zu leeren Form auftritt. Der erſtere Fehler iſt den Deutſchen häufig eigen und muß jeder Nation gefährlich ſein, die mehr Gefühl als Phantaſie hat, von deren beider glücklichen Miſchung doch wol die höchſte Poeſie abhängt. Man findet ihn z. B., dünkt mich, hier und da (um nur aus den beſſern Dichtern Beiſpiele anzuführen) in Voß' Gedichten, bei denen man nicht ſelten, wenn man genau auf ſich achtet, eine recht echt äſthetiſche Stimmung in ſich vermißt. Von dem entgegengeſetzten Fehler liefern die Ausländer Beiſpiele genug. Die griechiſchen und römiſchen Dichter zeigen im Grunde denſelben Unterſchied. In den beſten der erſtern iſt blos Natur, Einfachheit und Wahrheit, blos immer der Gegenſtand ſelbſt, ohne daß jedoch darum der Eindruck nur im mindeſten weniger äſthetiſch wäre, mehr, ſo in den Rednern oder Geſchichtſchreibern, abgeſondert das Gefühl als die Einbildungskraft ergriffe, worin unſtreitig der unnachahmliche Vorzug der griechiſchen Natur beſtand.

In den vorzüglichſten unter den Römern iſt dagegen offenbar ſchon Kunſt, Manier und Schmuck ſichtbar, ohne daß man ihnen doch den Vorwurf des Spielenden und Tändelnden machen könnte, der die ſpätern und ihnen gleichzeitigen Griechen offenbar trifft. Die Vereinigung dieſer verſchiedenen Eigenthümlichkeiten nun iſt es, die ich in ſo vielen Ihrer Gedichte und faſt vor allen in dieſer Idylle bewundere, in welcher echt Homeriſche Einfachheit (z. B. nur in der Beſchreibung

der Geſchenke) mit der feinern und reinern Entwickelung der Empfindungen, die nur das Eigenthum der neuern Zeit iſt, und mit jener leichten Zierlichkeit gepaart iſt, die ſo lebhaft an die römiſchen Dichter erinnert. Für dieſe iſt es nicht möglich, einzelne Stellen anzuführen; ſie webt und lebt in jedem einzelnen Verſe und in dem Ganzen; nur der einzige Vers ſchien mir beinahe ein wenig zu ſehr in dieſer Ovidiſchen Gattung:

Noch ſchlagen die Herzen
Für einander, doch ach nun an einander nicht mehr!

der, wenn Sie mir dies zu bemerken erlauben, zugleich die Unbequemlichkeit hat, daß das an, der Scanſion nach, nicht den Ton bekommt, den man ihm, dem Sinne nach, offenbar geben muß.

Vorzüglich leicht und ſchön entläßt den Leſer der Anruf der Muſen am Schluß. Ich wünſchte ſehr, daß es mir gelungen wäre, Ihnen hier meine Idee ganz deutlich zu machen, ich wünſchte es um ſo mehr, als ich in ihr den Aufſchluß der Verſchiedenheit der griechiſchen, neuern ausländiſchen und unſerer deutſchen Poeſie aufſuche. So viel wenigſtens ſcheint mir gewiß, daß auf die Art der Verbindung der Natur und der Kunſt allein in dem Dichter alles ankommt, und daß eine ſolche, bei welcher die Natur nie, auch nur im kleinſten Grade, ſchwer und drückend, und die Kunſt nie leer und kalt wird, nur in dem Dichter ſtattfinden kann, der zugleich vollkommen objectiv und vollkommen äſthetiſch geſtimmt iſt, der immer die wahre Beſchaffenheit der Gegenſtände rein in ſich aufnimmt und ſie immer wieder gleich treu in ſeiner Einbildungskraft darſtellt. Der einſichtsvollen Güte, die Sie mir über mein Urtheil über Ihr Märchen bewieſen, müſſen Sie es zuſchreiben, daß ich heute über die Idylle ſo ausführlich bin. Sehr gern verweilte ich noch bei ſo vielen einzel-

nen Stellen. Sie ist durch und durch schön und gehört gewiß zu Ihren gelungensten Stücken.

Auch das Silbenmaß haben Sie vortrefflich behandelt. Nur folgenden zwei Hexametern wünschte ich einen bessern Abschnitt:

S. 3, V. 7: Und nun trennt uns die | gräßliche Woge Du u. s. w.
» 5, » 2 v. u.: Wahrlich es | soll zur | Kette | werden das u. s. w.

Ihren Pentametern haben Sie dadurch, daß Sie ihnen mit so großer Sorgfalt eine ganz entschiedene Länge zur Abschnittssilbe gegeben, einen großen Wohlklang ertheilt. In nur noch wenigen ließe sich vielleicht noch etwas nachhelfen:

S. 4, V. 6: Nimm aus dem | Garten | noch | einige u. s. w.
» 6, » 2: Spangen | sollen | dir | reichlich verzieren die Hand.
» 4, » 12: Schönere | Frucht fiel | dir | leise berührt u. s. w.

Noch und dir schließt man, dünkt mich, in den beiden ersten dieser Verse im Scandiren zu nah an die vorhergehenden Trochäen an. In dem letzten kann man zwar nicht anders, als Sie es wollen, scandiren; aber bei einem natürlichen Lesen, ohne Rücksicht auf den Vers, verliert doch das Pronomen dir durch das vorhergehende Verbum und die auch nachfolgende Länge allen Ton. Aber ich breche endlich ab und bitte Sie nur, schon diese Kritteleien zu verzeihen.

Meine Frau empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Andenken und dankt Ihnen herzlich für den Genuß, den ihr die Idylle verschafft hat. — Ihren Wunsch, diese sonst niemand zu zeigen, habe ich pünktlich erfüllt.

Jacobi hat mir einen Besuch hier versprochen. So viel Freude es mir auch macht, ihn wiederzusehen, bin ich doch etwas bange, wie ihm übrigens die Berliner behagen werden, und wenn er nicht in den nächsten drei Wochen kommt, findet er mich, wie ich ihm auch geschrieben, nicht mehr. Blos die

Rückfälle und Folgen eines kalten Fiebers meines kleinen Jungen haben mich so lange hier noch zurückgehalten. Ich gehe alsdann zu meinem Schwiegervater aufs Land, und hoffe Sie von da aus recht bald zu sehen.

Leben Sie bis dahin recht wohl und erhalten Sie mir Ihre gütige Freundschaft.

Humboldt.

Der Cellini hat uns große Freude gemacht, fahren Sie ja recht bald fort.

8. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Erfurt, 24. November 1796.

Wie ich gestern hier ankam, fand ich Herrn von Wolzogen nicht hier. Geschäfte haben ihn abgehalten, seine Frau selbst abzuholen, und er bittet sie nunmehr allein dorthin zu kommen. Auf diesen Fall hatte ich schon vorläufig versprochen, sie bis Meinungen zu begleiten, und so reise ich mit ihr morgen dahin ab und werde erst Sonntag früh wieder hier sein können. Dies verspätet nun zugleich meine ganze Rückreise nach Jena, sodaß es mir nicht möglich sein wird, früher als Dienstag in Weimar und Mittwoch in Jena zu sein.

Ich bin deshalb so frei, liebster Freund, Sie zu fragen, ob wir Ihre gütige Einladung zum Sonnabend wohl zum Dienstag Mittag verlegen dürfen. Meine Frau, die Sie aufs freundlichste grüßt, freut sich unendlich der Aussicht, Sie dann wiederzusehen, und Herr von Burgsdorf, Ihre erste Bekanntschaft zu machen. Wir alle erwarten mit doppelter Ungeduld den Dienstag, da Sie mir Hoffnung machten, uns auch Ihr neuestes Product hören zu lassen.

Körner's Brief über Ihren Meister, den Schiller Ihnen, soviel ich weiß, mitgetheilt hat, habe ich hier gelesen. Er

ſcheint mir zu den ſeltenen geiſtvollen Beurtheilungen zu gehören; die Hauptanſicht des Werks iſt, dünkt mich, ſehr richtig gefaßt. Aber in einigen einzelnen Punkten kann ich nicht ſeiner Meinung ſein, am wenigſten über Meiſter's Charakter ſelbſt. Er ſcheint in ihm einen Gehalt zu finden, mit dem die Oekonomie des Ganzen, wie ich glaube, nicht würde beſtehen können, und dagegen hat er, wie mich dünkt, ſeine durchgängige Beſtimmbarkeit, ohne faſt alle wirkliche Beſtimmung, ſein beſtändiges Streben nach allen Seiten hin, ohne entſchiedene natürliche Kraft nach einer, ſeine unaufhörliche Neigung zum Raiſonniren, und ſeine Lauigkeit, wenn ich nicht Kälte ſagen ſoll, der Empfindung, ohne die ſein Betragen nach Mariannens und Mignon's Tode nicht begreiflich ſein würden, nicht genug getroffen. Und doch ſind wol dieſe Züge für den ganzen Roman von der größten Wichtigkeit. Denn ſie ſind es, die ihn zu einem Punkte machen, um den ſich eine Menge von Geſtalten verſammeln müſſen, die ihn zu einem Menſchen werden laſſen, der ewig Knoten ſchürzt, ohne faſt je einen durch eigne Kraft zu löſen. Das aber iſt eigentlich, meiner Anſicht nach, das hohe Verdienſt, das den Meiſter zu einem einzigen Werk unter allen ſeinen Mitbrüdern macht, daß er die Welt und das Leben, ganz wie es iſt, völlig unabhängig von einer einzelnen Individualität und eben dadurch offen für jede Individualität ſchildert. In allen übrigen, auch den Meiſterwerken dieſer Gattung, trägt alles durch Aehnlichkeit oder Contraſt den Charakter der Hauptperſon. Im Meiſter iſt alles und für alle und doch jedes Einzelne und das Ganze für den Verſtand und die Phantaſie durchaus beſtimmt. Darum wird auch jeder Menſch im Meiſter ſeine Lehrjahre wiederfinden. Auch in ganz andern Situationen, als der Meiſter ſchildert, wird er das Leben genießen und benutzen lehren. Denn es ſind nicht einzelne Exempel und Fälle, es iſt die ganze Kunſt und Weisheit

ſelbſt, poetiſch dargeſtellt; der Dichter, um völlig beſtimmt zu ſein, nöthigt den Leſer, dieſe Weisheit ſich ſelbſt zu ſchaffen, und das Product in dieſer letztern hat nun keine andern Grenzen, als die ſeiner eigenen Fähigkeit. Der Meiſter wirkt im höchſten Verſtande productiv aufs Leben. Es iſt ſchlimm, daß der Titel der Lehrjahre von einigen nicht genug beachtet, von andern misverſtanden wird. Die letztern halten darum das Werk nicht für vollendet. Und allerdings iſt es das nicht, wenn Meiſter's Lehrjahre Meiſter's völlige Ausbildung, Erziehung heißen ſollte. Die wahren Lehrjahre ſind nun geendigt, der Meiſter hat nun die Kunſt des Lebens inne, er hat nun begriffen, daß man, um etwas zu haben, eins ergreifen und das andere dem aufopfern muß. Und was heißt Kunſt zu leben anderes, als der Verſtand, das Eine zu wählen, und der Charakter, ihm das Uebrige aufzuopfern.

Aber ich habe das ganze Blatt beſchrieben, da ich Ihnen nur unſern veränderten Reiſeplan ſagen wollte. Verzeihen Sie es mir, liebſter Freund, und im Fall Ihnen Dienstag Mittag nicht genehm ſein ſollte, ſo ſeien Sie ſo gütig, es mich wiſſen zu laſſen. Hören wir nichts, ſo kommen wir.

Humboldt.

9. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena, 23. December 1796.

Ich erfahre ſoeben durch Schiller, verehrungswürdigſter Freund, was mir auch ſchon Böttiger geſtern ſagte, daß Sie nach Leipzig gehen wollen und dem Dr. Fiſcher die Freude gönnen wollen, Sie zu ſehen. Ich bin ſo frei, Ihnen deshalb zwei Zeilen an ihn beizulegen, und bitte Sie, wenn Sie

einen Augenblick finden, ihn zu ſehen, ihn zu ſich kommen zu laſſen.

Sie werden einen ſehr braven jungen Mann an ihm ſehen, der freilich noch ſehr viele Spuren der Hinderniſſe an ſich trägt, mit welchen er ſeit ſeiner Kindheit zu kämpfen gehabt hat, der aber gewiß den ernſthafteſten Willen, etwas zu leiſten, beſitzt und in ſeinem Fache wirklich nicht wenig geleiſtet hat. Er iſt noch ſehr jung und jetzt auf dem Punkt zu promoviren. Es wird Ihnen einige Mühe machen, ſeine Schüchternheit zu überwinden, denn dieſe iſt in der That ebenſo groß, als ſonſt jetzt bei andern ſeines Alters ſelten. Wenn Sie Ludwig, Capp, das anatomiſche Theater oder dergleichen ſehen wollten, wird er Ihnen das äußerſt gern beſorgen, und vielleicht iſt er Ihnen auch inſofern angenehm, als er mit der Literatur der Naturgeſchichte ſehr bekannt iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mir, wenn Sie vielleicht nicht Zeit hätten, an der Beſorgung dieſes Briefs nichts liegt, und daß Sie über Fiſcher's Kommen und Gehen zu Ihnen gänzlich gebieten.

Ludwig habe ich gar nicht intereſſant gefunden. Vielleicht iſt es Capp mehr; doch kenne ich ihn nicht.

Ich ſehne mich unausſprechlich, Sie, theuerer Freund, und auf länger zu ſehen. Ich wäre ſchon wieder nach Weimar gekommen, wenn nicht die wankende Geſundheit meiner Frau, die ſich Ihnen herzlich empfiehlt, mich zu Hauſe hielte. Ich wünſchte über ſehr vieles mit Ihnen zu reden, das meine jetzigen Arbeiten betrifft, und auch von Ihren Planen, wie mich dünkt, nicht allzu fern liegt.

Leben Sie recht wohl und reiſen Sie recht glücklich!

Humboldt.

Sollten Sie Fiſcher nicht ſprechen, ſo bitte ich Sie vielmehr, die Inlage zurückzubehalten.

10. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena, 10. Januar 1797 [im Original fälſchlich 1796.]

Herr Fiſcher aus Leipzig, der heute zu uns gekommen iſt, hat mir geſagt, daß Sie, mein wertheſter Freund, wahrſcheinlich Mittwoch wieder nach Weimar zurückgekehrt ſein würden, und in dieſer Vorausſetzung eile ich, Ihnen zu ſchreiben, damit Sie dieſen Brief bei Ihrer Ankunft vorfinden.

Mein Bruder aus Baireuth iſt ſeit einigen Tagen hier und wird noch bis Sonnabend früh hier bleiben, und Sie können ſich unſere und ſeine Sehnſucht denken, Sie zu ſehen. Wir würden nicht verſäumen, Sie ſelbſt um die Erlaubniß zu bitten, Donnerstag oder Freitag zu Ihnen kommen zu dürfen; allein da ich wegen der im Grunde täglich bevorſtehenden Niederkunft meiner Frau Jena nicht verlaſſen kann, und mein Bruder ſich auch bei der Kürze ſeines Aufenthalts nicht gern von uns trennen mag, ſo verzeihen Sie uns gewiß, wenn wir diesmal nicht ſelbſt zu Ihnen kommen. Wäre es Ihnen aber nicht möglich, noch vor meines Bruders Abreiſe uns die Freude Ihrer Gegenwart zu ſchenken? Sie würden uns unendlich glücklich machen, wenn Sie Donnerstag oder Freitag Mittag bei uns zubringen wollten, und wir könnten es ja auch, wenn Sie nur auf Einen Tag kommen könnten, ſo einrichten, daß wir alle bei Schiller wären, um auch ſeine Geſellſchaft mitzugenießen. Alles das bitte ich Sie ganz nach Ihrem Wunſche, wie es Ihnen am liebſten iſt, einzurichten.

Noch muß ich Sie jetzt, verehrungswürdigſter Freund, um die Gefälligkeit bitten, die Sie mir ſchon vorläufig zu verſprechen die Güte hatten. Ich meine die Bücher, welche der Kriegsrath Gentz aus Berlin, der Ihnen ſeine innige Ver-

ehrung bezeigt, aus der herzoglichen Bibliothek zu haben wünscht. Ich bin so frei, das Verzeichniß beizulegen und Sie zu ersuchen, sich dieselben geben zu lassen und sie Herrn Böttiger zu schicken, der die Mühe, sie an Gentz zu übersenden, übernommen hat. Ich hafte Ihnen für dieselben, und Gentz hat mir versprochen, sie zum 1. April zurückzuliefern. Nur wünschte ich freilich, sie baldmöglichst zu erhalten. Daß den armen Gentz in diesen Wochen der traurige Fall betroffen hat, einen förmlichen banquerout zu machen, hörten Sie vielleicht. Er ist wol durch Schwäche, nicht aber einmal eigentlich durch Verschwendung schuld daran. Ich wünschte sehr, ihn jetzt durch die Mittheilung dieser literarischen Hülfsmittel in dieser unangenehmen Lage einigermaßen zu erheitern.

Meine Frau, mein Bruder und Herr Fischer empfehlen sich Ihnen innigst. Für die Güte, die Sie dem letztern erwiesen haben, bin ich Ihnen herzlich verbunden.

Wir sehnen uns alle außerordentlich, Sie bald hier zu besitzen, und ich wünsche Ihnen indeß recht vergnügt und wohl zu leben. Recht viele Grüße an Jacobi!

Ihr

Humboldt.

11. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

19. Januar, abends 9 Uhr [1797].

Erlauben Sie mir, theuerer Freund, mit zwei Worten die glückliche Entbindung meiner Frau von einem Sohne zu melden. Die Mutter ist für ihren Zustand leidlich wohl und der Junge ungewöhnlich stark und groß.

Ihnen, liebster Freund, sind die Empfindungen, die ein solcher Moment hervorbringt, nicht fremd, und ich gestehe

gern, daß meine Freude, wieder Vater zu ſein, vielleicht noch nie gleich ſtark war.

Machen Sie, daß Ihnen die Mutter, die Sie herzlich grüßt, bald den Ankömmling ſelbſt zeigen kann, und erhalten Sie uns bis dahin Ihr gütiges Andenken.

Von ganzem Herzen

Ihr

Humboldt.

Viel herzliche Grüße an Jacobi.

[Auf der Adreſſe: „Der Bote iſt bezahlt".]

12. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena, 10. Februar 1797.

Vielleicht erfuhren Sie, liebſter Freund, daß ich neulich, als Sie in Leipzig waren, mit zwei Fäßchen Caviar zu ſpät bei Ihnen kam. Seitdem hat die milde Witterung eine ſolche Verſendung nicht wieder erlaubt; indeß kann ich nicht unterlaſſen, auf die nordiſche Koſt eine andere kommen zu laſſen. Die Fremdlinge, die mit dieſen Zeilen erſcheinen, ſind aus der Nähe des Sängers der äußerſten Thule [Voß] und ſollten billig in der berühmten Ekloge [Der Abendſchmaus] auch einen Platz gefunden haben. Da ſie mir im vergangenen Sommer auf Rügen ſelbſt ſehr wohl geſchmeckt haben, ſo hoffe ich, ſollen ſie dies Ihnen in dem mildern Weimar doppelt thun; wenigſtens wünſch' ich es von Herzen.

Ich habe mich unendlich gefreut, von Schiller zu hören, daß wir Sie Sonntag hier ſehen ſollen; ſchade nur, daß es noch nicht zum eigentlichen Bleiben iſt. Da ich nur noch bis zum 1. März und dann wieder die letzte Hälfte des März hier ſein kann (die erſte Hälfte des März muß ich in

Erfurt zubringen und den 1. April nach Berlin gehen), so fürchte ich beinahe, ihr eigentlicher hieſiger Aufenthalt trifft gerade in die Zeit meiner Abweſenheit.

Wollten Sie wol Sonntag den Hermann de metris mitbringen? Ich muß mein hier geliehenes Exemplar zurückgeben und möchte nicht gern den Faden verlieren, den es immer ſo ſauere Mühe anzuknüpfen koſtet. Von Herzen

Ihr

Humboldt.

An Jacobi viele freundſchaftliche Grüße.

[Auf der Adreſſe: „Mit zwei Stück Spickaalen.“]

13. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena, Montag früh [Anfang April 1797].

Verzeihen Sie, lieber Herr Geheimer Rath, daß ich mich der Hand eines Freundes bediene, um Ihnen zu melden, daß mein Rheumatismus mehr zu- als abgenommen hat. Ich habe dieſe Nacht wieder ein heftiges Fieber gehabt, und Starcke hält es für ſchädlich, daß ich reiſe. Nach der Mattigkeit, die ich fühle, halte ich es für unmöglich, unter drei oder vier Tagen das Zimmer zu verlaſſen. Sie können denken, wie ſehr dieſes unverſchuldete Hinderniß alle meine Plane durchkreuzt. Ich habe aber auch ein zu feſtes Vertrauen auf Ihre freundſchaftliche Gewogenheit, als daß ich nicht Ihrer Nachſicht gewiß ſein ſollte. Es wird nun von Ihrem Befehle abhängen, ob Scheerer früher kommen oder die künftige Woche abwarten ſoll, damit ich ihn Ihnen vorſtelle. Ich werde Ihnen gewiß den Tag vor meiner Ankunft noch einen Boten ſchicken, um Sie zu fragen, ob ich Ihnen nicht beſchwerlich falle. Verzeihen Sie alle dieſe Weitläufig-

keiten und versichern Sie Sr. Durchlaucht meiner tiefsten Ehrerbietung. Mit dankbarer Anhänglichkeit

Ihr

Humboldt.

14. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena [24. April abends] 1797.

Endlich, liebster Freund, erlaubt mir meine hinlänglich wiederhergestellte Gesundheit, meine Reise anzutreten. Nehmen Sie mein letztes Lebewohl und meinen wiederholten wärmsten Dank für die gütige Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben. Ich gestehe gern, daß ich mit schwerem Herzen von hier scheide. Nur der Gedanke, Sie und Schiller doch in nicht gar zu langer Zeit und bereichert um manche Kenntniß und Erfahrung wiederzusehen, tröstet mich in diesen Momenten, wo ich nur das lebhaft fühle, was ich verlasse. Von Berlin aus schreibe ich Ihnen gleich. Ich sehne mich sehr, Ihren Hermann dort wiederzusehen, er wird mich so lebendig zu Ihnen zurückversetzen.

Sie empfangen hier zwei Bücher, die ich noch hatte. Wollten Sie meiner Frau, die Sie noch hier zu sehen hofft, vor ihrer Abreise den Theil des Aeschylus schicken, den Sie noch haben, so verbinden Sie mich. Sie soll mir ihn nach Dresden nachbringen. Leben Sie herzlich wohl!

H.

15. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena, den 6. Mai 1797.

Sie sehen, Lieber, wie viel mehr ich in Ihrer, als in dieser Berlinischen Gegend lebe.

Ich bin seit Dienstag hier, theurer Freund, habe aber so viel in diesen ersten Tagen zu thun gefunden, daß ich

kaum einen Augenblick zu mir ſelbſt gekommen bin. Wenige Tage vor meiner Ankunft war unſer hieſiges Haus verkauft worden, und alle noch deshalb nöthigen Anordnungen, vorzüglich die Räumung deſſelben von allen Mobilien fiel mir gleich auf den Hals. Verzeihen Sie daher, wenn ich Ihnen heute blos über Ihre Angelegenheit rede, die mich ſehr ernſtlich beſchäftigt hat, und in der ich, meiner übrigen Geſchäfte ungeachtet, gewiß nichts verſäumt habe.

Vieweg hat ſich in Gefolge der Stelle in Ihrem Briefe an ihn, die mich betrifft und in der Sie mir eine ſo gütige Vollmacht gaben, ſogleich an mich gewandt, mir das bereits Abgedruckte [von Hermann und Dorothea] vorgelegt, und auch Ihr Manuſcript noch einmal zur Durchſicht der etwaigen Schreibfehler mitgetheilt.

Den Druck haben Sie jetzt ſelbſt ſchon geſehen. Ich muß offenherzig geſtehen, daß ich ihn nicht billigen kann. Die Lettern möchten noch angehen, allein die Kleinheit des Formats, die Enge der Zeilen und noch außerdem der ganz überflüſſige Strich unter der Seitenzahl, der das Ganze noch mehr drückt, machen, dünkt mich, keinen recht angenehmen Eindruck. Ich habe dies Vieweg ſelbſt geſagt, und er fühlt es ohnedies. Er hat mir aber auseinandergeſetzt, daß alles dies einmal nicht anders ſein konnte, ſobald das Gedicht für den Almanach beſtimmt ſein ſollte, und dies ſehe ich freilich auch ſelbſt wohl ein. Auch zweifle ich nicht, daß ein ganzes fertiges Exemplar auf Velinpapier ſich um ſehr vieles beſſer ausnehmen wird. Vieweg, dem es, wie ich Ihnen mit Wahrheit verſichern kann, an dem ernſtlichſten Willen, Ihrem Hermann alle Mühe und allen Aufwand zu ſchenken, der nur in ſeinen Kräften ſteht, und dabei auch Ihren Willen auf das pünktlichſte zu erfüllen, auf keine Weiſe fehlt, will indeß eine andere Nebenauflage — jedoch nur von 500 Exemplaren — machen, bei der nun noch ein anderes Format und

andere Lettern gewählt werden könnten, und über die er auch schon, wie er mir sagte, mit Ihnen correspondirt hat. Er hat auf meinen Vorschlag eine Probe davon mit deutscher und lateinischer Schrift drucken lassen, die er mir aufträgt, Ihnen anliegend zu übermachen. Diese ist, meinem Urtheile nach, nun zwar offenbar besser, als der Kalenderdruck; freilich aber ist es auch nichts eigentlich Schönes. Ein so großes Octav zu finden, daß die Zeilen nicht brauchten gebrochen zu werden, sei, meint er, unmöglich. Ich gestehe zwar offenherzig, daß es mir nicht lieb ist, daß der Hermann, für den ich einen so lebhaften Enthusiasmus fühle, nicht in dem allerschönsten Gewande erscheint; im Ganzen aber ist doch, glaube ich, für das Gedicht gewonnen, daß es in einem Almanache gedruckt wird. Dadurch und selbst durch die deutschen Lettern erhält es ein ungleich größeres Publikum, und dies ist bei einem solchen Producte, das eines so allgemeinen Eindrucks fähig ist, in der That nicht gleichgültig. Es kann nicht fehlen, daß nicht in zwei Jahren dieser Abdruck vergriffen sein sollte, und wer hindert Sie dann, das Gedicht auf das prächtigste drucken zu lassen? Ihr Urtheil über diesen Probedruck und Ihre Entscheidung, welche von beiden Arten oder welche dritte sonst Sie verlangen, schreiben Sie wol mir oder Vieweg selbst.

Der zweite Punkt in Absicht des Aeußern betrifft die Kupfer, von denen zwischen Ihnen und Vieweg, wie ich höre, die Rede gewesen ist. Schadow hat die Zeichnungen zu den Musen nicht übernehmen können; er hat nicht Zeit genug, um sie in derjenigen Güte zu vollenden, bei der er nicht fürchten dürfte, Ihre gute Meinung, die Sie ihm über die Vignette geäußert und die ihm erstaunlich geschmeichelt hat, wieder einzubüßen. Vieweg ist jetzt in Verlegenheit, wem er diese Arbeit übertragen soll, da er, so kostbar es ihm auch sein würde, dennoch gern Ihren Willen erfüllen möchte.

Wenn ich meine Meinung darüber äußern soll, so möchte ich Ihnen beinahe rathen, von diesem Gedanken abzugehen. Es scheint mir nicht zu erwarten, daß aus diesen Vignetten etwas Vernünftiges werden sollte, es fehlt zu sehr an Subjecten, die sie gut und ordentlich machen könnten; ist aber das nicht, so machen sie Ihnen nur Verdruß, und dazu halten sie den Druck auf, da es bei einer Auflage von 3000 Exemplaren 27000 Kupferabdrücke gibt. Die Landschaften, die Ihnen Böttiger mitgetheilt hat, hat zwar Vieweg, da Sie sie verworfen haben, wol aufgegeben. Indeß, meint er, hätte Böttiger Ihnen seine Meinung wol nicht ganz richtig vorgestellt. Er habe nie die Absicht gehabt, sie Ihrem Gedichte beizufügen. Sie hätten blos in der Zeitrechnung stehen und also ebenso abgesondert von Ihrem Hermann sein sollen als das von Ihnen bereits gebilligte Kupfer der königlichen Familie. Soviel ich gesehen habe, läge ihm sehr viel daran, daß Sie ihm die Erlaubniß ertheilten, diesen Plan doch noch auszuführen. Er versichert, daß ihm eine nicht unbeträchtliche Menge von Käufern sonst entgehen würde, die ohne Rücksicht auf weitern Inhalt nur einen Kalender, aber keinen Kalender ohne Kupfer kaufen wollen, und die ihm doch nicht unbedeutend sein können. Ich habe die Landschaften nicht einmal gesehen, und habe also gar kein eigenes Urtheil darüber. Ich habe Ihnen nur sein Anliegen, da er wirklich ein guter braver Mann ist und sich mit diesem Unternehmen sehr viel Mühe gibt, vortragen wollen. Die Nebenauflage erhielte sie auf alle Fälle nicht, auch brauchten sie bei weitem nicht der ganzen eigentlichen Kalenderauflage, sondern nur einer solchen Zahl Exemplare beigefügt zu werden, als diesen Liebhabern von Kupferchen genügt. So kämen sie Ihnen vielleicht nie zu Gesicht. Dies ist das Einzige, was sich vielleicht dafür sagen läßt; denn an sich scheint's auch mir freilich eine erbärmliche Idee.

Was nun noch das Innere betrifft, so danke ich Ihnen herzlich, liebster Freund, für das freundschaftliche Vertrauen, was Sie mir dabei äußern. Seien Sie von meiner größten Sorgfalt, aber auch ebenso sehr von der größten Discretion bei Benutzung desselben versichert. Der erste Bogen hat mir sehr correct gedruckt geschienen; der Corrector ist ein Herr Sander, der selbst Schriftsteller ist und mir ein genauer und sorgfältiger Mann scheint. Er wird nicht nur, wie er mir, da ich ihn gleich dieser Sache wegen besuchte, versprach, wenn ihm etwas im Manuscripte auffallen sollte, sogleich bei mir darüber anfragen, sondern ich werde auch, solange ich hier bin, die letzte Revision bekommen. In der Interpunktion ist er mir zu freigebig mit Distinctionszeichen gewesen; die Schrift ist mit Kommaten übersäet. Ich habe ihm dies gesagt; freilich stehen einige solche Kommata im Manuscript. Allein, da ich weiß, daß Sie über Ihre eigene Interpunktion nicht streng halten, und mir der Corrector hierin verständig scheint, so habe ich ihm gesagt, hierin nicht zu ängstlich zu sein. So hätte ich kein Komma gemacht:

S. 4, V. antepen.: Wohlbehaglich, zur Frau
» 10, » 1. 2: die Spuren
Tilget, des schmerzlichen Uebels
» 12, » 10: Mit schwächeren Thieren, der eine —

In dem letztern Fall wird es sogar unverständlich, da das Komma trennt, was eigentlich zusammengehört. Manchmal sind diese Dinge sehr fein. So

Euterpe, S. 28 v. ult.:
als im Geräusche
Wilden — Lebens.

Soll nach Geräusche ein Komma stehen? Modern die Sache genommen gewiß nicht. Aber nach Homer's Sinn, in dem Sie hier doch auch dichten, hält der Sänger bei Ge-

räuſche ein. Er ſagt erſt das Allgemeine, hernach erſt ſetzt er die Beſtimmung hinzu. Indeß iſt ein Komma doch, glaube ich, hier ein zu ſtarkes Zeichen. Sagen Sie mir doch mit zwei Worten Ihre Meinung hierüber.

Zu ändern habe ich mir natürlich nichts herausgenommen als ein paar Kleinigkeiten, die offenbar Verſehen waren; ſo

Terpſichore, S. 10, V. 2: das Bündel ſtatt den Bündel.

Es iſt ein bloßer Schreibfehler, denn nachher brauchen Sie ſelbſt es als neutrum. Thalia, S. 20, V. 2 haben Sie: das Haus der neuen Unterſtützung erwartet. Ich habe die geſetzt. Jenes ſcheint mir unrichtig.

S. 45, V. 6 antepen.:

Rühmt nicht jeder das | Pflaſter und die | waſſerreichen ꝛc.

Ich habe, da ich weiß, daß Sie dieſe Anomalie nun einmal ſtehen laſſen wollen, das und vorläufig geſtrichen, bis Sie vielleicht ſelbſt mir etwas anderes ſchreiben.

Beim nochmaligen Durchleſen ſind mir indeß wieder einige Verſe aufgeſtoßen, die doch vielleicht eine Aenderung verdienten. Da ich weiß, daß es Ihnen lieb iſt, ſetze ich ſie her:

Terpſichore, S. 12, V. 5.:

Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern ſie fügte dazu noch Speiſ' und manches Getränke
Und es iſt mir genug davon im Kaſten des Wagens.

Dieſe Wiederholung iſt nicht recht wohlklingend.

Ebend. S. 13, V. 3:

Keineswegs denk' ich wie ihr und table die Rede.

Iſt leicht doppelſinnig, da man leicht auch bei: tadle ich die Negation ſupplirt. Möchten Sie vielleicht:

Keineswegs denk' ich wie ihr; $\left\{\begin{matrix}\text{ich}\\ \text{und ich}\end{matrix}\right\}$ table ꝛc.

Sollte es vor Ihrer Antwort zum Druck kommen, ſo werde ich blos vor das und ein Semikolon ſetzen.

Ebend. S. 14, V. 9:

Lagen darüber und Schutt und nichts zu | ſehn wär vom | Thiere.

Vielleicht:

Schutt; nichts war von dem Thiere zu ſehen.

Thal. S. 22: wie nimmt — —
die Stuckatur — — ſich prächtig.

Müßte es nicht heißen: wie nimmt ſich prächtig aus?

Ent. S. 25, V. 8: Aüfſtieg dĕn |

Wäre dieſer prächtige Spondäus nicht zu retten?

Ebend. S. 26, V. 9: Unter ihm pflegten ſich die ꝛc.
S. 27, V. 3: Ach! und unſer einer ꝛc.

Sind nicht beide Hemiſtichien, beſonders das letztere ein wenig zu ſchleppend?

Ebend. S. 28, V. ult.: Beſſer im Stillen ꝛc.

eigentlich wol oft früher ſtehen ſollte? Indeß iſt:

Bĕſſĕr öft reift er zur That im Stillen als im Geräuſche

auch zu hart.

Ebend. S. 29, V. 13: | die mir das Herz zerreißen.

Da dieſer Hexameter ſo in zwei ganz gleiche Hälften zerfällt, ſcheint mir nun der ſpondäiſche Ausgang zu matt.

Ebend. S. 29, V. 1: Der ſich | hingĭbt wĕnn | ꝛc.

Der prächtige Spondäus!

Ebend. S. 30, V. 2: Stets in Gedanken der Aeltern ꝛc.

Dieſer Vers ſcheint mir auf einmal dunkel; wenigſtens kann der Leſer leicht einen Augenblick anſtehen. Fiele Ihnen vielleicht eine gute Aenderung ein?

Ebend. S. 31, V. 1: wenn der Schlaf — vergnügte,

Vergnügen iſt mir hier fremd.

Ebend. S. 31, V. 2—4:

Ach da kommt mir ſo einſam vor wie Kammer der Hof und
Garten — — — — — — — herumzieht,
Denn ich fühle mich einſam ꝛc.

Wie Kammer ist wohl zu abgebrochen, ohne allen Artikel; vielleicht vermeiden Sie auch das doppelte einsam.

Ebend. V. 7: Daß dir werde die Nacht ꝛc.
Und die Arbeit — — werde.

Ebend. S. 32 v. antepen. haben Sie die Aenderung unstreitig deshalb gemacht, weil: versahst du's zu rechter, doppelsinnig war. Allein die Aenderung selbst gefällt mir nicht recht. Der Vers: Nie bedeutend, scheint mir zu matt.

Dies wären meine redlichen Zweifel. Es hat gewiß keine Gefahr, wenn Sie auch alles beim alten lassen; nehmen Sie es nur als einen Beweis meiner Liebe zu Ihrem Werk. Sollten Sie ändern, so schreiben Sie mir doch, ob ich, wenn mir eine Aenderung nicht glücklich schiene, es auch beim alten lassen darf.

Die Zeit zur Post ist verflossen. Leben Sie herzlich wohl und gedenken Sie manchmal meiner.

Ihr

Humboldt.

Meine Adresse ist: Berlin im Krause'schen Hause am Gensdarmen-Markt.

Unger wird meinen Agamemnon verlegen. Meine einzige Absicht bei diesem Handel geht nur auf schönen Druck. Wenn Sie Ungern vielleicht schreiben und Gelegenheit finden, so thäten Sie mir einen Gefallen, ein Wort zum Vortheil des Werks zu sagen — blos um ihm mehr Lust zu machen, ihn sorgfältig zu drucken. Andere Vortheile verlange ich nicht dabei.

16. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

Weimar, am 15. Mai 1797.

Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig, wertheſter Freund, daß Sie bei so vielen eigenen Geschäften meinem Gedicht

noch eine ſolche Aufmerkſamkeit widmen wollen, die ich ſelbſt darauf zu wenden nicht im Stande wäre; wie ſehr bin ich Ihnen verpflichtet für die feinen kritiſchen Bemerkungen, da ich an meinen Sachen, ſobald die Stimmung, die ſie hervorbrachte, vorüber iſt, ſo wenig zu thun im Stande bin.

Auf einem beiliegenden Blatte [das Blatt fehlt] finden Sie die Veränderungen, die ich verſucht habe, und es ſoll ganz von Ihnen abhängen, ob Sie ſolche genehmigen, das Alte beibehalten, oder etwas Eigenes, Ihrer Ueberzeugung Gemäßes einſchalten wollen.

Der Druck iſt freilich nicht ſehr reizend, allein da es einmal Kalenderformat ſein ſoll, und da man noch überdies wegen ſchon fertiger Decke genirt iſt, ſo muß es denn wol hingehen; übrigens iſt er denn doch deutlich und nicht unangenehm zu leſen. Da es bei dieſem Gedicht auch mit um die augenblickliche Ausbreitung zu thun iſt, ſo war dieſe Kalendergeſtalt, nach der jetzigen Lage der Dinge, immer das bequemſte Vehikel.

Zur zweiten Ausgabe würde ich die lateiniſche Schrift wählen, da ſie heiterer ausſieht, und da auch wir nun ſchon einen deutſchen Druck haben; ich glaube denn doch zu bemerken, daß der gebildete Theil des Publikums ſich durchaus zu lateiniſchen Lettern hinneigt.

Auf den Kupfern, welche die Muſen vorſtellen ſollten, beſtehe ich nicht weiter, ſo wie es auch ſcheint, daß Vieweg ſich wegen der Landſchaften beruhigt. Es traf ſich mit dieſen Blättchen gar zu ſonderbar, daß ſie gerade Vorſtellungen enthalten, die mir äußerſt verhaßt ſind, und die ganz antipodiſch zu meiner Denk- und Dichtart ſtehen. Böttiger, der mir manches von Vieweg gebracht hat, erwähnt derſelben nicht weiter, und ich wünſche, daß es auch dabei verbleibe.

Die vier nächſten Muſen gehen heute über acht Tage ab. Erlaubt es Ihnen Ihre Zeit, ſo gönnen Sie auch dieſen

einen aufmerkſamen Blick. Wie manches wird noch darinnen anzuzeichnen ſein! ob ich gleich ſelbſt nicht einmal die Schreibfehler darin mehr gewahr werde, beſonders da ich es vor einigen Tagen wieder vorgeleſen habe, wodurch mir alles Intereſſe auf eine ganze Zeit wieder erſchöpft iſt.

Heute über acht Tage denke ich denn auch wieder nach Jena zu gehen, da ich dann den Schluß des neunten Geſanges bald zu finden hoffe, beſonders da die Erfüllung des Friedens auch meine Arbeit begünſtigt. Möchte ich Sie doch auch daſelbſt bei Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Herrn Bruder finden, wie wir Sie dem Geiſt nach gegenwärtig denken können.

An Herrn Unger will ich wegen des Agamemnon gern ein Wort gelangen laſſen. Ich wünſchte gar ſehr, daß Sie auf jede Weiſe aufgemuntert würden, in Ihrer Arbeit fortzufahren.

Könnten Sie mir einige Stickmuſter zu Ofenſchirmen, leicht gezeichnet und hübſch colorirt, verſchaffen, ſo würde ich die Auslage mit Dank erſetzen. Die Zeichnung brauchte nur in kleinem Format zu ſein, ich würde ſie hier ſchon ins Große übertragen laſſen.

Leben Sie recht wohl und haben Sie nochmals meinen beſten Dank. Ich bin ſehr neugierig, was aus der Theilung des obern Italiens werden wird, da eine Republik beſtehen und der Kaiſer wegen der Niederlande entſchädigt werden ſoll. Wahrſcheinlich hat man noch zu guter letzt mit den Venetianern Händel angefangen, um ihnen ihre Zeche hoch anzurechnen. Das alles muß ſich in kurzer Zeit entſcheiden, denn man wird bald ſehen, was die Oeſterreicher in Beſitz nehmen, wenn ſich die Franzoſen zurückziehen, und dann werden wir auch bald näher einſehen, was aus unſern eigenen Wanderungen werden kann. Nochmals das beſte Lebewohl.

(Weimar, den 14. Mai 1797). [Das Eingeklammerte dem Concepte von Goethe's Hand beigefügt.]

17. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Dresden, den 28. Juni 1797.

Es ist nicht ganz meine Schuld, liebster Freund, daß ich Ihren liebevollen Brief vom 8. d. erst so spät beantworte. Er ist mir, da er mich nicht mehr in Berlin gefunden hat, erst spät durch Vieweg zugekommen.

Ihre Aenderungen der angezeigten Stellen hat mir Vieweg nicht mitgeschickt. Er schreibt mir indeß, daß er, zwei ausgenommen, von allen übrigen hat Gebrauch machen können. Ich bewundere, wie unermüdet Sie beschäftigt sind, diesem schönen Werke [Hermann und Dorothea] auch die letzte Vollendung zu geben, und da Sie es wünschen, so sollen meine kleinlichen Bemerkungen auch mit dem Druck selbst noch nicht aufhören.

Der Schluß des Ganzen, den Sie mir zugleich mittheilen, ist Ihnen vortrefflich gelungen. Er hilft das große Bild von der Lage der Zeit und der neuen Umgestaltung der Dinge, worauf das ganze Gedicht wie auf einer ungeheuern Basis ruht, trefflich vollenden, und die Gesinnungen der beiden Verlobten Dorotheens greifen so schön ineinander ein, daß sie nun im eigentlichsten Verstande alles umschließen, was nur über diesen Gegenstand menschlich gedacht und empfunden werden kann. Die unerwartete Erscheinung des ersten Geliebten thut eine sehr große Wirkung. Sie gewinnen dadurch den großen Vortheil, einen höhern, kühnern, mehrumfassenden, heldenmäßigen Charakter auftreten zu lassen und mit dem Interesse des Ganzen zu verknüpfen, als der übrigen Anlage Ihres Plans nach möglich war. Die beiden Hauptarten des menschlichen Daseins, die Sie selbst an einem andern Ort so meisterhaft schildern, das unruhige Streben nach Erweiterung und Veredlung und die bescheidene Be-

ſchränktheit, die nur auf der kleinen ihr angewieſenen Stelle thätig iſt, ſtehen unbeſchreiblich lebendig und individuell durch die Schilderung ſo weniger Verſe da. Aber was dann ſo vorzüglich groß iſt, iſt, daß der ruhige Hermann eigentlich nicht minder heldenmäßig erſcheint als der andere; er zeigt vielmehr eine Stärke und Feſtigkeit des Entſchluſſes, die nur, durch Vernunft und richtigen praktiſchen Sinn geleitet, ſich in beſcheidenen Schranken hält; und der ganze Unterſchied zwiſchen beiden liegt vielleicht in Einflüſſen des Himmelsſtrichs und der Nationalverſchiedenheit. Denn auch dies haben Sie ſo meiſterhaft benutzt und dem Deutſchen (der Ihnen, wie ich gern einmal recht umſtändlich ausführen möchte, für die idealiſche Darſtellung ſeines Charakters ſchon ſo viel ſchuldig iſt) wieder einen ſehr edeln Platz angewieſen.

Dieſer Schluß vollendet nun zugleich, wie es mir ſcheint, den Begriff des Epiſchen in Ihrem Gedicht, vorzüglich im Gegenſatz mit der Idylle. Die Idylle kann in der That nicht mehr als Eine Stimmung des menſchlichen Gemüths kennen, blos die beſchränkte, die auf Ruhe und bloße Zufriedenheit geht. Das kühne Bemühen des Völkerverbeſſerers, das raſtloſe Streben des Weltumſeglers, der emſige Fleiß des Naturforſchers, ſelbſt der höhere Standpunkt des Philoſophen, mit dem er ſich über die bloße Wirklichkeit erhebt, alles dies iſt der Idyllenſtimmung nicht blos fremd, ſondern entgegengeſetzt. Sie iſt ſchlechterdings nur das Bild einer Hälfte der Menſchheit, und ich habe oft gedacht, ob es nicht eine Gattung der Dichtart geben müßte, die ebenſo ausſchließend nur die andere ſchilderte. Das Epos allein umfaßt die geſammte Menſchheit, vereinigt zugleich Flug des Geiſtes und Ruhe der Empfindung, und fügt alle Elemente des menſchlichen Daſeins zu einem großen Ganzen zuſammen. Dies finde ich in ſo hohem Grade in Ihrem Hermann und dies macht ihn mir beſonders ſo vorzüglich werth.

Einige einzelne Verse in diesem neuen Schluß sind zugleich so glücklich gesagt, daß sie einen unbeschreiblichen Eindruck machen. So die beiden:

> Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
> Lösen in Chaos und Nacht sich auf, und neu sich gestalten.

Nur daß Sie im zweiten Vers „gestalten" wiederbringen, gefällt mir nicht ganz. Es ist nicht blos die Wiederholung, an der ich mich stoße. Es ist mir aber, als forderte der Zusatz „neu sich gestalten" auch eine Partikel bei dem ersten „die gestaltete", was doch nicht anginge. Doch wird es freilich schwer sein, einen andern gleich passenden Ausdruck zu finden. Sonst kann ich nicht sagen, daß mir auch nur Kleinigkeiten in diesem Schluß aufgefallen wären. Das Ganze schien mir zwar sich noch nicht so rein und ohne Anstoß lesen zu lassen als die vorigen Gesänge; doch konnte ich nicht finden, wo es im Einzelnen stockte, und überdies schrieben Sie mir ja, daß Sie es noch hier und da umändern.

Es schmerzt uns sehr, daß Sie uns beinahe die Hoffnung wieder nehmen, uns jenseit der Alpen zu sehen, und daß wir vielleicht auch Meyer verlieren. Sagen Sie mir doch recht bald etwas Näheres; Alexander grüßt Sie herzlich; ebenso meine Frau, die noch innig über die Güte und Liebe, die Sie ihr in Jena erwiesen haben, gerührt ist. Leider ist sie seit einigen Tagen wieder nicht recht wohl. Wir bleiben bis zum 12. Juli hier. So lange ist unsere Adresse: An Herrn von Humboldt den Aelteren (nicht: Legations-Rath) im gräfl. Hagen'schen Hause am Markt. Später: bei Körner abzugeben. Sobald ich nach Wien komme, melde ich Ihnen unsere dortige Wohnung. Die Briefe an Sie schicke ich bis auf weitere Nachricht an Schiller. Leben Sie herzlich wohl und reisen Sie recht glücklich.

Ihr

Humboldt.

18. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Wien, 5. September 1797.
[Mit dem praes. Zürich, den 21. September.]

Verzeihen Sie mir ja, mein theurer Freund, daß ich Ihren lieben Brief vom 20. Juli so spät beantworte. Allein zum Theil war die Ungewißheit schuld, in der ich über Ihre Adresse war. Jetzt sagt mir Gerning, den ich hier antreffe, daß Sie noch vier Wochen in Zürich bleiben, daß ein Brief Sie dort auch ohne weitern Zusatz findet, und so säume ich nun nicht weiter, Ihnen, sowie Sie mich so freundlich dazu ermuntern, Nachricht von mir zu geben.

Wir sind seit vier Wochen nunmehr hier. Mit dem Detail unserer Abenteuer will ich Ihnen keine Langweile machen; nur im Ganzen kann ich Ihnen sagen, daß es uns ganz glücklich gegangen ist, daß es indeß meiner armen Frau an unangenehmen Störungen durch eigene und ihres jüngsten Kindes Kränklichkeit leider nicht gefehlt hat. Noch in diesem Augenblick muß sie das Zimmer wegen einer Geschwulst am Halse hüten. Ich bin gesund gewesen und habe meine Zeit, so gut ich konnte, benutzt. Viel ist es indeß nicht geworden. An Reiseerfahrungen konnte ich mich weder hier noch in Dresden sonderlich bereichern. An beiden Orten ziemlich herrscht eine Monotonie, die nicht eben ein tiefes Studium, kaum ein reges Nachforschen erlaubt. Am meisten haben mich die Galerien beschäftigt, hier außerdem die Bibliothek, wo ich einige Handschriften des Pindar fand. Ich habe anderthalb Wochen, wenn Sie wollen, damit verloren, vieles daraus zu vergleichen. Aber wie es so geht, — der Gedanke der Reue, die man empfinden würde, wenn man einmal erführe, etwas Wichtiges versäumt zu haben, spornt einen an, und hernach ist die Ausbeute doch immer karg. Indeß war es doch immer

eine neue Beſchäftigung, an der ich bisher keine Erfahrung hatte.

Für mich konnte ich auch nicht ſonderlich thätig ſein. Vorzüglich bei dem armen Agamemnon. Ich ging oft daran, aber nie konnte ich die Stimmung finden, ohne die ich mich nicht an eine Arbeit machen mochte, der Sie Ihren Schutz geſchenkt haben. Erſt ſeit drei Tagen iſt mir's beſſer gelungen. Ich habe die Scene, wo Agamemnon auftritt, vollendet und ſtehe nun an der großen, aber furchtbar ſchweren, wo er den Purpur ſich zu betreten weigert. Sobald ich dieſe Höhe überſtiegen habe, ſchicke ich Ihnen mein Machwerk zu fernerer gütigen Durchſicht.

Aber was ſagen Sie zu Italien, und was werden Sie ſagen, wenn Sie hören, daß wir, die wir ſo rüſtig bis nahe an die Grenze gingen, die wir über unſern Eifer ſo manchmal Ihren Spott erfuhren, wenn Sie uns demonſtrirten, daß nur allein der Fuchsthurm [in Jena] ſicher ſei, daß wir mit einem Wort jetzt ſcheu werden und unſern Plan aufgeben? Und doch iſt es nicht anders. Allen, auch den ſicherſten Nachrichten nach können wir nicht anders urtheilen, als daß der Weg gefährlich, der Aufenthalt precär und der Genuß höchſt geſtört ſein würde, und ſowol mein Bruder als ich haben uns zum Aufſchub entſchloſſen. Er wird mit Haftens nach Zürich, ich mit den Meinigen nach Paris gehen. Er hat für die Schweiz ein particulaires, meiſt naturhiſtoriſches Intereſſe; ich drehe auf dieſe Weiſe meinen Reiſeplan geradezu um, und gehe zuerſt dahin, wohin ich ſonſt zuletzt zu kommen dachte. Dieſe Entſchlüſſe ſind erſt ſeit wenig Tagen in uns feſt geworden. Auch ich gehe über Schaffhauſen und Baſel und alſo noch bei Zürich vorbei, und zwar reiſen wir, wenn keine Hinderniſſe eintreten, am 1. October hier ab. Eher iſt es leider nicht möglich, weil ein neuer Wagen, den ich hier machen laſſe, nicht eher fertig wird. Wären Sie wol alsdann

noch in der dortigen Gegend? Schreiben Sie es uns doch ja noch hierher. Wir könnten ein Rendezvous verabreden, und gewiß werden wir einen kleinen Umweg nicht scheuen. Eigentlich sollten Sie auch nach Paris kommen. Sie waren wenigstens neuerlich nicht da und interessant muß es auf jeden Fall im höchsten Grade sein.

Von Ihrem Hermann habe ich leider nur 8 Bogen; doch erwarte ich den Ueberrest noch hier durch Vieweg zu erhalten. Es ist mir unendlich viel werth, ihn so mit mir zu haben, ich lese ihn oft und immer mit neuem Vergnügen wieder. Ihre Balladen sah ich leider noch nicht und ebenso wenig einige neue Compositionen von Schiller, auf die er doch selbst Werth legt.

Mit Körner verlebte ich sehr vergnügte Tage in Dresden. Er entbehrt bei seiner sonst sehr glücklichen Lage doch sehr einen interessanten Umgang und ich wünschte es ihm und Schiller, daß Sie einander nahe wären. Sollten Sie diesen Winter nicht zurückkommen, sondern doch noch, da Sie freilich allein weniger Rücksichten zu nehmen brauchen, als ich mit Kindern, nach Italien gehen, so riethe ich Schiller sehr, seinen Winter in Dresden zuzubringen.

Leben Sie herzlich wohl, theuerer Freund. Meine Frau grüßt Sie aufs freundschaftlichste. Lassen Sie mich recht bald wissen, wie es mit Ihnen steht. Meine Adresse ist: in der Kärntnerstraße im eisernen [wilden?] Mann, Nr. 1002.

Ihr

Humboldt.

19. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Paris, aus dem Frühjahr 1798.]

Verzeihen Sie mir ja, mein theuerer Freund, daß ich Ihren freundschaftlichen Brief vom 7. Februar erst jetzt, also

ſo ſpät beantworte. Aber eine Arbeit, für die ich Sie bald um einen freundſchaftlichen Antheil bitten werde, und die ich von Woche zu Woche gänzlich zu beendigen hoffte, und mit der ich, wie es ſo zu gehen pflegt, doch noch nicht ganz zu Stande bin, dann eine Unpäßlichkeit, die mich beinahe drei Wochen um alle gute Stimmung brachte, waren an dieſer Verzögerung ſchuld.

Ihr Brief und das Gedicht, das ihn begleitete, haben mir eine außerordentliche Freude gemacht. Es hatte mich ſo tief geſchmerzt, daß wir Sie in der Schweiz verfehlt hatten, und nun war dies Blatt die erſte Nachricht, die ich wieder unmittelbar durch Sie ſelbſt bekam. Ich ſehe mit inniger Freude daraus, daß Sie wohl und thätig ſind, und beides beſtätigt mir Brinckmann, dem Sie durch Ihre gütige Aufnahme äußerſt glückliche Tage gemacht haben. Wohl ſagen Sie mit Recht, daß uns das Vaterländiſche näher liegt als das Fremde, und wie nahe liegt mir alles, was von Ihnen und Schiller kommt, aus dem Kreiſe, auf den ich alles beziehe, und der im ſtrengſten Verſtande mein beſſeres Daſein bewahrt.

Ihr Amyntas iſt unglaublich ſchön. Auch hier iſt es Ihnen wieder ſo vorzüglich gelungen, die feinſten und ſchönſten Empfindungen, mit denen nur unſere Zeit vollkommen ſympathiſiren kann, in ein ſo echt antikes Gewand zu kleiden. Mir wenigſtens führt der Anfang dieſer Elegie immer die Theokritiſchen Cyklopen zurück; und wie zart iſt das Ganze empfunden, wie dichteriſch und kräftig geſagt! Die Stelle: Soll ich nicht lieben die Pflanze u. ſ. w. macht einen wunderbaren Effect. Nie wäre es möglich, die Innigkeit, mit der ein Weſen dem andern einverleibt wird und dieſe fremde Nahrung, dies fremde Leben zu ſeinem eigenen macht, kräftiger und wahrer zu ſchildern. Die Anwendung, die ſo kurz und doch ſo gut vorbereitet iſt, iſt ſehr gut behandelt, und die Verſe ſind Ihnen mehr als vielleicht je geglückt.

In Rückſicht auf die Verſe muß ich noch einmal auf Ihren Hermann zurückkommen. Ich weiß nicht, ob Sie mit Brinckmann über Proſodie geſprochen haben; er iſt aber ſehr feſt und geübt darin, und ſo wenig ich ihm auch gerade viel dichteriſches Talent einräumen möchte, ſo hat er kein kleines Verdienſt in der Reinheit und Leichtigkeit jeder Art der Verſification. Er hat Ihren Hermann unglaublich ſtudirt, und da ich in ſeinem Exemplar einige Verſe angeſtrichen ſah, ſo forderte ich ihn auf, das Gedicht einmal ganz durchzugehen, die proſodiſchen Kleinigkeiten, die ihm aufſtoßen würden, anzumerken, und zu verſuchen, wie man ihnen vielleicht durch leichte Verſetzungen abhelfen könnte. Ich ſelbſt will das Nämliche thun, und wenn Sie erlauben, ſchicken wir Ihnen unſer grammatikaliſches Machwerk in kurzem. Da Sie mir ausdrücklich ſagten, daß ich mir ein durchſchoſſenes Exemplar halten möchte, ſo denke ich, iſt Ihnen dies nicht unlieb. Auf alle Fälle bekommen Sie eine reichliche Gelegenheit, über unſere Pedanterie zu lachen, wie Schiller ſo oft über die meinige gethan hat. — In der That aber iſt Brinckmann für das Amt eines ſolchen proſodiſchen Wächters wie geboren. Er verſteht nicht nur die Sache, ſondern beſitzt ſehr viel Genauigkeit, ſodaß ihm nicht leicht eine Unrichtigkeit entgeht; und ſeine eigene Uebung macht, daß ihm leichter andere Wendungen einfallen. Die beiden letztern Eigenſchaften zum wenigſten gehen mir ab.

Mein armer Agamemnon iſt leider nur um eine Scene in Wien und um einige Verſe erſt hier vorgerückt. Ich hoffe auf beſſere Stimmung in den ſchönen Sommertagen. Aber überhaupt iſt auch Paris nicht gemacht, dichteriſche Stimmungen (wenn ein armer Ueberſetzer auch von ſolchen reden darf) herbeizuführen.

Von meiner andern Arbeit [über Hermann und Dorothea] ſage ich Ihnen nicht eher, als bis ſie unter Ihren Augen iſt.

Das Wichtigste aber, was ich eigentlich als eine Frucht des hiesigen Aufenthalts ansehen kann, geht mir nur erst im Kopfe herum und bleibt vielleicht ewig dort. Es ist das Studium des französischen Nationalcharakters und die Vergleichung mit dem deutschen. Denn in der That bin ich noch sehr ungewiß darüber, welcher von beiden mir, wenn ich eine Zeit damit fortfahre, so lebendig und klar werden wird, daß eine Darstellung auch für andere möglich wird. Wir haben gewöhnlich so viel von interessantern Gegenständen gesprochen, daß ich, glaube ich, nie gegen Sie meine beiden großen Plane, eine Schilderung unsers Jahrhunderts und die Gründung einer eigentlich neuen Wissenschaft: einer vergleichenden Anthropologie, erwähnt habe. Aber auf alle Fälle kann es Ihnen nicht entgangen sein, daß ich überall hauptsächlich auf die Kenntniß des Menschen im Einzelnen, und zwar auf eine solche ausgehe, die empirisch genug ist, um vollkommen wahr zu sein, und philosophisch genug, um für mehr als den jedesmaligen Augenblick zu gelten. Ich konnte meine Reise an keine andern Ideen anknüpfen, und obgleich diese eine ziemlich zufällige Veranlassung hatte, so mußte ich suchen, sie dafür und so systematisch als möglich zu benutzen.

Der französische Nationalcharakter gibt mir in dieser Hinsicht nicht wenig zu thun, und so leicht und begreiflich er auf den ersten Anblick scheint, so mancherlei Schwierigkeiten zeigen sich in der Nähe. Ueberhaupt ist es unglaublich, was es heißt, ein einziges Object der Natur zu erforschen. Wenn man nur irgend das Auge besitzt, das allein den guten Beobachter machen kann, so fühlt man, wie alles mit allem zusammenhängt, wie in jedem Punkte die gesammte Natur ist. Wer muß davon mehr überzeugt sein als Sie. Gerade darin scheint mir der einzige Grund zu liegen, warum Sie in Ihren naturhistorischen Bemühungen immer noch sich selbst so wenig Genüge leisten, scheinbar so wenig fortrücken. Aber

bei moraliſchen Gegenſtänden iſt noch die große Schwierigkeit mehr, ihr eigentliches Weſen von ihrer zufälligen Beſchaffenheit in der Zeit, ihre wirkliche Eigenthümlichkeit von ihren möglichen Fortſchritten zu unterſcheiden, die Linien zu beſtimmen, aus denen ſie nicht herausweichen können, und ihnen doch nicht Grenzen zu ſtecken, über die ſie nicht hinausgehen können, die die Menſchheit ſchon darum nicht kennt, weil ſie dieſelben nicht kennen darf.

Ehe ich mit meinem Begriff eines Nationalcharakters zufrieden bin, muß ich alſo etwas finden, das ebenſo wohl mit der gewöhnlichen Wirkſamkeit als mit den fehlerhaften Ausartungen und den gelungenſten Energien übereinſtimmt, etwas Gemeinſames, das ich in allen einzelnen Theilen der menſchlichen Beſchaffenheit und Thätigkeit als ſich ſelbſt gleich wiedererkenne; etwas endlich, das ſich mit jeder Art individueller Charaktere verträgt, aber jeden ſo modificirt, daß dadurch alle eine allgemeine Aehnlichkeit erhalten.

Es iſt nicht möglich, auch vor dem vollendeten Studium nicht gewiſſe vuen zu haben, nicht ſchon vorläufig nach dem bloßen Takt einiges feſtzuſetzen, und ſo habe auch ich einige ſolche Ideen über den franzöſiſchen Charakter. Es ſcheint mir auffallend, daß in demſelben mehr Verſtand als Geiſt, mehr außer ſich aufs Leben gerichtete, als eigentlich in ſich gekehrte und künſtleriſch geſtimmte Einbildungskraft, mehr Heftigkeit und Leidenſchaft als Empfindung herrſcht. Es ſcheint mir ferner eine ſehr wichtige Eigenſchaft deſſelben, daß er ſchlechterdings nicht pathetiſch iſt, und daß dieſer Mangel des Pathetiſchen durch eine entgegengeſetzte Anlage, durch eine immer rege Beweglichkeit und Leichtigkeit des Temperaments bewirkt wird. Inſofern er alſo ein wirklicher Temperamentscharakter iſt, unterſcheidet er ſich von dem deutſchen, da der Deutſche einen ſo allgemeinen, oder wenn Sie wollen, ſo keinen Charakter hat, daß Deutſch und Nicht-

Deutſch für eine allgemeine Klaſſifikation der Nationalcharaktere gelten kann. Als durchgängig unpathetiſch ſteht er dem engliſchen entgegen, da ein Engländer in der That alles, auch die unbedeutendſte Kleinigkeit, mit Pathos thut.

Es iſt nicht zu berechnen, wie hoch ſich derſelbe durch dieſe Freiheit von allem Pathos ſchwingen kann. Er genießt, wenn Sie mir ein anfangs wunderbar ſcheinendes Gleichniß erlauben wollen, dadurch des ganzen Vorzugs, den die Komödie vor der Tragödie hat. Es iſt blos, daß er dadurch da gut fortkommt, wo das Pathetiſche ſich ſchlechterdings nicht einmiſchen darf, wie das Entgegengeſetzte ſogar nun, nur gut behandelt, gut geräth, wie pathetiſch das Pathetiſche in dem Munde deſſen wird, der gar keine Anlage hat, es zu ſein. Seitdem ich darauf Acht gebe, ſind mir ganz einzelne Beiſpiele davon in Büchern ſogar aufgeſtoßen. Aber auf der andern Seite iſt es auch ſchwer einzuſehen, wie ſich dieſer Charakter von den Feſſeln losmachen kann, die ihn an die Wirklichkeit ketten und ihm allen idealiſchen Aufflug verwehren, wie er beſonders die Hinderniſſe beſiegen wird, die ihm eine ſo beſchränkte Sprache entgegenſetzt.

Sie ſehen, wie viel ich zu thun habe, wenn ich nur dieſe wenigen Ideen entwickeln und rechtfertigen will; wie ſie nur durch die Vergleichung mit allem, was einer ſolchen Eigenthümlichkeit ähnlich und unähnlich iſt, Licht, nur durch die genaue Kenntniß alles deſſen, was dieſe Nation je gethan, gedacht und geſchrieben hat, die nöthige hiſtoriſche Beſtätigung erhalten können.

Daher ſehe ich es auch nur als eine Art Siſyphusſteins an, den ich ſo vor mir hinwälze, und bei dem ich mich glücklich genug ſchätze, wenn er mir nicht zu oft und zu tückiſch entrollt.

Aber anſtatt dieſer Allgemeinheiten hätten Sie, liebſter Freund, vielleicht lieber etwas über Paris und die hieſige Lage beſonders gehört. Allein ich ſchmeichelte mir, daß es Ihnen

nicht uninteressant sein würde, zu wissen, womit ich gerade beschäftigt wäre, und da eben jetzt nichts Einzelnes Interessantes vorgefallen ist, so ist es in der That schwer, über Paris im Ganzen zu reden.

Um das Politische, wissen Sie, bekümmere ich mich nicht. Also ist es nur das Literarische und Artistische, wovon ich Kenntniß habe. Die Stadt und was der Reisende so seinem Beruf nach sieht, sind neuerlich so oft beschrieben worden, daß mich ekelt, nur daran zu denken.

Von dem Literarischen kann Sie nur das Fach der Naturhistorie und Physik hier interessiren; nur Ihre Bemühungen in diesen Fächern könnten hier eine Ernte, aber gewiß auch eine reichliche finden. Am meisten, bilde ich mir ein, würden Sie im Jardin des plantes sein, der durch seine schöne Lage, den Umfang der Anstalt, den Reichthum der darin enthaltenen Sammlungen und die Gelehrsamkeit und man kann hinzusetzen, die Gefälligkeit der darin wohnenden Gelehrten einzig in Europa ist. Freilich muß man nicht so schöne Gewächshäuser und eine so sorgfältige Wartung der Menagerie verlangen, als in Schönbrunn, dazu sind hier noch die Mittel nicht vorhanden. Aber das Museum ist unbeschreiblich reich. Es ist mir eingefallen, daß es Ihnen vielleicht lieb wäre, einzelne Notizen über einige seltene Skelete zu haben. Wäre dies, so bitte ich Sie, mich nur davon zu benachrichtigen. Sowol ich selbst, als der Dr. Fischer, den Sie kennen und der bei mir ist, würden hierin Ihren Wunsch sehr leicht befriedigen können. Der gefälligste und thätigste Mann in dieser Anstalt ist Cuvier, der zugleich vollkommen gut Deutsch weiß. Er hat sehr interessante Arbeiten über die Physiologie der kaltblütigen Thiere gemacht und will eine ausführliche anatomia comparata herausgeben. Er liest über dies Fach, und dies Collegium soll vortrefflich sein. Die beiden Elefanten sind seit einigen Tagen aus Holland angekommen, und

zuerſt einige Tage lang im Invalidenhauſe behalten worden, um ſie dort zuerſt den Vertheidigern des Vaterlandes zu zeigen, die ſie erbeutet haben. Aus Toulon erwartet man einige Löwen und eine Gazelle, wenn ich nicht irre.

Zu Ihren optiſchen Beſchäftigungen fänden Sie vielleicht in Charles's ungeheurem Apparat manches Dienliche. Der Mann ſelbſt iſt ungleich weniger werth, ein bloßer Experimentator, aber ſein Inſtrumentenſaal iſt leicht der reichſte in Europa.

Ihre mineralogiſche Neugierde würde eine ſehr reiche Befriedigung in Dolomieu's Cabinet finden. Er trägt mir auf, Sie freundſchaftlichſt zu grüßen. Er erinnert ſich noch immer mit großem Vergnügen Ihres gemeinſchaftlichen Aufenthalts in Rom mit ihm. Ich fragte ihn, wo ich wol die Stücke, die Sie wünſchen, bekommen könnte, und er will mir einige ſchicken, die er Sie als ein Andenken aufzubewahren bittet. Es iſt ein äußerſt braver Mann, den ich ſehr viel ſehe.

In der Chemie iſt Fourcroy, Berthollet und beſonders Vauquelin ausnehmend thätig. Der letztere hat mehrere neue Entdeckungen gemacht, die auch unſtreitig ſchon in deutſchen Journalen angekündigt ſind. Fourcroy iſt mehr Syſtematiker, aber dies in einem hohen Grade, als Erfinder. Sein Vortrag iſt außerordentlich ſchön. Er gibt jetzt ſeine Théorie de la chimie heraus, die 6—8 Bände ausmachen wird, aber erſt der erſte Theil eines großen Werks: Système des connaissances chimiques au commencement du 19me siècle, iſt.

Die ſchöne Literatur würde Sie wenig intereſſiren. Wirklich fehlt hier die Flamme des Genies. Die meiſten Productionen ſind ſehr matt, und alle bleiben weit hinter dem zurück, was eine ſtrenge Kritik mit Recht fordern kann. Von der Theorie der Dichtungsarten hat man ſchlechterdings keinen Begriff, und einen einzigen jungen Dichter ausgenommen,

habe ich auch niemand gefunden, der nur ein Bedürfniß danach bei ſich ſpürte.

Von deutſcher Literatur bildet man ſich ein, hier viel zu wiſſen. Sie glaubt man ſogar ſehr zu kennen und zu lieben. Chenier hat Ihren Werther ſogar in eine, aber noch nicht gedruckte Tragödie verwandelt. Aber man darf nur ein bischen zuhören, um zu finden, wie es mit dieſer Kenntniß und Liebe ſteht. Ich habe mir feſt vorgenommen, daß durch mich nie eine deutſche Zeile (es müßte denn bloße Gelehrſamkeit ſein) hier bekannt werden ſoll. Die Franzoſen ſind noch zu weit von uns entfernt, als daß ſie uns da, wo wir auch nur anfangen, eigenthümlich zu werden, begreifen ſollten, ſo weit, daß die Verſchiedenheit der Sprachen ordentlich als ein kleines Hinderniß dagegen erſcheint. Die Anzeige Ihres Hermann im Magasin encyclopédique haben Sie wol geleſen. Sie war nicht übel. Sie iſt vom jungen Schweighäuſer.

Ueber die italieniſchen Kunſtwerke möchte ich Ihnen gern viel ſagen. Aber leider weiß ich darüber nicht am meiſten. Bis jetzt iſt blos das hier, was die Lombardei verloren hat, alſo meiſt Gemälde. Der Ort, wo dieſe insgeſammt, ſowie auch die, welche man noch erwartet, aufgeſtellt werden ſollen, iſt die Galerie des Louvre, die ungeheuer lang (ich denke 1440 Fuß) iſt und das Louvre mit dem Palais des Tuileries verbindet. Es iſt ein einziger Saal, oben gewölbt, mit Fenſtern von einer Seite. Daran ſtoßen noch zwei Säle, die auch ziemlich groß ſind. Seit wir hier ſind, iſt die Einrichtung ſo, daß nur Fremde und Künſtler, dieſe aber alle Tage hingehen können. Anfangs wurde immer in der großen Galerie gearbeitet. Mehrere Stücke waren ſchon aufgehängt, andere ſtanden an den Wänden herum, und da man immer darin beſchäftigt war, ſo änderte die Decoration beſtändig und man ſah immer neue Sachen. Dies waren nun die lombardiſchen (Bologna mit eingerechnet), die holländiſchen

und die hiesigen aus Versailles und der Galerie du Luxembourg. Als Buonaparte ankam, wollte das gesetzgebende Corps ihm eine Fête geben und wählte diese Galerie, die in seiner enceinte liegt, dazu. Die Künstler schrien, aber es half nichts. Nun wurde die ganze Galerie auf einmal leer gemacht und nach diesem Tage blieb das Ganze für jedermann, bis vor etwa sechs Wochen, geschlossen. In dieser Zeit ist ein Theil der Gemälde in dem Innern der an die Galerie anstoßenden Säle, jedoch nur provisorisch und nur um die Neugierde des Publikums fürs erste zu befriedigen, aufgehängt worden. Dieser Saal ist überaus schön und da er das Licht blos von oben empfängt, und also göttlich beleuchtet ist, so wird man in der Galerie diese Gemälde nie in gleich gutem Lichte wiedersehen. Dieser Saal ist eigentlich für die Exposition der Arbeiten lebender Künstler bestimmt, und in wenigen Wochen werden die jetzigen Gemälde abgenommen und die der lebenden Künstler hingestellt werden. An der Galerie selbst wird zwar ununterbrochen, aber freilich aus Mangel an Geld nicht mit aller nöthigen Vigueur gearbeitet. Man wird sie in zwei Theile abtheilen, in einen für die Italienische und einen andern für die Niederländische, Französische und das wenige, was man von der Deutschen Schule hat. In dem zweiten der an die Galerie stoßenden Säle ist ein Theil der Handzeichnungen berühmter Meister aufgehängt. Da man deren eine sehr große Menge hat, so wird man mit Ihnen, wenn ich nicht irre, von drei zu drei Monaten abwechseln. Auch sind, seit wir hier sind, einmal Hautelisse-Tapeten nach Rafael aufgestellt gewesen.

Was und wieviel besonders von italienischen Kunstwerken jetzt hier ist, ist genau nicht zu sagen, da es nicht zusammen aufgestellt ist, auch kein Verzeichniß, das öffentlich bekannt wäre, davon existirt. Damit Sie doch aber einigermaßen übersehen können, wieviel man schon hier besitzt, schicke ich

Ihnen die beiden Kataloge der jetzt ausgestellten Zeichnungen und Gemälde mit. Wenn dies auch der kleinste Theil des ganzen Vorraths ist, so ist es doch unstreitig das Schönste. Der Apollo und alles, was zugleich mit ihm kommt, hat, wie Ihnen bekannt sein wird, in Arles überwintert. Nach einem Briefe der Aufseher darüber, den ich im National-Institut habe vorlesen hören, hat man alle mögliche Sorgfalt dafür getragen. Jetzt soll es aber unterwegs sein, und wird in zwei Monaten hier erwartet. Sobald der Gott diese Mauern begrüßt hat, schreibe ich es Ihnen.

Die wichtigste Frage über diesen Gegenstand ist die: ob die bis jetzt angekommenen Bilder durch den Transport, die Behandlung hier und die Restauration verloren haben oder nicht? Um sie aber ganz zu beantworten, müßte man sie einzeln vorher genau gekannt haben. Einige Personen, die in diesem Fall sind, bejahen es nun zwar geradezu. Allein wie schwer ist es, hier zu unterscheiden, wieviel die Einbildung und der Parteigeist dabei thun. Auch ist es schon eine so natürliche Eitelkeit, immer zu sagen, daß eine Sache nicht mehr das ist, was sie sonst war, da man sie ehemals kannte. Die Heilige Cäcilia war, ehe sie hier gereinigt wurde, äußerst schmuzig und hat jetzt ein gewisses rothes Colorit bekommen. Aller Schade ist also wol nicht abzuleugnen. Aber ich glaube bei weitem nicht, daß es so viel ist, als viele behaupten wollen. Von jetzigen Künstlern haben wir noch wenig gesehen. Selbst bei David waren wir noch nicht, weil er von sehr difficilem abord ist, und auch krank war. Sollten Sie oder Meyer, da wol keiner von Ihnen hier war, wünschen, etwas Genaues über einzelne hiesige Bilder, z. B. die Rafaels oder Rubens zu wissen, so wird meine Frau Ihnen gern darüber schreiben. Sagen Sie es mir nur in Ihrem nächsten Briefe.

Gewiß ist es, daß, wenn alles, was man hier hat, gehörig

eingerichtet ist, diese Galerie die einzige in der Welt sein wird; und ich kann nicht leugnen, daß eine so ungeheuere Vereinigung so vieler Kunstsachen doch schon für die Einbildungskraft etwas sehr Erhebendes hat. Dies versöhnt mich einigermaßen mit dem Verlust, den Italien leidet.

Von Naturalien und Manuscripten wird mit dem nächsten Transport gleichfalls eine beträchtliche Menge von dorther erwartet.

Was Ihnen hier zu nicht geringem Troste gereichen würde, ist, daß man so erstaunlich sicher vor dem Ich und dem Nicht-Ich herumgeht, als wären diese furchtbaren Gespenster gar nicht in der Welt. Fichte's alter Thurm am jenaischen Stadtgraben kommt mir ordentlich manchmal wie ein Feenschloß vor. Aber ich wette, Sie würden, wenn Sie hier wären, sich danach sehnen. Mir wenigstens geht es so.

Die Bücher werde ich Ihnen zu verschaffen suchen.

Diesen Brief, die Steine und Katalogen gebe ich Vieweg aus Berlin, der hier ist, mit. Den Brief und die Katalogen soll er Ihnen von Berlin oder Braunschweig aus schicken, die Steine erst von Leipzig. Er will nun auch bald anfangen, die neue Auflage des Hermann zu drucken, vielleicht schicken Sie ihm einige kleine Aenderungen dazu.

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Leben Sie innigst wohl, und vergessen Sie Ihre abwesenden Freunde nicht.

H.

20. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt nach Paris.

Ihren freundschaftlichen Brief habe ich seiner Zeit richtig erhalten, sowie mir auch die schönen Mineralien glücklich zugekommen sind, für welche Gabe ich Herrn Dolomieu meinen besten Dank zu entrichten bitte.

Bei meiner Ankunft hier überraſchte mich Schiller mit Ihrem Aufſatze über Hermann und Dorothea, wir laſen den größten Theil zuſammen und, nachdem wir verſchiedenemal unterbrochen worden, habe ich den Schluß für mich allein geleſen und nach Anleitung des Inhalts und der Ueberſicht manche einzelne Theile wiederholt, und nun ſei Ihnen dafür ſogleich der ſchönſte und beſte Dank geſagt.

Daß Sie Ihre Theilnahme für mich und meine Arbeiten auch mit in das merkwürdige Land nehmen würden, durfte ich hoffen; daß Sie aber ein ſo fortgeſetztes Nachdenken meinem Gedichte widmen ſollten, daß Sie ſich entſchließen könnten, eine ſo große Arbeit, als dieſe Entwickelung iſt, in einer Zeit zu unternehmen, die Ihnen ſo mannichfaltige andere Genüſſe anbot, konnte ich auch nicht zum fernſten ahnen, und dieſe Erſcheinung iſt mir nur um ſo erfreulicher, als ſie mir beweiſt, wie innig Sie der Kunſt, Ihrem Vaterlande und Ihren Freunden angehören.

Ich will Ihnen gern geſtehen, daß mich Ihr Studium meines Gedichts, wenn Sie auch nicht ganz ſo günſtig davon zu urtheilen geneigt geweſen wären, doch beſchämt haben würde, wenn ich nicht zugleich gedächte, daß es Ihnen mit angehört und Sie alſo eine Art von Neigung wie zu einer eigenen Arbeit gegen daſſelbe fühlen müſſen. Es iſt nicht eine Höflichkeit, die ich hier ſage, denn Sie wiſſen ſelbſt, wie ſehr wir in dem Kreiſe, in dem wir nun ſchon eine Zeit lang zuſammen leben, uns wechſelſeitig auszubilden, unaufhörlich gearbeitet haben.

Dem ſei nun, wie ihm ſei, ſo habe ich Urſache mich zu freuen, daß gerade meine Arbeit Sie veranlaßt hat, dieſe wichtige Materie durchzudenken, mit ſich ſelbſt darüber einſtimmig zu werden, und eine lebhafte Communication mit uns und andern zu eröffnen.

Auch dieſe Ihre neue Schrift, in welcher Sie uns einen

ſolchen Schatz von Ideen und Beobachtungen überliefern, ſoll Ihnen künftig doppelt werth ſein, wenn Sie durch die That erfahren, daß Sie in mehr als Einem Sinne auf mich gewirkt hat. Mein lebhafter Wunſch iſt der, bald wieder an eine neue epiſche Arbeit gehen zu können. Ich habe zeither ſehr viel über dieſe Dichtungsart gedacht, und ihr Aufſatz hat nicht allein alles wieder aufs neue und von verſchiedenen Seiten erregt, ſondern er hat mich auch auf gewiſſe wichtige Punkte aufmerkſam gemacht, die mir, ob ich ſie gleich im Auge hatte, doch erſt durch Ihre Ableitung recht wichtig geworden ſind. So freue ich mich voraus, [daß Sie] dasjenige, was Sie billigen und für recht halten, in meinen Arbeiten noch immer mehr ausgedrückt und vollendet finden ſollen.

Indem ich Ihnen nun dieſen praktiſchen Dank bereite, ſo wird Schiller Sie umſtändlicher unterhalten, wie der Theoretiker Ihre Deduction aufnehmen möchte, wozu mir von dem Himmel das Organ verſagt iſt.

Nehmen Sie nun auch meinen Dank für die freundſchaftliche Art, mit der Sie meiner Mängel erwähnen. Man mag ſich noch ſo ſehr zum Allgemeinen ausbilden, ſo bleibt man immer ein Individuum, deſſen Natur, indem ſie gewiſſe Eigenſchaften beſitzt, andere nothwendig ausſchließt.

Alles dieſes, wie vorſteht, war ſchon vor drei Wochen geſchrieben und ich hatte noch manches hinzuzufügen, indeſſen bin ich zwiſchen Weimar und Jena wie ein Ball hin und wieder geworfen worden, und muß nur ſchließen, damit der Brief, wie er iſt, fortkomme.

Ich lege eine Elegie [Euphroſyne] bei, damit meine Proſa wenigſtens einigen Beiſtand habe. Sie kannten ja wol unſere junge Schauſpielerin, die ſchöne und angenehme Becker; ſie ſtarb, als ich dieſen letzten Herbſt in der Schweiz war, und ich widmete ihren Manen dieſes Gedicht.

Leben Sie recht wohl, grüßen die Ihrigen recht herzlich

und ſtrafen Sie mich nicht durch ein allzu langes Stillſchweigen.

Sie haben, wie ich aus einem Briefe an Schiller ſehe, der Kantiſchen Philoſophie mitten in Paris energiſch genug gedacht. Da Sie denn doch einmal ein ſo erklärter Deutſcher ſind, ſo wünſchte ich, daß Sie noch mit Brinckmann eine Proſodie unſerer Sprache zu Stande brächten, die ſich auch von Paris her datirte; es wäre kein geringes Verdienſt, beſonders um Poeten von meiner Natur, die nun einmal keine grammatiſche Ader in ſich fühlen.

Uebrigens würde mein Brief ſich recht bunt endigen, wenn ich von dem, was ich bisher mit Willen und Unwillen getrieben habe, Rechenſchaft geben ſollte. Sagen Sie mir doch ja bald, wo Ihr Herr Bruder ſich befindet, und ob man nicht etwas von ſeinen Fortſchritten erfahren kann.

In den Naturwiſſenſchaften ſcheinen wir uns bald recht gut einzurichten. Scherer, der aus England zurück iſt, etablirt ſich in Belvedere, er wird wol Rittern als Mitarbeiter zu ſich nehmen, und Schelling kommt als Profeſſor nach Jena. Sie ſehen, daß wenn Sie dereinſt aus der Welt der Welten in unſer intermundium zurückkehren, Sie uns, nicht ganz begarnirt von dieſer Seite, finden können.

Seit einigen Wochen habe ich die magnetiſchen Phänomene nach meiner Art auf- und zuſammengeſtellt. Schiller nimmt an dieſen Studien immer mehr Antheil, und Sie wiſſen, was ſein Antheil heißt.

So viel für heute, leben Sie wohl und genießen die ganze Fülle des Gaſtmahls, bei dem Sie ſich gegenwärtig befinden, und überzeugen Sie ſich, daß unſere magere Koſt, zu der Sie denn doch dereinſt zurückkommen werden, wenigſtens herzlich gern gegeben werde und in manchem Sinne heilſam ſei.

Grüßen Sie alles, was Sie umgibt.

Weimar, den 16. Juli 1798.

21. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Paris, 18. März 1799.

Sie müſſen mich für ſehr undankbar halten, mein theuerer Freund, daß ich ſo unendlich lange geſchwiegen und Ihren lieben gütigen Brief unbeantwortet gelaſſen habe. Es iſt mir eben ſo mit Schiller und Körner ergangen und es hat nicht an Vorwürfen gefehlt, die ich mir ſelbſt darüber gemacht habe. Aber die Reue führt ſo ſelten zur Beſſerung und dann liegt in dem Reiſen ſelbſt etwas, das die häufigere Mittheilung durch Briefe verhindert. Es iſt nicht die Entfernung blos, es iſt bei weitem mehr der angenehmere Gedanke des bevorſtehenden Wiederſehens. Nur indem man die Reiſe als etwas bald Vorübergehendes anſieht, kann man es ertragen, eine längere Zeit hindurch ohne wechſelſeitige Mittheilung zu bleiben. Daß ich mich darum in Gedanken nicht weniger mit Ihnen, mit dem, was Sie treiben, was Sie intereſſirt, beſchäftigt habe, bedarf gewiß keiner Verſicherung. Wie Sie ſogar die Beſchränktheit meiner Natur kennen, müſſen Sie fühlen, daß mir alles, was mich außerhalb Deutſchlands umgeben kann, doch immer heterogen bleibt, und was mich an Deutſchland knüpft, was iſt das anderes, als was ich aus dem Leben mit Ihnen, mit Schiller, mit dem Kreiſe ſchöpfte, dem ich nun ſchon ſeit beinahe zwei Jahren entriſſen bin. Wer ſich mit Philoſophie und Kunſt beſchäftigt, gehört ſeinem Vaterlande eigenthümlicher als ein anderer an, dies habe ich auch noch hier an Alexander und mir erfahren. Ich war vielleicht ebenſo gern, vielleicht noch lieber in Paris, als er, allein er war unendlich weniger fremd hier. Mittheilung und Erwiderung fanden für ihn kaum nur ein Hinderniß. Philoſophie und Kunſt ſind mehr der eigenen Sprache

bedürftig, welche die Empfindung und die Geſinnung ſich ſelbſt gebildet haben, und durch die ſie wieder gebildet worden ſind.

Die feinſten und doch bedeutendſten Nuancen, das, was in der Sprache kaum noch Symbol genannt werden kann, geht bei jeder Uebertragung verloren, und ſelbſt wenn es nicht verloren geht, macht es einen ſchwächern Eindruck. Läßt ſich daher zugleich annehmen, daß jede Nation ihre eigene Sprache ausſchließender ausbilden und daß alle gerade in der Philoſophie und Kunſt Fortſchritte machen werden, ſo muß gerade mit der zunehmenden Leichtigkeit allgemeiner Mittheilung das innigere Verſtehen verſchiedener Nationen ſchwerer und das Bedürfniß danach allgemeiner werden. Jede muß beſtimmtere Charakterzüge annehmen, und ihre Verſchiedenheit muß zunehmen, wie ſie denn offenbar in dieſem Jahrhundert bereits zugenommen hat.

Die Eigenthümlichkeit deutſcher Bildung und wie ſehr wir in der beſſern Anſicht der Kunſt unſern Nachbarn vorgeeilt ſind, davon ſind mir noch neuerlich Ihre Propyläen ein auffallendes Beiſpiel geweſen. Für alles, was Sie in den beiden erſten Stücken (die mir bis jetzt allein zu Geſicht gekommen ſind) theils ausführen, theils berühren, hat man hier ſo gut als gar keinen Sinn. Noch ſo zweckmäßig überſetzt, würde man es kaum verſtehen und ihm vielleicht noch weniger Geſchmack abgewinnen. Sie erheben ſich z. B. mit Recht gegen Diderot's wirklich anarchiſtiſche Grundſätze in der Kunſt; aber wenn man die Menſchen und ihre Arbeiten hier ſieht, und dann hinzudenkt, daß es vor dreißig Jahren hierin noch ärger war, ſo begreift man wenigſtens, wie dieſer Abweg für Diderot näher lag, als ein anderer. Dieſer Aufſatz über Diderot hat mich vorzüglich intereſſirt. Ich hatte gerade die ganze neue Ausgabe ſeiner Werke (in 15 Bänden) geleſen, als ich dazu kam, und die in der That auffallende Erſcheinung,

daß Diderot einem oft so künstlerisch gebildet vorkommt, und dann doch offenbar zum Künstler (in jedem Verstande des Worts) so untauglich ist, hatte mich dergestalt frappirt, daß ich selbst angefangen hatte, etwas über ihn zu schreiben. Wirklich ist mir nie ein Subject vorgekommen, an dem sich das wahre Wesen einer echt künstlerischen Einbildungskraft besser, durch die Darstellung des Gegentheils, zeigen ließe, als er. Es käme nur darauf an, die Eigenthümlichkeit seines Geistes, die besondere Art der Phantasie, die ihn zu einem seltenern Menschen macht, die Geistesthätigkeit, in der er Virtuose ist, bestimmt und deutlich auseinanderzusetzen. Ist es Ihnen nicht auch aufgefallen, daß er an keiner Stelle das ist, was er gerade an dieser sein sollte? Wenn er philosophirt, so macht er Bilder, statt Begriffe zu zergliedern; wenn er dichtet, so läßt er seine Personen raisonniren, statt handeln, wenn er Gemälde beurtheilt, so behandelt er sie als Gedichte, und die Gestalten des Dichters trägt er auf die Leinwand über. Einer Kunst schiebt er immer unvermerkt die andere unter und doch ist er schwerlich gemacht, als parteiloser Richter über allen zu stehen. Denn er fühlt, wie es scheint, ebenso wenig ihre Eigenthümlichkeit, als das, was sie alle zur Kunst macht. Die eigentliche, tiefe Wahrheit der Dinge, die auf der Bedeutung ihres Ganzen, ihrem Zusammenhange untereinander und vorzüglich ihrer Beziehung auf unsere Vorstellungs- und Anschauungsweise beruht, ist ihm durchaus fremd. Er ergründet sie nicht als Philosoph, er stellt sie als Dichter nicht dar, er fühlt sie nicht in den Meisterwerken der Kunst. Aber auf die Wahrheit, die man als Natur der Künstelei und als Wirklichkeit den Zeichen entgegensetzen kann, ist sein ganzer Sinn, seine Phantasie, sein Geist gerichtet, und darum bleibt er immer eine merkwürdige Erweiterung des französischen Charakters. Darum ist er gerechter gegen das Alterthum und das Ausland, und

ſelbſt wohlthätig für die Kunſt, da er, wenn er gleich ihrer Geſetzmäßigkeit ſchadet, wenigſtens ihre Freiheit rettet. Zugleich aber zeigt den echten Charakter ſeiner Nation die faſt ausſchließliche Ueberlegenheit des Verſtandes. Es fehlt ihm die höhere Anſchauungsgabe, die bildende Einbildungskraft, von der doch wenigſtens ein Theil von den Griechen auf die germaniſchen Nationen forterbte, es fehlt ihm die üppige reiche Sinnlichkeit der Bewohner des Mittags, er bleibt immer nur raiſonnirend und vergleichend. So ſehr er auf Natur auszugehen ſcheint, ſo iſt es nicht auf die Natur an ſich und in ihrer poſitiven Geſtalt, ſondern auf ihren Contraſt mit der Unnatur, ſowie ihm die Wirklichkeit immer nur im Contraſt mit ihren Zeichen erſcheint. Seine Stärke beſteht wol allein im Sprechen und Raiſonniren, im beſtändigen und genievollen Verwechſeln aller Bilder und aller Zeichen miteinander, in der ſeltenen Gabe ſchneller und allgemeiner Verknüpfung der verſchiedenartigſten Gegenſtände, in dem Talent, jedem Gedanken Farben zu leihen, und durch jede Farbe den Gedanken durchſchimmern zu laſſen, und in dem, was mir in der That Genie ſcheint: dies wunderbare oft willkürlich und zwecklos ſcheinende Spiel auf eine ſolche Weiſe zu treiben, daß nicht blos der unbedeutendere Leſer daraus Vergnügen, ſondern der bedeutendſte eine beſſere und fruchtbarere Stimmung ſchöpft. Ich erinnere mich kaum, je aus einem Diderot'ſchen Aufſatz etwas gelernt zu haben, aber ſeine Lektüre hat mich immer in eine regere Geiſtesthätigkeit verſetzt und daſſelbe hat mir auch Schiller oft von ſich bezeugt. Dieſe Wirkung ſetzt immer Objectivität in dem voraus, der ſie hervorbringt, und verräth recht eigentlich Genie, da ſie ohne Mitwiſſen ihres Urhebers entſteht. — Ich weiß nicht, ob es mir gelungen iſt, mich Ihnen deutlich zu machen, aber ſehr gerne wüßte ich Ihre Meinung darüber. Wenige Dinge in der Pſychologie ſind ſo wichtig und vielleicht keins ſo ſchwer,

als die gründliche Erörterung der Einbildungskraft, und die beſondere Art derſelben, die ich in Diderot zu entdecken glaube, erläutert darum ſo gut faſt alle andern, weil ſie ſich, meiner Empfindung nach, faſt allen andern entgegenſetzt.

Auch in jeder andern Hinſicht ſind mir Ihre Propyläen eine äußerſt willkommene Erſcheinung geweſen. Die Kunſt bedurfte einer ſolchen Arbeit, und ſie konnte nur von Männern unternommen werden, die ſelbſt mit dem Detail und der Ausführung ſo vertraut ſind. Beſonders habe ich bewundert, wie individuell und dem Kritiker brauchbar Sie Ihre Theorien zu machen verſtanden haben. Schriften über die bildende Kunſt ſind ſonſt gewöhnlich ſo unbrauchbar für den bildenden Künſtler; aber die Ihrige iſt überall reich an praktiſchen Winken, an anſchaulichen Beiſpielen, an einer großen Mannichfaltigkeit von Thatſachen. Selbſt die Grundbegriffe der Kunſt, ihre höchſten Geſetze, haben Sie, ohne ihrer Reinheit zu ſchaden, in eine unmittelbar verſtändliche Sprache überſetzt, und ich zweifle, daß ſich in dieſen beiden Stücken irgend etwas fände, wovon der Künſtler nicht gleich die Anwendung vor ſich erblickte. Ueberaus reich an glücklichen Bemerkungen hat mir der Aufſatz über die Wahl der Gegenſtände geſchienen. Nur weiß ich nicht, ob Sie nicht in Rückſicht der hiſtoriſchen ein wenig zu ſtreng urtheilen, wenn Sie verlangen, daß ſie zugleich von den Motiven der Handlung Rechenſchaft geben ſollen. Da jedes hiſtoriſche Gemälde nothwendig immer zugleich Charakterbild iſt, da es außerdem, wenn es der Maler gut behandelt hat, ſchon dem bloßen Auge intereſſante und angenehme Stellungen und Gruppen darſtellt, ſo dünkt mich, iſt es genug, wenn es übrigens inſofern durch ſich allein verſtändlich iſt, daß die phyſiſche Handlung vollkommen daraus klar wird, und dieſe auch ſchon an und für ſich ſinnlich oder moraliſch bedeutend iſt. Die hiſtoriſche Bedeutung kann dann freilich nicht viel mehr hinzufügen, als die Figuren

unter den einmal bekannten Namen dem Gedächtniß fester einzuprägen.

Ihre Beiträge zum Almanach haben uns ein sehr großes Vergnügen gewährt. Vor allem die größere Elegie [Euphrosyne], die unaussprechlich anziehend ist. Sie hat schon in der Erfindung, der einzelnen Schönheiten nicht zu gedenken, eine so echt antike Wendung, daß sie die große Rührung, die sie hervorbringt, gerade auf den schwer zu treffenden Punkt des echt Künstlerischen zurückbringt. Wenn Ihnen, wie man mit Grund hoffen darf, das Schicksal vergönnt, noch lange so, wie Sie bis jetzt gethan haben, theoretisch und praktisch fortzufahren, so glaube ich, darf man sich versprechen, das wahre Wesen der Kunst, besonders die feine Grenze, wo sie mit der Natur zusammenstößt und sich von ihr entfernt, klar und bestimmt zu erblicken, und gelingt dies, so geht damit zugleich eine neue Epoche für die Kunst an. Kein großer Dichter wirkt anders, als durch eine vermöge der Kunst erhöhte und eigen zubereitete Natur; aber aus Ihren Werken strahlt noch außerdem ein gewisser magischer Widerschein der Kunst selbst (im höchsten Verstande des Worts) zurück. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie diese Erscheinung psychologisch zu erklären sei. Ihre Beschäftigung mit der bildenden Kunst hat unstreitig großen Antheil daran, allein sie ist selbst mehr eine Folge als eine Ursache dieser Geistesstimmung. Wenn es erlaubt wäre, in dem Genie eine zeugende und eine bildende Kraft zu unterscheiden, so würde ich Ihnen ein Uebergewicht der letztern zuschreiben. Und sollte nicht in dieser Trennung dennoch einige Wahrheit liegen? Ist nicht Shakespeare und unter uns Klopstock heftiger und voller ausströmend, wie die Dichtung der Griechen, die sich ruhig und still aus sich selbst entfaltet? Muß nicht diese letztere auch vollendet die Spuren dieses bildenden Geistes an sich tragen? und ist jenes unmittelbare Bewußtsein der

Kunſt in den Werken der Alten etwas anderes als das lebendigere Gefühl der Wirkſamkeit und der Gegenwart ihres alles beſeelenden Kunſtſinns? — Ueberraſchend und wunderbar zugleich iſt es, dieſe echt griechiſchen Producte neben den modernen Balladen zu ſehen. Sie haben einen eigenen und ſonderbar anziehenden Ton, vorzüglich die vom Mühlbach, die eine ganz eigene Herzlichkeit und Naivetät beſitzt.

Schiller ſchreibt mir, daß Sie Retif's Mr. Nicolas ſehr lieben und etwas von dem Mann ſelbſt zu erfahren wünſchen. Seine Armuth, Kränklichkeit und Sonderbarkeit machen es ſchwer, ihn zu ſehen, doch habe ich vor mehreren Monaten einmal einen Abend ziemlich allein mit ihm zugebracht, und kann Ihnen wenigſtens von ſeinem Aeußern ſagen. Er iſt klein aber feſt und ſtark gebaut. Sein Geſicht iſt ſehr auffallend und verräth deutlich, daß er aus einer Provinz ſtammt, die ſich, wie es mir vorkommt, durch freie, offene und kräftige Naturen auszeichnet. Es iſt ein mäßig langes Oval, mit hochgewölbter Stirn, einer großen gebogenen Naſe und feurigen ſchwarzen Augen. Trotz ſeiner ungewöhnlich ſtarken ſchwarzen Augenbrauen, von denen die eine lang über das Auge herüberhängt, hat er dennoch nichts Wildes oder Hartes in ſeiner Phyſiognomie; aber ſehr viel Freimüthigkeit, offene Heiterkeit, gutmüthige Redlichkeit und ein unbeſchreibliches Feuer. Dieſem Ausdruck entſpricht auch ſeine Art zu reden. Er ſpricht viel, laut, mit Heftigkeit und ohne allen Rückhalt. Seine Unterredung iſt intereſſant, weil ſie ſeinen Charakter, der ſo entſetzlich mit allem contraſtirt, was man ſonſt hier ſieht, lebendig malt. Die Stärke, mit der er ſich ausdrückt, die Heftigkeit, in die er gleich geräth, überraſcht. So ſagte er von einem Menſchen, der bei einem ſehr ſchlüpfrigen Roman, den er ihm vorgeleſen, kalt geblieben war: „C'est une ame de bois. Mais je déteste depuis tout, qui est blond. Ces sont des ames molles, des ames d'eponges", und was

der Beiwörter mehr waren. Dem alten Mercier, der zugegen war, und der nun freilich von aller Energie ſehr weit entfernt iſt, ſagte er, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, ordentlich mit einer Art von zorniger Ungeduld: „Mais ayez donc, ayez, je Vous en prie, une fois des grandes idées.“ Die Innigkeit, mit der er von ſeiner Mutter, von ſeinem Vater, von ſeinen Jugendjahren ſpricht, rührt; eine Art ſentimentaler Schwärmerei (ſo erzählte er mir unter anderm eine Viſion, die er in der Kirche zu Auxene gehabt) reißt hin. Ueberhaupt findet man die Züge wieder, die man in ſeinen Schriften kennt, die ſtarke und noch immer rege Sinnlichkeit, die Freimüthigkeit, den Familienſtolz u. ſ. f. Dagegen iſt mir der Inhalt ſeines Geſprächs nur wenig anziehend geweſen. Trotz einer großen Beweglichkeit der Einbildungskraft hat er doch, wie es ſcheint, keine große Geiſtesthätigkeit. Sein ſo erfahrungsreiches Leben hilft in der Unterredung nicht aus, da er immer da nur, wie er auch oft thut, ſagen kann, was man beſſer in ſeinen Schriften lieſt, und außerdem verfällt er nur zu leicht in zwei Gegenſtände, die nichts weniger als fruchtbar oder belehrend ſind. Der eine iſt ſeine jetzige beſchränkte Lage, die ihn gleich zu weitläufigen Erzählungen vermeintlicher Cabalen und Verfolgungen ſeiner Feinde, der Buchhändler und der andern Schriftſteller (eine Krankheit der Einbildungskraft, die hier gewöhnlicher als bei uns ſcheint) verleitet. Dem äußern Anblick nach ſcheint ſeine Armuth in der That groß und beklagenswerth. Er iſt äußerſt dürftig und ganz altmodiſch gekleidet, ſchreibt, wie man erzählt, ſeine Manuſcripte auf Papiere, die er auf der Straße zuſammenſucht und dann zu Hauſe trocknet u. ſ. w. Indeß behaupten andere, daß hieran auch eine Art cyniſcher Verwöhnung ſchuld ſei. Der zweite Lieblingsgegenſtand ſeiner Geſpräche ſind ſeine philoſophiſchen und phyſikaliſchen Syſteme. Dieſe ſcheinen auf den erſten Anblick mehr zu verſprechen.

Wenn er einem ſagt, daß die Seele aus 210 Elementen (nicht mehr und nicht weniger) beſtehe, daß aber ihr, ſowie aller Geiſter und der Gottheit urſprüngliches Element das Salz ſei; daß der Tod nur eine Rückkehr in das allgemeine oder vielmehr Totalleben iſt u. ſ. f., ſo erſtaunt man allerdings zuerſt, aber läßt man ſich auf die Gründe dieſer Behauptungen ein, ſo fällt die Verwunderung gar ſehr. Wenigſtens iſt es mir nicht gelungen, in der Ausführung dieſer Paradoxen auch nur kühne, ſubjectiv und pſychologiſch intereſſante Behauptungen und Wendungen zu finden. Sein ganzes phyſiko-philoſophiſches Syſtem hat er in drei Werken, jedes von vier Bänden, die indeß alle noch Manuſcript ſind und bei ſeinem Mangel an Mitteln, ſie drucken zu laſſen, es wol immer bleiben möchten, auseinandergeſetzt. Ihre Titel heißen: „Mille et un développemens", „Les lettres des tombeaux", „L'enclos des oiseaux." Sie haben alle eine dichteriſche Einkleidung und ſind zugleich Romane. Das erſtere führt ſeinen Titel recht eigentlich. Denn er hat jeden Morgen ein Kapitel geſchrieben, und da er, wie er mir ſelbſt ſagte, oft nicht wußte, was er darin ſagen ſollte, ſo hat ihm die wiederholte Durchleſung des zunächſt vorhergehenden immer einen leicht weiter zu entwickelnden Stoff gegeben. Er hält dies Werk für ſo wichtig, daß er mir verſicherte, es müßte nicht nur auf Koſten der Regierung, ſondern der Menſchheit gedruckt werden. Dieſer und anderer Sonderbarkeiten ungeachtet, wäre es indeß gewiß ſehr dankbar, dieſen wirklich ſeltenen Mann öfter zu ſehen; nur iſt das beinahe eine unmögliche Sache. In ſeinem Hauſe geht es, wie man mir allgemein ſagt, ſeiner häuslichen Lage wegen gar nicht an. Man muß ihn alſo in einem Kaffeehauſe aufſuchen, in dem er meiſt täglich Schach ſpielt. Da findet man ſich in einer engen Stube mit einer Menge von Leuten zuſammen, und dieſe Umgebungen verleiden einem unleugbar in hohem

Grade den Genuß des Gesprächs mit ihm selbst. Dies Kaffeehaus scheint übrigens ein Rendezvous noch anderer Dichter und Gelehrten, die, wenn sie Retif an Genie nicht gleichkommen, ihm wenigstens in der äußern Lebensart ähnlich sind. Er zeigte mir Komödien- und Tragödiendichter, von denen sonst niemand je gehört hat. Aber da habe ich Ihnen so viel von einem Abend erzählt, daß Schiller, wenn er dies vielleicht liest, diesen Abend mit der berühmten Stunde vergleichen wird, die einmal Woltmann mit meiner Frau zugebracht hat. Retif's „Coeur humain dévoilé" hat auch auf mich einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Ich zweifle, ob es sonst noch irgendwo ein Buch geben mag, in dem so vieles, so wahres und so individuelles Leben zu sehen ist. Man kann es keine Dichtung nennen, auch dem Verfasser kaum einmal Dichtungsvermögen darum zuschreiben. In der That scheint er dessen nicht viel zu haben, wenn man bedenkt, daß alle seine bändereichen Romane doch großentheils nur Wiederholungen von Scenen sind, welchen einige Wirklichkeit wenigstens zum Grunde liegt. Auf der andern Seite halte ich freilich auch die historische Wahrheit wenigstens nicht durchaus für streng, und möchte das Buch nicht geradezu als Selbstbiographie psychologisch brauchen. Auch geben Retif's Freunde ihm Schuld, daß er Begebenheiten erdichtet und hernach selbst steif und fest glaubt. Aber die eigentliche allgemeine innere Wahrheit, die auf der einen Seite der Natur treuer ist, als die der immer idealisirenden Kunst, auf der andern aber reicher, mannichfaltiger und übereinstimmender mit sich selbst, als es möglich ist, die nackte historische zu geben, die ist es gerade, die ich in ihm finde. Er hat, was er schreibt, wirklich empfunden, wirklich in seinem Selbst, in seiner Einbildungskraft erfahren, es ist ihm ganz eigentlich Erfahrung und als solche eigen geworden, die äußern Gegenstände mögen auch mehr oder minder anders in der

Wirklichkeit gewesen sein, als er sie darstellt. Und in dieser Art so das Leben aufzufassen, so die Charaktere hinzustellen, die Empfindungen so innig und so rührend zu schildern, als z. B. seine Anhänglichkeit an sein Schäferleben, an das kleine Thal, die wehmüthige Erinnerung daran durch den Teppich in der Klosterschule geschildert ist, verräth einen Grad eigenthümlichen Genies, der um so mehr überrascht, als hier seltener gefunden wird. Und ist Ihnen nicht auch diese Verschiedenheit der Sitten von dem, was wir uns sonst als französisch denken, aufgefallen. Wo ist der Kreis geblieben, in dem diese Naivetät, diese Unschuld, dieser wirkliche Adel der Gesinnung, diese unleugbare Sentimentalität herrschte, die wir in diesen Schilderungen bewundern? Lebt er noch in diesen abgelegenen Thälern, die nur eine mäßige Entfernung von der so ganz heterogenen pariser Welt scheidet? Oder ist diese Verschiedenheit jener Zeit dem Ablauf eines halben Jahrhunderts zuzuschreiben. In der That fühlt man sich durch diese Schilderungen näher an Montaigne's als an unsere Zeiten versetzt. Es sind weibliche Charaktere von einer Stärke und Zartheit darin, die man sonst vergebens sucht. So z. B. die Margarethe, die Entdeckung ihrer Schwangerschaft, ihre Trennung von Retif in den Ruinen der Kapelle. Und was haben Sie zu den Spielen und Volksliedern gesagt? Hat nicht das eine von dem Unglück der Stieftochter eine nordische Schwermuth, wie ich sie mich in einigen lettischen Volksliedern gefunden zu haben erinnere. Wie man auch über die Wahrheit oder Fabelhaftigkeit dieses Buchs urtheilen mag, so wird der, der es nicht gelesen hat, den französischen Charakter immer mangelhaft und einseitig beurtheilen.

Von hier kann ich Ihnen sonst wenig sagen, theuerer Freund. Ueber den Kunstkörper hier, wie Sie es in Ihren Propyläen nennen, ließen sich aufs höchste nur fragmen-

tariſche Nachrichten geben. Zwar haben wir, da wir mit den hieſigen Künſtlern ſehr bekannt ſind, die angekommenen Gemälde alle geſehen; indeß, da ſie bis jetzt theils noch gar nicht, theils nur proviſoriſch aufgeſtellt ſind, ſo iſt es nicht möglich, jetzt ſchon das Ganze zu überſehen, und genau, wie viel und in welchem Zuſtande hier angekommen iſt, zu beſtimmen. Da jetzt wahrſcheinlich auch Florenz ſeine beſten Sachen wird hergeben müſſen, ſo kommt freilich hier ungeheuer viel zuſammen; nur iſt es ſchade, daß in der großen Galerie wegen der auf beiden Seiten befindlichen Fenſter eine ſehr ungünſtige Beleuchtung iſt. Die franzöſiſche, flamändiſche Schule wird in wenigen Tagen vollkommen geordnet zu ſehen ſein, und nun iſt man mit der italieniſchen beſchäftigt. Die Bildſäulen ſind noch immer eingepackt; auch hieß es noch vor wenigen Wochen, daß z. B. der Apoll vor dem Herbſt nicht zu ſehen ſein werde. Neuerlich aber hat der Miniſter des Innern, der ein äußerſt thätiger Mann iſt, die Sache ernſtlich betrieben und man redet von 6 bis 8 Wochen.

Ob wir ihn noch hier jetzt ſehen werden, iſt ſo wie unſere Abreiſe von hier noch ungewiß. Vermuthlich wenden wir uns in der beinahe abſoluten Unmöglichkeit, Italien zu ſehen, nach Spanien und bringen den Winter in Valencia zu. Ob wir aber in 4 Wochen oder erſt in einigen Monaten abgehen, müſſen die Umſtände entſcheiden.

Mein Bruder reiſte, wie Ihnen vielleicht bekannt iſt, im October von hier nach Marſeille, um von da in die Berberei zu gehen. Die Feindſeligkeiten zwiſchen Algier und Frankreich haben dieſen Plan vereitelt. Er iſt jetzt ſeit einigen Monaten in Spanien und in dieſem Augenblick in Madrid. Er ſucht Erlaubniß, nach Mexico zu gehen, und denkt ſich, wenn er ſie erhält, in kurzem in Coruña einzuſchiffen. Doch wiſſen Sie, wie ungewiß jetzt alle Plane ſind. Er bittet mich ſehr oft, ſein Andenken bei Ihnen zu erneuern.

Ich lege diesem Briefe einige Scenen des Agamemnon bei. Es ist alles, was ich hier habe zu Stande bringen können. Sie glauben nicht, wie schwer sich so etwas hier, auf so unantikem Boden, arbeitet. Da Sie einmal dieser Arbeit eine so gütige Theilnahme geschenkt haben, so bitte ich Sie recht herzlich um Ihr leitendes Urtheil über dies Stück. Ich bin selbst nicht recht damit zufrieden, und die Furcht, mehr zu verderben, hat mich mit abgehalten, ernstlicher weiter zu gehen. — Meine Frau grüßt Sie herzlich. Wie unendlich freuen wir uns der Zeit, wo wir wieder in Ihrer Nähe sein werden. Tausend Grüße an Schiller!

H.

Ich ließ diesen Brief einige Tage liegen, weil ich Hoffnung hatte, ihn mit einem Reisenden abgehen zu lassen; da dies aber fehlgeschlagen ist, muß ich ihn schon der Post anvertrauen. — Der Apoll ist leider, wie mir eben Pajou sagt, seiner Erlösung nicht so nahe, als ich dachte. — Ihre Briefe, lieber Freund, seien Sie so gütig, immer hierher, aber unter Brinckmann's Adresse à Mr. de Brinckmann de la légation Suédoise à Paris rue de Grenelles nro 103 zu schicken. Ich erhalte sie so auf jeden Fall. Grüßen Sie Schiller und Meyer herzlich von uns allen und leben Sie wohl.

22. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt in Paris.

Ihr lehrreicher Brief, den ich vor einiger Zeit erhalten, forderte mich anhaltend zu einer Antwort auf. Ein anderer an Schiller erinnert mich meiner Schuld und ich eile, Ihnen zu schreiben, ehe Sie sich noch weiter von uns entfernen.

Ich lobe sehr Ihren Entschluß, nach Spanien zu gehen, denn wer einmal fremde Literaturen genießen, sich von der

bewohnten Welt einen Begriff machen, über Nationen, ihren Urſprung und ihre Verhältniſſe denken will, der thut wohl, manche Länder zu bereiſen, um ſich ein Anſchauen zu verſchaffen, das durch keine Lektüre erregt werden kann.

Ich weiß es ſehr gut an mir ſelbſt, mit welcher unterſchiedenen Einſicht ich einen italieniſchen Schriftſteller, oder einen engliſchen leſe. Der erſte ſpricht zu mir gleichſam durch alle Sinne und gibt mir ein mehr oder weniger vollſtändiges Bild; der letzte bleibt immer der Gewalt der Einbildungskraft mehr ausgeſetzt, und ich bin nie ganz gewiß, ob ich das Gehörige dabei denke und empfinde. So hat mir auch mein Aufenthalt zu Neapel, und meine Reiſe durch Sicilien eine gewiß nähere Anmuthung zu dem ganzen griechiſchen Weſen verſchafft, ſowie mein Aufenthalt zu Rom zu dem lateiniſchen. Wenigſtens kommt mir vor, daß ich ſeit der Zeit die Alten beſſer einſehe.

Von Frankreich ſowol als von Spanien hoffe ich durch Sie dereinſt die großen Lücken, die ſich in meiner Kenntniß dieſer Länder befinden, ausgefüllt zu ſehen. Denn was man durch einen gleichgeſinnten Freund erfährt, iſt nahezu, als wenn man es ſelbſt erfahren hätte.

Dieſen Winter habe ich zwar nicht leidend, jedoch nicht zum beſten zugebracht. Indeſſen haben wir Schiller's Wallenſteiniſchen Cyklus auf die Bühne eingeführt und dabei manche Mühe und manchen Genuß gehabt. Doch hat das Eigentliche, Unangenehme und Unbequeme der Vorbereitung Schiller ſelbſt mir abgenommen. Er hat ſich in Abſicht auf Geſundheit und Stimmung bei dieſer Thätigkeit ſehr wacker gehalten und durch dieſen neuen und von allen Seiten ſchweren Verſuch gar viel gewonnen.

Man hat auch bei dieſem Unternehmen geſehen, daß man eigentlich alles wagen kann, ſobald man mit Genie, Geiſt und Ueberlegung wirkt. Das erſte Stück, Wallenſtein's

Lager, hat die Menschen nicht allein sogleich mit dem Reim ausgesöhnt, sondern sogar dessen Bedürfniß erweckt und durch seine Lebhaftigkeit eine gar gute Sensation gemacht. Das zweite, die Piccolomini, hat den Beifall aller erhalten, welche es ganz hören konnten oder mochten, diejenigen aber, denen es entweder an dem Grade der nöthigen Aufmerksamkeit gebrach, oder die durch äußere Umstände theilweise zerstreut und gehindert waren, oder wer sonst etwa nicht den besten Willen hatte, beschwerte sich über die Länge und den Mangel an Handlung; alle aber mußten der einzelnen Ausführung und dem reichen Gehalte des Stücks Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wallenstein zuletzt hat alle Stimmen vereinigt, indem er aus den vorbereitenden Kelchblättern wie eine Wunderblume unversehens hervorstieg, und alle Erwartungen übertraf. Ich freue mich in Ihre Seele zum voraus auf die Stunden, in denen auch Sie dieses Genusses theilhaftig werden.

Ihre Arbeit über meinen Hermann und Dorothea, für die ich Ihnen nochmals danke, hab' ich nun in schönem Drucke vor mir und nehme die einzelnen Kapitel nach und nach wieder vor. Inwiefern ich davon profitire und in meinen Arbeiten vorschreite, sollen Sie selbst beurtheilen, wenn Sie dereinst zurückkommen und eine größere epische Arbeit, wo nicht vollendet, doch im Gange finden, von der ich gegenwärtig nicht einmal den Stoff anzuzeigen wage, damit nicht Ihre freundschaftliche Sorge rege werde: ob ich mir nicht etwa gar ikarische Flügel zubereite.

Gar erfreulich ist es mir, daß wir uns bisher auch durch die Propyläen mit Ihnen unterhalten konnten.

Es ist freilich gewissermaßen eine traurige Arbeit, da wir sonst Hoffnung hatten, diese Stoffe, von denen meist die Rede ist, in Gegenwart der Kunstwerke selbst auszuführen, und dadurch der Behandlung noch mehr Leben, Wahrheit und

innern Zuſammenhang zu geben. Doch was uns an Object abgehen mag, gewinnen wir reichlich durch Schiller's Mitarbeit. Wir drei [Goethe, Schiller und Meyer] haben uns nun ſo zuſammen und ineinander geſprochen, daß bei den verſchiedenſten Richtungen unſerer Naturen keine Discrepanz mehr möglich iſt, ſondern eine gemeinſchaftliche Arbeit nur um deſto mannichfaltiger werden kann. Wir haben ſeit einiger Zeit angefangen, Plane und Entwürfe zuſammen zu machen, welches den großen Vortheil gewährt, daß nicht etwa bei einem vollendeten Werk Erinnerungen vorkommen, die man entweder nur mit beſchwerlichen Abänderungen nutzen kann, oder die man wol gar wider ſeinen Willen ungenutzt liegen laſſen muß. Wenn das vierte Stück der Propyläen Sie noch in Paris antrifft, ſo wird eine Art von kleinem Roman in Briefen, unter dem Titel: der Sammler und die Seinigen, der auf dieſe Weiſe entſtanden iſt, Ihnen gewiß einiges Vergnügen machen, um ſo mehr, da Sie die Individuen kennen, von denen ſich dieſes wunderliche Werkchen herſchreibt.

Es iſt nun auch eine Abhandlung auf dem Wege, über den Dilettantismus in allen Künſten, verſteht ſich den praktiſchen. Es ſoll darin dargeſtellt werden ſein Nutzen und Schaden fürs Subject ſowol als für die Kunſt und für das Allgemeine der Geſellſchaft. Die Geſchichte deſſelben, ſowol in Deutſchland als im Ausland, wollen wir nicht übergehen. Sie ſehen wol, daß dieſes auch nur eine Skizze werden kann, die Sie dereinſt mit auszuführen eingeladen ſind. Haben Sie doch die Güte, mir etwas von dem praktiſchen Dilettantismus in Spanien, von welcher Kunſt es auch ſei, zu melden. Vielleicht ſchreiben Sie mir bald etwas über die Franzoſen und wohin ſich bei dieſen die Neigung und Thätigkeit der Liebhaber richtet.

Ueberhaupt war ich ſchon in Verſuchung, von einigen

Stellen Ihrer Briefe in den Propyläen Gebrauch zu machen, sowol derer an mich, als an Schiller; indem so manche Ueberſicht und Schilderung ſich darin befindet, die man dem größern Cirkel mittheilen möchte.

Ihre Nachricht von Retif hat mir ganz beſonders, ſowie auch unſerm engern Kreiſe Vergnügen gemacht. Vielleicht haben Sie künftig die Güte, die Stellen, von denen es Ihnen nicht unangenehm wäre, wenn man ſie abdrucken ließe, vorn herunter mit einem Strich zu bezeichnen.

Haben Sie wol ſchon von einer Ausgabe vernommen, die von Wolf's Homer veranſtaltet wird? La Garde in Berlin iſt Verleger. Der Text ſoll in Kupfer geſtochen werden, dazu will man bildliche Vorſtellungen, ſowol in großen Platten, als in einzelnen Vignetten hinzufügen. Das Unternehmen iſt ſehr groß und wir werden wahrſcheinlich einigen Einfluß darauf haben, indem Prof. Meyern ſchon deshalb ein Antrag geſchehen iſt, und ich auf eine beſtimmtere Anfrage einen Brief von Prof. Wolf erwarte.

Bei dieſer Gelegenheit wird die Lehre von den zu behandelnden Gegenſtänden wieder ſtark zur Sprache kommen, wobei man, wie Sie recht wohl bemerken, von dem ſtrengen Grundſatz des Selbſtausſprechens zwar ausgehen, aber nicht ſtreng dabei verharren darf. Es würden wenig ganz reine und vollkommene Darſtellungen möglich ſein, auch wird man nicht einmal einen vollſtändigen Cyklus ſchließen können, ſondern man wird, in mancherlei Rückſichten, ſich hin- und herbewegen müſſen. Dabei wird die Regel, die Sie in Ihrem Briefe feſtſetzen, ſehr leitend und dirigirend ſein, daß nämlich wenigſtens die phyſiſche Handlung vollkommen klar werde, und dieſe auch ſchon ſinnlich und moraliſch bedeutend, nicht weniger angenehm ſei, daß man aber den eigentlichen Beweggrund und die nähere Beſtimmung aus dem Gedicht zu erfahren habe.

Ich mache daher einen dreifachen Unterſchied von zuläſſigen Bildern in dieſem Falle: 1) ganz ſelbſtändige Bilder, 2) Bilder, die Theile eines ſelbſtändigen Cyklus ausmachen (von dieſen beiden könnte man ſagen, ſie werden aus dem Gedicht genommen), 3) Bilder zu dem Gedicht. Dieſe haben das Recht nur inſofern ſelbſtändig zu ſein, daß ſie gut ausſehen, die Neugierde reizen und, ſobald man von dem Gegenſtand unterrichtet iſt, vollkommen befriedigen.

Wir werden uns freilich in Acht nehmen, uns in ſo ein ſchwieriges und von mancher Seite beſchwerliches und gefährliches Unternehmen einzulaſſen; ohne über den Sinn und Plan ſowol mit Prof. Wolf als mit dem Verleger vollkommen einig zu ſein. Iſt Ihnen oder Ihrer lieben Frauen etwas erinnerlich von Vorſtellungen aus dem Homer, die Sie irgendwo geſehen und die eine gute Wirkung gethan, ſo laſſen Sie mich doch etwas davon erfahren.

Primaticcio hat in Fontainebleau die Odyſſee gemalt; wahrſcheinlich ſind dieſe Bilder geſtochen worden. Könnten Sie ein Exemplar davon irgend finden, ſo würden Sie mir ein beſonderes Vergnügen machen, wenn Sie mir es bald zuſchickten. Und nun noch eine Anfrage! Wüßten Sie wol einen Weg, wie man den Maler David und einem andern, der, wenn ich nicht irre, Regnault heißt, beikommen könnte? um in der Folge, wenn die Sache im Gange iſt, etwa auch eine Zeichnung von jedem zu erhalten. Sind die Preiſe ſehr hoch, die ſie auf ihre Arbeiten ſetzen, und könnten Sie mir etwa, werther Freund, jemanden in Paris verſchaffen, der zu ſo einer Connexion und Negotiation geneigt und geſchickt wäre?

Nun habe ich noch zweierlei Geſuch für die Zukunft:

Wenn Sie Frankreich durchreiſen, ſo bemerken Sie doch: ob Sie von den geplünderten Schätzen aus Italien irgend etwas auf ihrem Wege antreffen, es ſei von welcher Art

Kunſtwerks es wolle, und notiren Sie das Einzelne; weil es immer ſehr intereſſant iſt, wenigſtens einem Theil des Verlorenen wieder auf die Spur zu kommen.

Dann wünſchte ich, Sie oder Ihre liebe Frau machten es ſich zum Geſchäft, alles was Sie in Spanien antreffen, recht genau zu bemerken, es ſeien nun alte oder moderne Arbeiten, damit wir erführen, was ſich daſelbſt zuſammen befindet, und welche Geſtalt der ſpaniſche Kunſtkörper eigentlich habe. Es würde ein ſchöner Beitrag für die Propyläen ſein.

Wenn Sie mir künftig ſchreiben, ſo haben Sie doch immer die Güte, mir etwas von Ihrem Herrn Bruder zu melden, dem ich die glücklichſte Reiſe wünſche und dem ich mich gelegentlich beſtens zu empfehlen bitte. Bei ſeinem Genie, ſeinem Talent, ſeiner Thätigkeit iſt der Vortheil ſeiner Reiſe für die Wiſſenſchaften ganz incalculabel, ja man kann behaupten, daß er über die Schätze, deren Gewinſt ihm bevorſteht, künftig dereinſt ſelbſt erſtaunen wird. Wäre es möglich, von Zeit zu Zeit etwas von ſeinen Entdeckungen zu erfahren, ſo würde es uns ſehr erfreuen und fördern und unſere Hoffnung nähren, ſeine Rückkunft dereinſt zu erleben.

Finden Sie in Spanien etwa eine kleine Smaragdſtufe, die dort ſo gar ſelten nicht ſind (es iſt ſchöner weißer Kalkſpat, auf welchem die kleinern oder größern ſechsſeitigen Säulenkryſtalle aufſitzen), ſo würden Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie mir eine mitbrächten. Ein paar Louisdors möchte ich wol allenfalls dafür anwenden. Weder die Stufe noch die Kryſtalle brauchen groß zu ſein, wenn ſie nur deutlich und beſonders an ihren Zuſpitzungsflächen wohl erhalten ſind.

Da Sie, bei Gelegenheit des Kotzebue'ſchen Stücks, etwas über das Drama äußern, ſo fällt mir ein, was wir neulich bei Durchleſung der Euripidiſchen Stücke zu bemerken glaubten:

daß ſich nämlich zu der Zeit dieſes Autors der Geſchmack ſchon offenbar nach dem, was wir Drama nennen, hinneigte. Die Alkeſte iſt auffallend von dieſer Art, ſowie der Jon, die Helena und mehrere. Nur wird dort durch ein Wunder das Unauflösliche gleichſam beiſeite gebracht; bei uns muß die Rührung ſtatt des Wunders eintreten. Wenn Euripides das Sujet von Menſchenhaß und Reue behandelt hätte, ſo wäre zuletzt Minerva hervorgetreten und hätte dem alten Hahnrei auf eine vernünftige Weiſe zugeſprochen, und ſo hätte er ſich denn wahrſcheinlich in ſein Schickſal ergeben.

Für die Mittheilung des Stücks vom Agamemnon danke ich recht ſehr. Es iſt ſehr löblich, daß Sie in der großen Zerſtreuung eines auswärtigen Lebens immer daran feſthalten, wo doch der Grundpfeiler aller äſthetiſchen Bemühungen ſteht.

Für heute muß ich ſchließen, damit der Brief fortkomme, denn ich gehe morgen früh nach Weimar ab, und wenn ich ihn mitnehme, ſo bin ich nicht ſicher, daß er nicht noch eine Woche liegen bleibt. Leben Sie recht wohl und reiſen Sie glücklich. Schiller iſt auch im Begriff, an Sie zu ſchreiben.

Laſſen Sie ſich doch, ich wiederhole es, auf Ihrer Reiſe nichts entgehen, was auf Kunſt Bezug hat, ſchreiben Sie mir es bald und geben mir die Erlaubniß, in den Propyläen davon Gebrauch zu machen.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und ehe Sie Frankreich verlaſſen, ſo ſchreiben Sie mir nur ein Wort, damit wir Sie im Geiſte aufſuchen können.

Jena, am 26. Mai 1799.

23. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Paris, den 18. Auguſt 1799.

Herr von Buch, der Ihnen vielleicht, liebſter Freund, aus einigen mineralogiſchen Schriften bekannt iſt, reiſt morgen

nach Deutſchland zurück und fragt mich, ob ich ihm nichts mitzugeben habe. Ich eile, dieſe Gelegenheit zu benutzen, um Ihnen auf einen Auftrag zu antworten, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe gaben und eine Zeichnung beizulegen, die auf dieſen Auftrag Bezug hat. Sie wünſchten neulich zu wiſſen, ob wol David oder Regnault ſich damit abgeben würden, Zeichnungen zu dem Wolf'ſchen Homer zu machen? wie theuer dieſe Zeichnungen werden würden? und an wen Sie ſich wegen der Negotiation wenden könnten?

Ich habe geglaubt, Ihnen einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich dieſe Erkundigungen ſelbſt unmittelbar einzöge; ich habe ſie vielleicht beſtimmter eingezogen, als es Ihre Abſicht war; ich hoffe indeß, daß Sie mein Verfahren nicht misbilligen, da es Sie in keine andere Verlegenheit, als in die einer Antwort ſetzen kann.

An Regnault habe ich mich gar nicht gewandt. Aus Ihrem Briefe ſehe ich, daß Sie ihn nur wenig kennen, und mir, geſtehe ich, haben ſeine Arbeiten nicht gefallen. Weder dem Revolutionsgemälde, was in Verſailles hängt und ja wol in Meyer beſchrieben iſt, noch einem neuen Hercules, der die Euridice zurückbringt, habe ich Geſchmack abgewinnen können. Ob Sie ſeinen in Kupfer geſtochenen Chiron und Achill mehr lieben, als ich, weiß ich nicht. Aber ſollte es auch ſein, ſo bin ich mit Regnault ſo gut als gar nicht bekannt.

Dagegen habe ich mit Gérard und David geſprochen. Ich weiß nicht, ob Sie Gérard kennen. Allein nicht blos meinem, ſondern meiner Frau und aller der Kunſtverſtändigen und Kunſtliebhaber, die uns hier umgeben, Vorurtheile nach, iſt er nach David jetzt hier der genievollſte Maler, er übertrifft David ſelbſt, wie ich gewiß glaube, in ſanften, lieblichen und gefälligen Gegenſtänden und hat wahrhafte Liebe für die Kunſt, ſodaß er gewiß keine ſchlechte Arbeit macht. Von

Gemälden kenne ich, außer einigen wunderschönen Porträts, nur Amor und Psyche, das auf der vorigjährigen Ausstellung mit ausgestellt war und jetzt durch Godefroy gestochen wird. Es ist ein sehr schönes Stück, hat einen wunderlieblichen, seelenvollen Ausdruck und stand unter allem, was ich hier außer David's Sachen gesehen habe, ganz allein und einzig da. Sie finden unstreitig im Mercur des vorigen Jahres, wo, soviel ich mich erinnere, die Ausstellung beschrieben war, einige nähere Nachricht davon. Ein anderes Bild von ihm ist ein Belisar, der von seinem Knaben geführt wird. Man lobt es sehr, ich sah es aber nicht. Gérard ist in der Gewohnheit, Zeichnungen für den Stich zu machen. Etwa die Hälfte der Zeichnungen zu den Kupfern der großen Prachtausgabe des Virgil von Didot ist von ihm, und ich wünschte nur, Sie hätten diese Ausgabe in Weimar, um selbst zu urtheilen. Ich wollte zwei oder drei Kupfer einzeln bei Didot kaufen, und Ihnen beilegen; aber er will sie nicht vereinzelnen. Außerdem hat er Zeichnungen zum Racine ꝛc. und neuerlich zu einer Uebersetzung eines der griechischen Romane gemacht. Von den letztern kam mir neulich eine zu Händen und einer meiner Freunde, Herr Gropius aus Berlin, ein Kupferstecher, der jetzt bei meinen Kindern ist und mich nach Spanien begleiten wird, hat sie schnell durchgezeichnet. Ich lege sie Ihnen bei; es ist Daphnis, wie er am Hochzeitsabende Chloe zu Bett führt, und die Schönheit und Lieblichkeit der Composition wird auch Ihnen gewiß Freude machen. So viel über den Mann, der mir für Ihre Absicht am tauglichsten schien. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß er ein Schüler David's ist und mir also zugleich zu diesem, ob ich gleich ihn vorher schon selbst kannte, Zugang verschaffte.

Ich sprach also mit Gérard über Ihren Plan und er war sogleich nicht abgeneigt, theil daran zu nehmen. Nur wollte

er anfangs die Zeichnungen nicht selbst ausführen, sondern nur entwerfen und dann ausführen lassen. Wie ich ihm aber dagegen Vorstellungen machte, so versprach er, wenn er nicht mehr als 8—10 zu machen hätte, diese ganz selbst zu beendigen.

Mit David haben er und ich gleichfalls geredet. Allein da ist es nun freilich schlimm, daß David blos die Skizzen machen, die Ausführung aber seinen Schülern und Freunden überlassen will. Wie glücklich David in Zeichnungen dieser Art ist, kann ich überhaupt nicht sagen. Ich habe nie welche gesehen. Im Didot'schen Virgil ist zwar eine mit seinem Namen, sie ist aber gleichfalls von Gérard. In Rücksicht der Wahl dieser Sujets würden sie sich einige Leitung, wenigstens Vorschlag gern gefallen lassen. Wenigstens sagte mir dies Gérard von sich, und ich zweifle nicht, daß David auch damit zufrieden sein würde.

Da ich so weit war, erkundigte ich mich nach dem Preis und da ist neulich Gérard zu mir gekommen und hat mir folgende Antwort gebracht. David und er wollten sie gemeinschaftlich übernehmen, und es hinge von dem Verleger ab, wie viel Stücke er bestellen wolle. Sie würden sich selbst auf alle z. B. zu den 48 Gesängen und 2 Titelkupfern auf 50 einlassen. Aber der Preis, den David für das Stück bestimme, sei 1000 Livres (etwas über 40 französische Louisdor). Sie sehen, daß es nicht wenig ist.

Ich sagte darauf Gérard, daß nach David's Aeußerung, nicht selbst die Zeichnungen vollenden zu wollen und bei diesem Preise man vielleicht vorziehen würde, nicht von David und nur von ihm Zeichnungen zu erhalten; und er sagte mir hierauf, daß er dazu nicht abgeneigt sei, daß er aber David als seinen Lehrer und Freund sehr schonen wolle und also bitten müßte, wenn man David's Forderung zu groß fände, die ganze Sache zuerst unter irgend einem Vorwand

z. B. wegen des zu großen Aufwandes abzuschreiben. Wollte man sich nachher um einzelne Zeichnungen an ihn wenden, so wolle er sie, und zwar allein, das Stück für 20 französische Louisdor machen. Nur könne er sich dann nur auf 8—10 einlassen und müsse sich gehörige Zeit ausbedingen.

Nach diesen vorläufigen Verabredungen müßte ich Sie, theuerer Freund, nun bitten:

1) In dem Fall, daß die Sache überhaupt in weitem Felde stünde, Sie sich aber doch vorbehalten wollten, einen dieser Vorschläge anzunehmen, hierher zu antworten, daß das Unternehmen noch jetzt nicht unmittelbar gemacht werden könnte und Sie, wenn es weiter vorgerückt wäre, nähere Nachricht davon ertheilen wollten.

2) In dem Fall, daß man gleich entschlossen wäre, sich mit David nicht einzulassen, uns zu antworten, daß man bedauere, nicht eine solche Summe an die bloßen Zeichnungen wenden zu können.

3) In dem Fall, daß man nachher doch noch Gérard dazu benutzen wollte, einige Zeit nachher diesem noch einmal zu schreiben und ihm Zahl und Art der Zeichnungen nebst der Zeit der Ablieferung zu bestimmen.

Ich habe nicht umhin gekonnt, zu sagen, daß Sie an der Unternehmung Interesse nähmen. Auf einen bloßen Buchhändlervorschlag hätten sie sich nicht eingelassen und wenigstens konnte nur die Achtung für Ihren Namen ihnen ein Sporn bei der Arbeit sein. Daher würden Sie mir auch einen Gefallen erzeigen, wenn Sie in Ihrem Namen Gérard antworten und ihm etwas Angenehmes über das, was Sie von seiner Arbeit gesehen oder gehört hätten, sagen wollten. Er ist sehr freundschaftlich gegen mich, und könnte Ihnen selbst vielleicht, wenn Sie einmal ja hierher kämen, nützlich sein. Besonders aber muß ich Sie bitten, im Fall man etwas von Gérard, nicht aber von David wünschte, das erstere in der

abſchlägigen Antwort nicht merken zu laſſen. Gérard iſt von einer bis zur Aengſtlichkeit gehenden Delicateſſe. Seine Adreſſe iſt: Au Citoyen Gérard à Paris au Louvre. — Gérard hat mir zu verſtehen gegeben, daß David mit ſich auch vielleicht handeln ließe. Vielleicht könnten Sie alſo, wenn man ſeine Arbeit wünſchte, auch ſagen, man könne nicht mehr als ſo oder ſo viel an ein Stück wenden, oder ihn wegen des Preiſes an den Verleger verweiſen.

Iſt Ihnen das eigene Schreiben zu weitläufig, ſo antworten Sie nur mir und ich will dann Gérard ſchreiben. Es kommt ja hier auf einige Wochen nicht an.

So viel von dieſem Geſchäft, das mir am Herzen liegt, weil es Sie, unſern guten Meyer, Wolf, dem ich trotz ſeines Stillſchweigens nicht aufhören kann, gut zu ſein, und unſern alten ehrwürdigen Freund Homer betrifft. Ich glaube, daß, wenn man etwas Vorzügliches machen will, man in dieſer Rückſicht ſich jetzt hierher wenden muß. David iſt doch, ſoviel ich urtheilen kann, jetzt der erſte Maler und Componiſt. Gérard gefällt Ihnen gewiß auch; ob ich gleich noch hinzuſetzen muß, daß ich ihn für Heldenſujets weniger gut halte, als für kleine und liebliche. Die Kupfer zur Aeneide ſind mir viel weniger lieb, als die zu den Eklogen und den Georgicis. Selbſt Fuger's Zeichnungen zum Klopſtock entſprechen meiner Idee nicht. — Doch iſt das freilich mein Urtheil, für das ich nicht einſtehen will. Prüfen Sie ſelbſt.

Von allem, was dieſer Brief über Gérard enthält, bitte ich Sie, keinen öffentlichen Gebrauch zu machen, und die Zeichnung ja nicht aus den Händen zu geben. Sie iſt heimlich gemacht, und ich muß Sie auch bitten, ihrer nicht zu erwähnen, wenn Sie ja Gérard ſelbſt ſchreiben ſollten.

Ich ſchließe hier. Sie bekommen in wenigen Tagen einen weitläufigen Brief von mir, den ich nur nicht Zeit hatte, zu

Buch's Abreiſe fertig zu machen. Grüßen Sie Schiller und Meyer tauſendmal!

Unſere Reiſe hat ſich durch Krankheit eines unſerer Kinder verzögert. Jetzt beunruhigen uns die Unruhen in Languedoc. Gott weiß, wie es noch wird. Man braucht jetzt wirklich zur Reiſe außer Luſt, Geſundheit, Geld — noch Muth, ſo ſchändlich ſieht es in Europa aus. — Sollte Herr von Buch ja nach Weimar kommen, ſo nehmen Sie ihn mit Güte auf. Er iſt mein und Alexander's Freund.

Schreiben Sie mir unter der Adreſſe: A Mr. de H. à Paris rue neuve George nr. 3 chez le Cit. Fould. Auf dieſe Weiſe erhalte ich den Brief, wenn ich auch nicht mehr hier bin, nachgeſchickt.

24. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Ein großer Theil dieſes Briefes (der ſo || || eingeklammerte) iſt in die Propyläen, Band III, Stück 1, S. 66—109, ſodann in Wilhelm von Humboldt's Geſammelte Werke, III, 142—172, aufgenommen unter dem Titel: Ueber die gegenwärtige franzöſiſche tragiſche Bühne.]

Paris, 18. Auguſt 1799.

Es geht mir unendlich fatal, theuerer Freund; ich ſitze noch immer hier und doch wahrlich ohne meine Schuld. Im Frühjahr, ehe ſich die politiſchen Angelegenheiten ſo ſehr verwickelten, zögerte ich, weil ich Hoffnung hatte, einen Reiſegeſellſchafter zu bekommen, deſſen Begleitung mir ſehr angenehm geweſen wäre; als ich merkte, daß es Zeit ſei zu reiſen, ehe das Reiſen unmöglich würde, wollte ich gehen, und da wurde mir mein kleinſter Junge krank und hielt mich vier Wochen lang auf. Jetzt war wieder alles zur unmittelbaren Abreiſe fertig, und nun ſind Unruhen in Bordeaux und den umliegenden Departements ausgebrochen, die mich wieder wenigſtens einige Tage zu warten zwingen, um zu ſehen,

welche Wendung dies nimmt, und glücklich genug, wenn ich nicht genöthigt werde, meinen Plan ganz umzuändern oder aufzugeben. Aber ich verlasse diesen unangenehmen Gegenstand und beantworte blos Ihren gütigen und freundschaftlichen Brief.

Es freut mich unendlich, daß Sie sich so ernstlich mit Ihren Propyläen beschäftigen. Leider ist hierher noch nicht mehr als das zweite Stück gekommen und mehr habe ich also auch nicht gesehen. Wie wohl Schillern und Ihnen das gemeinschaftliche Arbeiten thun muß, begreife ich vollkommen. Mit herzlicher Freude werde auch ich Ihnen von meiner Reise einen oder den andern Beitrag liefern, und vielleicht hätte ich es schon von hier aus gekonnt, wenn Sie mir eher davon geschrieben hätten. Doch ist freilich hier keine reiche Ernte zu erwarten, da theils das, was schon ehemals hier war, theils das Neuangekommene sehr bekannt ist. Von Spanien, wenn wir nämlich Spanien noch sehen, verspricht Ihnen meine Frau eine ausführliche Beschreibung aller irgend merkwürdigen Gemälde, vorzüglich derer aus den mittäglichen weniger bekannten Provinzen. Kennen Sie Palomino's Leben spanischer Maler und gibt es eine deutsche Uebersetzung davon? Ich wünschte es wol zu wissen, da ich im Sinn hatte, in der Beschreibung meiner spanischen Reise (denn nur diese werde ich wol eigentlich beschreiben können), ausführliche Nachrichten über die Kunst in Spanien zu geben, und ich in dem Grade ausführlicher sein würde, als ich den Gegenstand für unbekannter annehmen könnte.

Ich habe, da mein pariser Aufenthalt nunmehr doch auf alle Fälle sich seinem Ende nähert, noch eins und das andere bisher Versäumte nachzuholen gesucht, und da bin ich zum Theil auf interessante Dinge gestoßen. Unter diesen muß ich Ihnen doch die Gipsabdrücke von den Basreliefs des Tempels der Minerva und des Theseus nennen, die auf Choiseul

Gouffier's Veranstaltung in Athen abgeformt sind, hernach durch Fauvel, der sich noch in Athen aufhält und eine Griechin dort geheirathet hat, während der Revolution nach Frankreich geschickt worden sind, eine lange Zeit in Marseille gelegen haben, endlich aber hier angekommen und restaurirt worden sind. Sie stehen jetzt in einem der Säle des Louvre und werden dem Publikum noch nicht gezeigt. Wie sie jetzt zu sehen sind, ist es noch nicht möglich, die Art und die Ordnung der Vorstellungen deutlich zu übersehen; man muß sich jetzt begnügen, die Arbeit der einzelnen zu bewundern. Aber ich verspreche Ihnen eine ausführliche Nachricht davon, selbst wenn ich auch nicht mehr hier wäre, wenn sie geordnet und gehörig aufgestellt sein werden. Ich habe nämlich neulich erfahren, daß auf dem hiesigen Kupferstichcabinet Originalzeichnungen der Basreliefs der Propyläen sind, welche ein französischer Gesandter Nointelle hat besorgen lassen.

Diese Zeichnungen enthalten mehr als Steward, weil seit der Zeit, da sie angefertigt sind, das Gebäude durch eine Bombe beschädigt worden ist, und Steward erst nachher Athen besuchte. Ein junger Architekt Catel (ein Bruder des Zeichners dieses Namens) aus Berlin, ein Mensch von vielen Fähigkeiten und Geschmack, dem ich dies angezeigt, ist jetzt beschäftigt, diese Zeichnungen mit dem Steward zu vergleichen, und wird Ihnen, wenn Sie es erlauben, einen ausführlichen Aufsatz über die Unterschiede zwischen beiden zuschicken. Ich werde ihn bitten, alsdann zugleich nähere Nachrichten über die Basreliefs hinzuzufügen. So viel kann ich Ihnen vorläufig sagen, daß die Zeichnungen auch in antiquarischer Rücksicht merkwürdig sind, und im Costüme und in den musikalischen Instrumenten neue und mir sonst nie vorgekommene Dinge enthalten. Bis Sie diesen Aufsatz erhalten, bitte ich Sie, dieser Sache noch nicht öffentlich zu erwähnen. Die Basreliefs sind unendlich schön. Auf den ersten Anblick haben

ſie etwas in neuern Werken Ungewöhnliches, eine gewiſſe Trockenheit, die einem auffällt. Aber betrachtet man ſie genauer, ſo iſt ein Charakter, ein Feuer, ein Leben darin, wie man in unſern Werken vergebens ſucht. Da es die Vorſtellung der Panathenäen zu ſein ſcheint, ſo ſind mehrere Reiter und Pferde, und die Pferde vorzüglich ſind ausnehmend ſchön, obgleich z. B. die Mähne ſo wunderbar gemacht iſt, daß ſie faſt einem Hahnenkamme gleicht, und die meiſten nur wie auf Einem Fuße ſtehen. Am merkwürdigſten und ſchönſten ſind die Gewänder, doch überlaſſe ich es Catel, Ihnen dies auseinanderzuſetzen. Ich bin zu ſehr Laie in dem Techniſchen der Kunſt, um darüber mitzureden.

Es iſt mir oft ärgerlich, daß ich mir über Malerei und Bildhauerei doch kein anderes Urtheil als höchſtens über die Idee und den Ausdruck anmaßen darf, daß mein Auge und meine Hand ganz ungeübt ſind, und mir ſelbſt dann, wenn ich richtig fühle, die Sicherheit fehlen muß, es auszuſprechen. Niemand kann ſo gut, als ich, empfinden, daß es ein mächtiger Unterſchied iſt, äſthetiſch und techniſch gebildet zu ſein. Ich bin ſchlechterdings aufs höchſte das erſte, und überhaupt hat mein Geiſt immer mehr Hang nach den Punkten hin, wo mehrere Kenntniſſe ſich verbinden, als wo ſie ſich ſchneidend trennen. Denn ebenſo bin ich auch tauglicher zur Philoſophie, als zur Metaphyſik. Ich glaube dieſen Mangel zum Theil in der Art meiner Erziehung gegründet zu finden und man ſollte junge Leute davor hüten. Es iſt vor allen Dingen nöthig, irgendetwas rein und entſchieden zu ſein. — Aber ich breche dieſe Abſchweifung ab. Ich machte ſie eigentlich nur, um Sie daran zu erinnern, worauf Sie Ihre Hoffnungen von Beiträgen von mir zu Ihrem Unternehmen einſchränken müſſen. Wäre ich früher auf den Einfall gekommen, daß Ihnen ein paar Blätter über hieſige Kunſtſachen intereſſant ſein könnten, ſo hätte ich Ihnen einen Aufſatz

ſchicken können, der jetzt ſchwerlich noch fertig werden wird. Ich war nämlich vor einem Jahr das hieſige National-Muſeum, das faſt nur Büſten und Statuen berühmter Franzoſen enthält, durchgegangen und hatte genau auf die Mannichfaltigkeit der Phyſiognomien Acht gegeben. Ich hatte damit Nachſuchungen auf dem an Porträts ſehr reichen Kupferſtichcabinet verbunden, und ſeit Ihrem letzten Briefe habe ich meine damals beiſeite gelegten Beobachtungen vorgenommen und geordnet. Ich habe mir zum Geſichtspunkt genommen, dem Künſtler zur Behandlung der Phyſiognomien in hiſtoriſchen Stücken einige leitende Ideen zu geben, und beſonders gezeigt, welche Veränderungen die Geſichtsbildung der franzöſiſchen Nation in den verſchiedenen Jahrhunderten durchgangen iſt. Es iſt dies ein eigener und feiner Gegenſtand, in den ſich leicht, wenn man nicht ſehr genau auf ſich Acht gibt, etwas Grillenhaftes einmiſchen kann. Ich habe es daher auch nicht gewagt, die Arbeit hintereinander fort zu beendigen, und bin nur bis auf Ludwig XIII bis jetzt gekommen. Sollte ich es noch endigen, ſo werde ich einen jungen deutſchen Bildhauer, Tieck, bewegen, über das eigentlich Techniſche dieſer Monumente etwas hinzuzufügen, und Ihnen dann das Ganze, das dann leicht ein paar Bogen betragen kann, zuſchicken.

|| Ueber eine Kunſt, muß ich geſtehen, iſt mir hier ein neues Licht aufgegangen, ich meine die Schauſpielkunſt. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß die hieſigen Schauſpieler, auch die beſten, mehr und etwas Höheres wären als unſere guten, oder wenigſtens, als dieſe ſein würden, wenn bei uns dieſe Kunſt mehr begünſtigt wäre. Aber die Mimik iſt hier mit den bildenden Künſten in eine genauere Verbindung gebracht; wenn ſie bei uns nur zu unſerer Einbildungskraft und unſerer Empfindung ſpricht, ſo gewährt ſie hier auch dem bloßen Auge einen größern Reiz und erſcheint ſo in einem neuen Geſichtspunkt. Da man in dem Schauſpieler

zugleich den Maler, den Bildhauer und den pantomimiſchen Tänzer vereinigt ſieht, da ſo auch derjenige Theil ſeines Spiels, der an ſich nicht bedeutend iſt, künſtleriſche Harmonie und Schönheit beſitzt, ſo glaubt man einen engern Bund aller Künſte zu erblicken, und ahnt eine vielleicht minder große und tiefe, aber reiner äſthetiſche Stimmung. Der Menſch, blos als Menſch betrachtet, hat unſtreitig bei dem hieſigen Theater einen kleinern Genuß; allein einen deſto höhern der Künſtler, und der fremde Schauſpieler ſelbſt würde gezwungen werden, hier über ſeine Kunſt zu reflectiren, da er hier deutlichere Spuren des Kunſtfleißes als bei uns entdecken müßte.

Freilich aber iſt die franzöſiſche Bühne jetzt eigentlich nichts. Was ich Ihnen da ſage, habe ich mir blos von einem einzigen Schauſpieler abſtrahirt, von Talma. Bei den übrigen kann man nur die Vorzüge dieſes in ſehr mäßigen Graden, bei andern, was in ihm vielleicht Element eines Fehlers genannt werden könnte, in Caricatur ſehen. Zwar gibt es noch einige ſehr gute Schauſpieler für die Komödie, Molé, Fleury, M. M. Contat, Baptiſte, Dugazon, Grandmenil, noch einen, von dem ich Ihnen nachher noch einige Worte beſonders ſagen muß, Monvel, aber ich vergaß, Sie zu erinnern, daß ich jetzt blos von den tragiſchen Schauſpielern reden will.

Talma iſt erſt ſeit 11 bis 12 Jahren auf dem Theater. Er hat le Kain nicht mehr geſehen und niemand zum unmittelbaren Muſter nehmen können. Er ſpielt jetzt und ſchon ſeit der Revolution ſehr oft, da man die alten Stücke jetzt ſelten gibt, Rollen, die vor ihm nie geſpielt worden ſind und die er neu hat ſchaffen müſſen. Er hat alſo mehr Freiheit und nähere Veranlaſſung gehabt, ſich einen eigenen Stil zu bilden, und ob es gleich für den, der die ältern und beſten franzöſiſchen Schauſpieler nicht mehr geſehen hat, ſchwer iſt,

eine ſolche Behauptung zu wagen, ſo glaube ich doch mit Grund ſagen zu können, daß die franzöſiſche Schauſpielkunſt durch ihn eine Erweiterung gewonnen hat. In der maleriſchen Schönheit der Stellungen und Bewegungen kann er nicht leicht von jemand übertroffen worden ſein, da ihn für dieſen Theil der Kunſt ſchon die Natur ſo ſehr begünſtigt hat. Zwar iſt er eher klein als groß, und dies geht ihm allerdings für den Ausdruck der Würde verloren, allein ſonſt iſt er eine der wohlgebildetſten und harmoniſchſten Geſtalten, die man ſehen kann. Sein Geſicht iſt zugleich von feinem und kraftvollem Ausdruck, ein kleines rundliches Oval, eine kleine, an der Stirn etwas einwärts gebogene aber feingeſchnittene Naſe, ſchwarze feurige Augen und ſehr ausgearbeitete und ausdrucksvolle Wangenzüge, beſonders um den Mund herum; ſein Wuchs iſt ſchlank und fein, die Arme, auf die es bei dem Heldencoſtüm, wo man ſie oft nackt ſieht, ſehr ankommt, gut gebildet und die Lenden, Schenkel und Füße von muſterhafter Schönheit. Mit dieſer Geſtalt verbindet er offenbar eine ſehr maleriſche Einbildungskraft. Er hat, wie ſeine Kunſt überhaupt, ſo insbeſondere das Coſtüm ſehr ſorgfältig und nach den beſten Hülfsmitteln ſtudirt, er zeichnet ſelbſt, und man ſieht es ihm an, daß jede Situation, die er ſich denkt, auch vor ſeiner Phantaſie als maleriſche Geſtalt daſteht. Auf dem Theater iſt jede ſeiner Bewegungen ſchön und harmoniſch, ſein Anſtand iſt durchaus edel und graziös, und wenn er ſitzt, wenn er ſteht, wenn er niederkniet, würde es der Maler der Mühe werth finden, dieſe Stellungen zu ſtudiren. Wenn man bei andern Schauſpielern wol hier und da einzeln ein ſchönes Gemälde (wie man es hier nennt) ſieht, ſo zeigt nur ſein Spiel eine ununterbrochene Folge derſelben, einen harmoniſchen Rhythmus aller Bewegungen, wodurch dann das Ganze wieder zur Natur zurückkehrt, aus der dieſe Art zu ſpielen einzeln genommen

ſchlechterdings heraustritt. In dieſem Theil ſeiner Kunſt mag indeß Talma ſeine Vorgänger nur erreicht oder aufs höchſte übertroffen haben; was ihm hierin eigen iſt, iſt vielleicht nur ſein Studium des Coſtüms, in dem er unſtreitig unübertroffen iſt, und deſſen, was die übrigen vielleicht nur mehr als bloßen Anſtand und Heldenwürde angeſehen haben [und das er] auf eine echt künſtleriſche Weiſe als ſchöne und maleriſche Natur behandelt. Worin er aber vorzüglich um einige Schritte weiter gegangen zu ſein ſcheint, iſt die Wahrheit und Stärke des Ausdrucks. Man ſieht, daß er nicht, wie es ſonſt ſo ſehr die Art der hieſigen Schauſpieler iſt, welche die meiſten ihrer Rollen durch Tradition empfangen, nur andere Schauſpieler, ſondern daß er die Natur ſelbſt ſtudirt hat, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ihm die Begebenheiten der Revolution hierzu einen reichern Stoff dargeboten haben. Sein Mienenſpiel iſt erſtaunlich ausdrucksvoll, ſeine Geberden natürlicher und minder regelmäßig abgemeſſen, er läßt den Zuſchauer nie kalt, ſondern reißt ihn hin und erſchüttert ihn. Denn das blos Rührende würde ihm, glaube ich, weniger gelingen. Er nimmt ſich mehr Freiheiten, als die franzöſiſche Bühne ſonſt erlaubt. Er ſpricht wirklich mit den Perſonen des Stücks, nicht, wie hier noch meiſtentheils geſchieht, mit den Zuſchauern; er thut, wenn es die Gelegenheit gibt, einige Schritte gegen den Hintergrund des Theaters und zeigt dem Zuſchauer den Rücken; er hält nie, wie andere in einzelnen Gemälden, auch wenn ihn der Beifall des Publikums unterbricht, ſo ſtatuenhaft inne: mit einem Wort, er iſt bei weitem ungebundener und natürlicher. Einige haben behaupten wollen, daß er ſich nach der engliſchen Bühne gebildet habe, allein dies iſt falſch. Zwar iſt er größtentheils in England erzogen worden, aber da er ſich damals noch nicht zum Schauſpieler beſtimmte, ſo hat er, wie ich ihn ſelbſt bedauern hörte, das dortige Theater nicht benutzen können.

Seinen eigentlichen Schauſpielerunterricht hat er in der école dramatique, die es hier ehemals vor der Revolution gab, erhalten, und ſein beſonderer Lehrer iſt Dugazon geweſen, ein guter komiſcher Schauſpieler, der auch ſonſt viel Theaterkenntniß beſitzen ſoll. Seine gewöhnlichen Rollen, ſo viel ich ſie kenne, ſind: Titus im Brutus, Nero im Britannicus und in dem neuern Legouvé'ſchen Stück Neron et Epicharis, Oreſt in der Iphigenie von de la Touche, Aegyſth im Agamemnon, Macbeth und Othello in den Umarbeitungen dieſer Stücke von Ducis, Karl IX in Cheniers Stück, Moncaſſin in den Vénetiens von Arnault (einem Stücke, das viel tragiſches Talent verräth) u. ſ. f. Karl IX hat ihm zuerſt Namen verſchafft, ob er gleich auch vorher, wo er wegen ſeiner Jugend nur Nebenrollen erhielt, ſchon einige von dieſen ſehr herauszuheben verſtand. Sein Organ beſitzt vielleicht keinen ſehr großen Umfang, aber er weiß es ſehr geſchickt zu gebrauchen, und an ſich hat es einen unendlich tragiſchen Ton, der unmittelbar das Innerſte ergreift. Talma's Stärke überhaupt liegt wol in dem Ausdruck der hochtragiſchen, finſtern und melancholiſchen Momente, wo der Geiſt und die Leidenſchaft über ſich ſelbſt brüten und die letztere noch verhalten iſt. Wenigſtens hat er auf mich in dieſen Stellen einen größern Eindruck gemacht, als in denen, wo die Leidenſchaft und Heftigkeit ausbricht, ob er gleich auch da nicht allein das nöthige Feuer beſitzt, ſondern ſich auch mit Weisheit mäßigt und beherrſcht. Ob ihm das blos Zärtliche und Rührende gut gelingen würde, möchte ich nicht ſagen. Ich habe erſt hier ein ſehr ſonderbares Stück kennen gelernt, das auch Ihnen vielleicht unbekannt iſt, Ducis' Abufar. Theils des Mangels an Handlung, theils der Entwickelung wegen iſt es ſchwer eine Tragödie zu nennen, aber es hat einen der tragiſchſten Stoffe, die ſich vielleicht finden laſſen. In der Familie eines Anführers einer arabiſchen Horde verlieben

ſich Bruder und Schweſter ineinander. Der Bruder entflieht, um ſeiner Leidenſchaft zu entgehen, von ſeinem Vater. Dieſelbe Leidenſchaft aber treibt ihn wieder zurück; doch da er nicht hoffen kann, auf irgendeine Weiſe in ſeiner Liebe glücklich zu ſein, ſo entſchließt er ſich endlich zu einer neuen Flucht. Er entdeckt dies Zulima, ſeiner Geliebten, ſie geſteht ihm ihre Gegenliebe, und ſein Vater Abufar erfährt nun das Geheimniß. Es zeigt ſich jetzt, daß Zulima nur ein angenommenes Kind und nicht ſeine Tochter iſt und beide Liebende werden miteinander verbunden. Dies iſt der einfache Plan dieſes ſonderbaren, aber an ſchönen Verſen und dichteriſchen Naturbeſchreibungen reichen Stücks, der nur durch eine jetzt nicht hierher gehörende Epiſode noch einige Verwickelung erhält. Talma ſpielt die Rolle Pharan's, des entflohenen und zurückkehrenden Sohnes, und ſie gelingt ihm vortrefflich. Er weiß die fürchterliche und ſchwarze Stimmung, welche der Seele die hoffnungsloſe Verzweiflung einer von Göttern und Menſchen gemisbilligten Leidenſchaft, das Verlaſſen eines geliebten und nach den Sitten ſeines Volks beinahe göttlich verehrten Vaters und der Entſchluß zu einer Flucht in die Wüſte, bei der er ſich nun jeden Gedanken an Rückkehr abſchneidet, einflößt, auf eine ſolche Weiſe zu ſchildern, daß man ſich, trotz des wenigen Intereſſes, das das Stück an ſich und beim bloßen Leſen einflößen müßte, ganz in dieſe Lage verſetzt und in die Empfindung mit fortgeriſſen fühlt. Er wird aber auch hier ſehr gut durch die Schauſpielerin, welche Zulima ſpielt, unterſtützt. Mlle. Vanhove beſitzt ein vorzügliches tragiſches Talent, das beſonders in einigen Rollen eine bewunderungswürdige Wirkung hervorbringt. Am beſten finde ich ſie in der Kaſſandra in Lemercier's Agamemnon, einer Rolle, die ihr auch ganz eigenthümlich angehört, die bisher auf der ganzen franzöſiſchen Bühne vorhanden war. Mit großem Vergnügen habe ich neulich

auch Talma im Cid geſehen. Er hatte, was viel ſagen will, Würde genug, um das Gigantiſche dieſes Stücks nicht lächerlich erſcheinen zu laſſen, und einzelne Scenen, wo er zwiſchen ſeiner Liebe und der Ehre kämpft, die, wo er in Chimenen's Haus tritt u. ſ. f., ſpielte er meiſterhaft. Was ſagen Sie aber überhaupt zu dieſem Stück? Es gehört doch etwas dazu, einen ſolchen Stoff und zum Theil eine ſolche Ausführung zu wagen, und noch jetzt und hier Theilnahme und Bewunderung zu erregen.

Es iſt äußerſt ſchwer, vorzüglich bei einer ſo ſchnell vorübergehenden Kunſt, wie die Mimik iſt, Vergleichungen zwiſchen zwei verſchiedenen Stilen anzuſtellen, wenn man nur den einen unmittelbar vor ſich hat, den andern blos im Gedächtniß trägt. Wie man in einer Galerie von dem Bilde eines Meiſters zu dem eines andern geht, ſo habe ich oft gewünſcht, mich in wenig Minuten von hier auf ein deutſches oder engliſches Theater verſetzen zu können. Die franzöſiſche Bühne hat indeß doch einige ſehr auffallende Eigenthümlichkeiten, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich folgende Züge charakteriſtiſch in ihr nenne. Der franzöſiſche Schauſpieler hat durchaus (ich bleibe immer bei der Tragödie ſtehen) einen mehr leidenſchaftlichen Ausdruck als der deutſche. Er ſpielt, wenn ich ſo ſagen darf, mehr die Leidenſchaft als den Charakter, hält den Zuſchauer mehr bei dem augenblicklichen Zuſtand ſeines Gemüths feſt, läßt ihn weniger in das Innere ſeiner Seele und in das Ganze ſeiner Empfindungsart ſchauen. Daher iſt in verſchiedenen Rollen doch weniger Abwechſelung und weniger Individualität. Man könnte ein Bild eines tragiſchen Helden im allgemeinen entwerfen, und man würde in den einzelnen daſſelbe Bild mit ziemlicher Vollſtändigkeit wiederfinden. Ebendaher iſt, ungeachtet der bei guten Schauſpielern freilich ſehr künſtlich berechneten Steigerung des Affects doch der Ausdruck, auch gleich von Anfang herein,

bewegter und leidenſchaftlicher als bei uns. Bei ſeinem erſten Hereintreten ſieht man es dem Schauſpieler an, daß er von Leidenſchaften beſtürmt, mit ſchrecklichen Ereigniſſen im Kampf ſein wird. Bei dem Ausdruck der Leidenſchaft ſelbſt iſt es weit mehr der phyſiſche der Natur, als der höhere und idealiſche. Von dem Begriff der Leidenſchaft iſt vorzüglich der des Leidens, des Erliegens unter einer fremden Gewalt genommen; es iſt vergeſſen, daß die Leidenſchaft auf der andern Seite in edlen und großen Individuen aus einer Tiefe der Seele herſtammt, die wir ſelbſt nicht ergründen können, und daß ſie dort ſelbſt mit unſern höchſten Kräften, ſogar mit der Vernunft, in Uebereinſtimmung ſtehen kann, der ſie nur entweder in der einzelnen Anwendung oder in dem, was wir von dieſer uns mit Begriffen deutlich zu machen, zu entziffern verſtehen, widerſpricht. Der Schauſpieler fühlt nicht und läßt nicht den Zuſchauer empfinden, was oft der Ausbruch einer Seele iſt, die, ſei es aus Unvermögen an blos entwickelten Kräften (alſo aus Dumpfheit), oder aus Fülle und Größe der Kraft (wo alsdann der Moment der Leidenſchaft zugleich der Moment der höchſten Klarheit iſt), ſich ſonſt nicht verſtändlich zu machen weiß. Was ich bei den hieſigen Schauſpielern Naturausdruck der Leidenſchaft nenne, kann ich Ihnen durch einige Beiſpiele leicht deutlich machen. Unter den Schauſpielerinnen zeigt jetzt Mlle. Raucour unſtreitig am meiſten die Ueberbleibſel der ehemaligen großen Talente. Niemand kann ihr abſprechen, daß ſie ihre Rollen mit vieler Einſicht behandelt, daß ſie den Ausdruck der Leidenſchaft in ihrer Gewalt hat, daß ſie mit dem ſpielt, was man hier âme nennt, und was ich zu ſchwach mit Empfindung und nicht ganz richtig mit Seele überſetzen würde, da dies letztere Wort bei uns eine ſanftere und feinere Bedeutung hat. Ich habe ſie meiſtentheils ſtolze, ehrgeizige und heftige Rollen ſpielen ſehen, und ihre Geſtalt und

ihr (jetzt zu ſtarkes und männliches) Organ machen ſie zu ſolchen Rollen vorzüglich tauglich. Aber immer habe ich auch alsdann mehr Stolz als innere Würde bemerkt; plötzliche und raſch veränderte Beugungen der Stimme, abgebrochene Bewegungen der Arme, ein uns wenigſtens oft widriges Werfen des Kopfes, ein affectirter Gang und beſonders ein Ton der Stimme, der nur der Ton des heftig geäußerten Affects, nicht aber der tiefempfundenen Leidenſchaft iſt, kurz, wenn man es ſtark ausdrücken ſoll und wie man es bei wirklich ſchlechten Schauſpielern ſieht, ſtatt erhabener Würde, ein ſtolzes und vornehmes Weſen, das unmittelbar an das Gemeine grenzt. In dem Spiel der Raucour iſt dies nur ſtellenweis anſtößig, ich begreife wol, daß es in dem der Clairon und Dumesnil noch weniger geweſen ſein mag, aber unmöglich iſt es, daß die Gattung und der Stil im Ganzen nicht dieſelben geweſen ſein ſollten. Bei kämpfenden Leidenſchaften fehlt dem hieſigen Spiel, wie mich dünkt, vorzüglich der Ausdruck des Punktes, aus dem ſie im Innern der Seele gemeinſchaftlich entſpringen; zu häufig wird hier die eine als wahre innere Empfindung, die andere als aus der Betrachtung des fremden Urtheils über ſich entſtanden dargeſtellt, und ſo verliert das Ganze an Idealität. So erinnere ich mich, daß z. B. die Raucour die Stelle in der Phädra, wo dieſe in eine Art wahnſinniger Träumerei verſinkt, meiſterhaft ſpielte, und vorzüglich die ſchönen Verſe:

Dieux! que ne suis-je assise aux ombres des forêts!
Quand pourrai-je au travers d'une noble poussiere
Suivre de l'oeil un char fuyant dans la carrière —

vortrefflich ſagte. Wie ſie nun aber zurückkam, war Ton und Geberde zu brüsk, gar nicht mehr auf die innere Empfindung, nur auf das äußere Urtheil berechnet. Statt innern Schmerzes und innerer Verwirrung über dieſe un-

glückliche Zerrüttung ihres Gemüths schien sie nur in Verdruß auszubrechen, sich so verrathen zu haben, und das höhere und idealische Gefühl wurde dem kleinlichen aufgeopfert. Freilich zeigte ihr der Dichter hier selbst dies Spiel an; allein die wahrhaft seelenvolle Schauspielerin würde den Contrast hier lieber gemildert haben, statt ihn frappirend herauszuheben. In Talma würden Sie so was nicht sehen; er ist durchaus edel, und zeigt die echte Würde des Charakters, nicht den blos angeerbten Heldenstolz. Er ist auch hierin natürlicher und freier. Aber auch in ihm ist der Naturausdruck der Leidenschaft stärker, als wir es wenigstens immer wünschen. Die Arbeit seines Gemüths zeigt sich oft für uns zu stark in seinen Athemzügen, in seinen Stellungen, seine Gesichtszüge verrathen ganz eigentliches Leiden, und wie Homer's Helden sich nicht scheuen zu weinen, so scheut der französische Schauspieler sich nicht, die physische Anstrengung der Leidenschaft zu zeigen, sollte auch das Erliegen unter derselben ins Unmännliche übergehen. Ja er hütet sich nicht einmal immer vor selbst unästhetischen Verzerrungen des Gesichts. Sein Spiel drückt also mehr Leidenschaft, als Charakter und Gemüth aus, die Leidenschaft mehr in ihren physischen Aeußerungen, als in ihrer innern Gestalt, in ihren Wirkungen auf die Empfindung, er stellt weniger den idealischen als den Naturmenschen dar. Wird diese Manier übertrieben, so ist sie entsetzlich, und ist zugleich weder Natur noch Idealität, sondern die mit sichtbarer und daher natürlicher Weise manierirte Kunst, nachgeahmte gemeine Wirklichkeit. Ist sie durch natürliches Gefühl und ästhetischen Sinn gemäßigt, so macht sie eine große und starke Wirkung; aber ich habe wenigstens immer dabei zu empfinden geglaubt, daß die Seele nicht ganz befriedigt wird, und daß noch etwas Höheres übrigbleibt. Doch sind bei den guten Schauspielern die Nuancen natürlich sehr fein und es fehlt da nur die

letzte Vollendung der innern Harmonie der Empfindungen. Die Wirkung iſt nur nicht ſo geiſtig, als wir wünſchten, ſie ſetzt unſer eigenes Gemüth nicht in eine ſo energiſche und fruchtbare Bewegung.

In dem Geberdenſpiel iſt der franzöſiſche Schauſpieler, wie ſchon oft bemerkt worden iſt, mehr malend als der deutſche, der faſt nur ausdrückende Geberden kennt. Doch habe ich bei den guten Schauſpielern hierin nur ſelten eine Uebertreibung wahrgenommen. Der Geſchmack an dem eigentlichen und beſtändigen Malen ſcheint ebenſo abgenommen zu haben, als der an langen récits in den neuern Tragödien. Aber darum iſt das Geberdenſpiel dennoch nicht weniger verſchieden von dem unſerigen. Es iſt theils anhaltender, theils regelmäßiger. Es iſt nicht die Häufigkeit der Geſten der mittäglichen Völker, aber es ſind zum Theil, der Zahl und der Art nach, von dem Sinne der Rede wenigſtens nicht nothwendig hervorgebrachte Bewegungen, es ſcheint vielmehr, als müſſe der Rhythmus und die Cadenz der Verſe zugleich durch eine ebenſolche Folge von Bewegungen begleitet werden, die nur da, wo der Sinn mehr Gewicht bekommt, eigentlich bedeutend werden. Dies hängt genau mit der Verſification der Stücke zuſammen, mit der Feierlichkeit der ganzen Compoſition einer Tragödie, und mit der Art der Declamation. Die Declamation iſt zwar jetzt ganz frei, der Reim wird ſogar abſichtlich verſteckt und der Vers in andere Glieder zertheilt, als die ihm die Scanſion anweiſt. Allein da die franzöſiſche Sprache und Declamation keinen Silbenaccent kennt, da die Franzoſen im Leſen (eine Eigenthümlichkeit, die, ſoviel ich weiß, keine andere Nation hat) nicht ihre Accente nach dem Sinngewicht der Worte, oder wenigſtens nicht regelmäßig und immer vertheilen, ſondern hierin mehr einem durch Gebrauch und Wohlklang beſtimmten Rhythmus folgend, nach dem oft das Adjectivum vor dem Subſtantivum, oft eine

Partikel vor beiden, und meiſtentheils das unbedeutende Endwort eines Kommas vor ſeinen bedeutendern Vorgängern den Vorzug erhält, und da in der poetiſchen Declamation gewöhnlich in jedem Vers ein Wort herausgehoben wird, ſo muß auch das Geberdenſpiel, das die Declamation begleitet, andern Geſetzen folgen. In dies miſcht ſich nun aber vornehmlich das Beſtreben nach maleriſchen Bewegungen, das überall auf der Bühne herrſchend iſt. Daher ſieht man auch hier oft Attituden verlängern, die bei uns ſchneller wechſeln würden. So geht der Schauſpieler, nach einer bedeutenden Scene, hier noch immer mit einer gleichſam verlängerten Geberde von der Bühne ab, da es uns unerhört vorkommt, wenn ſich jemand z. B. mit aufgehobenen Armen entfernen und bis er vor den Zuſchauern verſchwindet, ſo bleiben wollte. Wo es bei uns geſchähe, würde es wenigſtens mit Heftigkeit und Schnelligkeit geſchehen, hier behält es noch immer die zögernde Ruhe, die allen äſthetiſchen Stellungen eigen iſt. Dies Maleriſche des Spiels macht hier einen wichtigen Theil aus und hierin muß man, glaube ich, einen Vorzug ſelbſt über das zugeſtehen, was wir von unſern Schauſpielern auch nur wünſchen. Dies für uns Fremdartige des Geberdenſpiels mag leicht, ob ich es gleich hiſtoriſch nicht weiß, drei verſchiedene Stufen durchgegangen ſein. Anfangs war es vielleicht blos Ausdruck pathetiſcher Würde, und man bewegte die Arme vermuthlich ebenſo regelmäßig, als man die Alexandriner nach ihren Abſchnitten herrollen ließ. Nachher miſchte ſich einerſeits der Verſtand hinein und brachte das Malen heran, und andererſeits gab der beſſer gebildete äſthetiſche Sinn Rhythmus und gefällige Harmonie. Spät erſt haben Empfindung und Ausdruck ihr Recht erhalten. Was mir Talma's Spiel ſo viel werth macht, iſt, daß er dies alles ſo gut verbunden hat, und das Maleriſche der Stellungen, den Ausdruck der Empfindung und die Feierlichkeit der tragi-

schen Bühne, die man der französischen schlechterdings nicht nehmen darf, weil einmal die Dichtungen selbst alle darauf berechnet sind, vollkommen miteinander zu verschmelzen weiß.

Der letzte charakteristische Zug der französischen Schauspieler scheint mir endlich der, daß sie mehr, als unsere, an das Publikum denken. Wie unsere Schriftsteller oft nur für sich schreiben, so spielen auch unsere Schauspieler oft nur für sich, und glücklich genug, wenn sie nur noch an die Personen denken, mit denen sie reden. Dies wird dem Franzosen nie begegnen, aber er fällt in den entgegengesetzten Fehler, viel zu viel gegen das Publikum zu reden. Gegen die Art, wie sie sich im Gespräch gegeneinander stellen, ließe sich überhaupt, besonders wenn man im Ganzen, nicht blos von den besten redet, mancherlei erinnern. Sobald sie miteinander in Uneinigkeit sind, so wenden sie sich leicht auf eine wirklich unhöfliche Weise voneinander ab, und drehen sich, soviel sie nur können, den Rücken zu, als wollten sie nun auch gar nichts mehr voneinander wissen und hören.

Im ganzen scheint es mir also, als gäbe uns zwar die französische Schauspielkunst ein weniger hohes und idealisches Bild von dem Menschencharakter, als das ist, nach dem wir bei uns streben, aber sie trägt offenbar mehr den Charakter der Kunst im besten Verstand an sich, ist immer ästhetisch und benutzt mehr die Vorzüge der ihr verwandten Künste. Wir Ausländer pflegen ihr Unwahrheit und Unnatur zuzuschreiben, und unstreitig nicht ohne Grund. Die Franzosen selbst glauben hingegen, jetzt der Natur so nahe zu sein, als es nur immer möglich ist, ihr zu kommen. Wie soll man diesen Widerspruch auflösen? Eine Auflösung ist eigentlich nicht möglich, erklären läßt sich dieser Widerspruch aber vielleicht dadurch, daß jede Nation einen eigenen Begriff von Natur hat, da sie das so nennt, was ihr leicht und gewöhnlich ist. Kein Begriff ist bei der Kenntniß materieller Verschiedenheiten

ſo wichtig, und keiner vielleicht müßte zum Behuf der Charakterbildung ſo ſorgfältig beſtimmt werden. Denn wer ſich den reinſten und würdigſten Begriff von dem, was er Natur nennt, zu eigen gemacht hat, iſt unſtreitig auch der gehaltvollſte Menſch, da man immer von ſelbſt alsdann zu einer ſolchen Natur hinſtrebt. Die Franzoſen verbinden mit dem Ausdruck: Natur faſt ausſchließend den Begriff des Einfachen, Leichten, durchaus Gehaltenen; die Einfachheit Ihres Werther iſt Ihnen ſchon über die Natur. Da ſie nun auch die Kunſt nur faſt von eben dieſer Seite, der Seite des Geſchmacks, in dem nichts anſtößt, kennen, ſo verbinden ſich dieſe beiden Begriffe leicht miteinander, und ſo iſt es begreiflich, daß ſie ihr Spiel durchaus natürlich nennen, weil es nach ihrem Geſchmack nicht Uebertriebenes enthält, wenn wir gleich (was aber freilich mehr die Schuld der Dichter als der Schauſpieler iſt) den Gehalt, die Wahrheit und die auf ſich ſelbſt beruhende Freiheit der Natur vergebens darin aufſuchen. An einen reinen Gegenſatz der Natur und Kunſt ſcheint mir bei ihnen nicht zu denken zu ſein; aber weil ſie einen ſehr leicht gereizten Ekel vor der rohen und ſelbſt der derben Wirklichkeit haben, ſo erſcheinen ſie oft äſthetiſcher, als ſie wirklich ſind.

Iſt aber der Begriff der Kunſt und Natur irgendwo ſchwer zu unterſcheiden, ſo iſt er es in der Schauſpielkunſt, die die Kunſt der Kunſt, nicht die Darſtellung der Natur, ſondern die Darſtellung einer andern vorhergegangenen künſtleriſchen Darſtellung iſt. Welche Veränderung geht denn eigentlich mit der Natur vor, wenn ſie zum Kunſtwerk gemacht wird? Sie wird in einen Gedanken umgeſchaffen. Dadurch erhält ſie zweierlei. — Sie wird der menſchlichen Natur ähnlicher gemacht, da menſchliche Kräfte ſie in ihrer Vorſtellung zuſammenfaſſen, und ſie erhält eigene einſchränkende Grenzen und wechſelſeitige Beſtimmung ihrer Theile von der Phan-

taſie, weil aus dem unermeßlichen All der Natur ein Stück herausgeriſſen und in ein ſelbſtändiges Ganzes verwandelt iſt. In der Natur iſt natürlich immer mehr als in der Kunſt, immer etwas Unendliches; aber dieſen Charakter uns mit unſerer Einbildungskraft vorzuſtellen, kann uns nur ein Kunſtwerk begeiſtern, weil es uns in einem Theil der Natur ein Bild der Harmonie und Vollendung zeigt, welche ſie zwar in der Wirklichkeit, aber nur in ihrem für uns unüberſehbaren Ganzen an ſich trägt. Die Kunſt führt nie wieder auf die Kunſt, ſondern nur auf die Natur hin, und niemand würde es einfallen, ſich bei Leſung einer Tragödie die Schauſpieler und nicht die handelnden Perſonen zu denken. Da alle Kunſt, ihrem Weſen nach, Nachahmung iſt, ſo hat der Künſtler immer ein Vorbild, das er auf ſeine Weiſe darſtellt. Dies Vorbild des Schauſpielers nun iſt nicht geradezu die Natur, ſondern ein von ihm und ſogar unabhängig von ihm gemachtes Kunſtwerk, die Tragödie des Dichters. Seine Kunſt iſt daher gebundener als andere, und das Natürliche oder Unnatürliche ſeines Spiels darf daher nicht mehr durch eine unmittelbare Vergleichung mit der Natur, ſondern nur durch eine mittelbare mit der Behandlung derſelben durch den Dichter beurtheilt werden. Man darf nicht fragen, konnte Agamemnon, konnte Klytämneſtra dieſe Miene, dieſe Bewegungen machen, ſondern: konnte es der Agamemnon, der dieſe Geſinnungen äußert, dieſe Worte ſagt? Die Kunſt verräth ſich durch zweierlei als Kunſt, durch ihre höhere über die Wirklichkeit hinausgehende Idealität und durch das, was in ihr, als einem Machwerk von Menſchen, an Willkür und Convention erinnert. Je mehr Conventionelles nun das Werk des Dichters enthält, einen deſto größern Antheil daran wird man auch im Schauſpieler ertragen, ohne ſein Spiel unnatürlich zu nennen, ja man wird es von ihm fordern, weil ſonſt offenbar die nothwendige Harmonie geſtört iſt.

Darum können die Franzoſen, die einmal (aus andern Gründen) ihre Tragödie natürlich finden, unmöglich von ihren Schauſpielern ein entgegengeſetztes Urtheil fällen. Sie können ſie nicht einmal da übertrieben nennen, wo ſie uns ſo erſcheinen. Denn es gehört mit zu der durch den Dichter, mit Bewilligung des Zuſchauers feſtgeſetzten Uebereinkunft, daß der tragiſche Held ein anderer Menſch iſt als der gewöhnliche Menſch, und daher auch ſtärkere Aeußerungen ſeiner Empfindungen hat, wozu denn die größere natürliche Lebhaftigkeit der Nation noch außerdem das Ihrige thut.

Gegen den Dichter gehalten, iſt aber der Schauſpieler wieder mehr Natur, mehr Wirklichkeit, da er uns das Werk des Dichters anſchaulich macht, und dies neue Verhältniß bringt auch neue Momente in unſerer Beurtheilung hervor. Bei allem Kunſtgenuß macht die Einbildungskraft alle Unkoſten. Es iſt nie das Kunſtwerk ſelbſt und allein, das uns entzückt, es iſt das Bild, das wir, durch daſſelbe begeiſtert, vielleicht ebenſo ſehr in daſſelbe hinein, als aus ihm herausſehen. Nun zerfallen alle darſtellenden Künſte in zwei Klaſſen, ſolche, wo die Einbildungskraft den Gegenſtand ſelbſt, ganz oder zum Theil, bilden muß, und ſolche, die ihn ſelbſt unmittelbar hinſtellen und wo ſie nur gleichſam das Idealiſche darin mit heranzubringen hilft. Die letztere, glaube ich mit Sicherheit behaupten zu können, muß einen weit höhern Grad der Vollkommenheit beſitzen, um noch einen gleich ſtarken Eindruck zu machen. Von einem Gemälde und einer Natur z. B. die beide gleich mittelmäßig ſind, wird doch das erſtere noch mehr intereſſiren, weil es uns doch wenigſtens das Geſchäft auferlegt, uns die dargeſtellte Scene, die dort nur in Umriſſen und Farben gezeichnet iſt, wirklich vorzuſtellen. Die Natur läßt uns durchaus kalt, und iſt uns dann nicht mehr als der rohe Stein. Der ſchlechte Schauſpieler geräth ſehr in Gefahr, uns Ekel zu erregen, und je reizbarer

der Zuſchauer gegen die rohe Wirklichkeit iſt, deſto mehr muß er ſich auf der Linie der Kunſt halten. Die Franzoſen nun beſitzen nicht nur dieſe Reizbarkeit in hohem Grade, ſondern ſie ſuchen auch in der Kunſt weniger die hoch idealiſirte Natur, als nur die Kunſtmanier, die Regelmäßigkeit, Zierlichkeit und Symmetrie, die den Künſtler verräth. Sie nennen alſo natürlich die letzte Linie die, von der man nur nicht tiefer hinabſteigen dürfte, ohne ihren Begriffen nach dem Kunſtcharakter zu ſchaden — eine Linie, die wir ganz anders beſtimmen würden.

Der deutſche Schauſpieler (könnte man vielleicht ſagen) ſetzt mehr, nur auf ſeine Weiſe, blos die Arbeit des Dichters fort, die Sache, die Empfindung, der Ausdruck ſind ihm das Erſte, oft das Einzige, worauf er ſieht. Der franzöſiſche verbindet mehr mit dem Werk des Dichters das Talent des Muſikers und des Malers. Darum iſt er aber auch weniger ſtark in dem Charakterausdruck und macht einen weniger tiefen Eindruck. Allein eigentlich iſt ſelbſt dies nur die Schuld des Dichters, der wieder auch hier mehr Kunſtmanier, als künſtleriſch dargeſtellte Natur hat.

Wenn man ſich ein Ideal eines Schauſpielers denkt, ſo iſt es kein Zweifel, daß derſelbe beide Vorzüge miteinander verbinden ſollte. Er ſoll den handelnden Menſchen und zwar in ſeiner ganzen Perſönlichkeit darſtellen, und wenngleich in der Natur gewiß nicht alle Stellungen und Bewegungen ſelbſt des am meiſten idealiſch gebildeten Menſchen immer edel und graziös ſind, ſo iſt der Schauſpieler dafür Künſtler, daß er ſich dieſe Ungleichheiten der Natur nicht zu Schulden kommen laſſen ſoll. Da er als Künſtler die Natur durch eigene Mittel nachahmt, ſo iſt er verbunden, was er hinzufügt, vollkommen künſtleriſch zu verarbeiten und in durchgängige Harmonie zu bringen. In der Wirklichkeit kann und muß vieles unbedeutend bleiben, mancher Zeit ſogar

eines um des andern willen und compenſirt das Einzelne gegeneinander, indem man ſich allein an das Reſultat hält. In der Kunſt hingegen iſt nichts gleichgültig, kann nichts auf Verzeihung oder Entſchuldigung rechnen, auf dem Theater beſonders, wo das ganze Leben eines Menſchen in wenige Stunden zuſammengedrängt wird, muß alles bedeutend ſein, alles ſich wechſelſeitig halten und tragen. Gerade wenn der Schauſpieler auch nur einen einzigen Augenblick ſeine Natur ſehen läßt, erinnert er daran, daß der Ueberreſt Kunſt iſt. Dieſe Bedeutung jedes, auch des kleinſten, einzelnen Theils, dieſe enge Verbindung aller, dies genaue Zuſammenſchließen derſelben in ein engbeſchränktes Ganzes, gibt gerade das Nothwendige und weſentliche Gepräge eines Kunſtwerks, den feinen glänzenden Hauch, der es bekleiden muß, wenn der feiner Gebildete (denn der andere bemerkt ihn nicht, oder liebt ihn nicht einmal), einen recht künſtleriſchen Genuß daran finden ſoll. Daß die Franzoſen dies mehr und ſtrenger fordern, würde wirklich mehr äſthetiſchen Sinn in ihnen beweiſen, wenn ſie theils auch das innere Weſen der Kunſt tiefer fühlten, theils ſtark genug beleidigt würden, wenn jener höhere Glanz der Kunſt nicht mehr blos als die natürliche Blüte eines jugendlichen und kraftvollen Körpers, ſondern als willkürlich aufgetragene Schminke erſcheint. Denn gewiß iſt die Grenzlinie hier fein gezogen, und der Geſchmack ſehr ſelten, welchen die manierirte Kunſt ebenſo anekelt, als die rohe Natur. Uns Deutſchen kann man, glaube ich, wol den Vorwurf machen, daß wir auf dieſen eigentlichen Kunſtglanz zu wenig Gewicht legen, und die Urſache mag darin zu ſuchen ſein, daß wir nicht ſinnlich genug ausgebildet ſind, unſer Ohr nicht muſikaliſch, unſer Auge nicht maleriſch genug. Mir iſt oft aufgefallen, daß der Deutſche in Vergleichung mit dem Franzoſen (ich möchte ſagen, mit dem Ausländer, aber ich wage es nicht, über meine Beobachtung hinauszu-

gehen) weniger die Nothwendigkeit der Zeichen kennt, daß er unmittelbar und unabhängig von denſelben auf die Sache zu gehen ſtrebt. Der Franzoſe (dies gibt ſchon die gemeinſte Beobachtung) hat für jeden Gedanken einen fertigen Ausdruck, auch der Ungebildete ſpricht geläufig, klar und präcis; der Deutſche ſucht ſeinen Ausdruck mit Mühe, ſtockt nicht ſelten, und auch der Fertigſte ſpricht nicht immer ſo rund, als er es wünſcht. Jener zählt blos ſein Geld, dieſer prägt ſich ſeine Münze ſelbſt, daher gibt jener, weil in dieſem Tauſchhandel kein Wechsler gilt, bald mehr, bald weniger, als er will, und ohne es zu wiſſen, da dieſer ſich immer bewußt iſt, wie vollwichtig oder nicht ſeine Münze iſt. Wollen Sie andere Beweiſe, ſo nehmen Sie den verſchiedenen Geiſt beider Sprachen, auf deren Bildung nichts ſo viel Einfluß gehabt hat, als dieſe Eigenthümlichkeit; nehmen Sie, wie der Franzoſe im Geſpräch, bei ſeinen Schriftſtellern, ſeinen Dichtern immer beim Ausdruck zuerſt ſtehen bleibt, daran krittelt und klaubt, oft nicht tiefer eingeht, und nicht ſelten der gemeinſten Empfindung und dem gewöhnlichſten Gedanken wegen einer glücklichen Wendung Eingang verſtattet; wie gutmüthig dagegen der Deutſche immer gleich nach dem Sinne haſcht, und Dunkelheit und ſelbſt Uncorrectheit verzeiht, wenn nur ſein Herz und ſein Geiſt Befriedigung findet; nehmen Sie, wie die franzöſiſche Metaphyſik (wenn es eine ſolche gibt) faſt einzig in dem Einfluſſe der Zeichen auf die Begriffe das ganze Geheimniß der Philoſophie vergraben glaubt, und alles auf Wortſtreit zurückführen will, — ein Wahn, den bei uns nur die Popularphiloſophie gehegt, unter unſern eigentlichen Philoſophen aber nur Mendelsſohn in ſeinen letzten Zeiten begünſtigt hat. Der Deutſche möchte unmittelbar mit ſeinem Geiſte und ſeiner Empfindung vernehmen, er möchte die Kluft überſpringen, die Sein vom Sein und Kraft von Kraft ſo trennt, daß ſie ſich nur durch vermittelnde Zeichen

verſtändlich machen können; was er fühlt und denkt, ſtellt ſich nicht ſogleich im Ausdrucke dar, dem Sprechenden nicht in beſtimmten Worten, dem Dichter nicht immer in Harmonie und Rhythmus, dem Maler und Bildner nicht ſo leicht in Geſtalt und vor allem dem Schauſpieler (weil wir wirklich eine ſehr geberdenloſe Nation ſind) nicht ſogleich in Miene und Geberde. Er hat in der That weniger Sprache, als andere Nationen und doch (ich ſage es frei, weil ich es einmal nicht anders empfinden kann) hätte er ſich ſo viel Mehr und Beſſeres zu ſagen. — Der Kunſt kann dieſe Stimmung ohne Zweifel nachtheilig werden. Sie macht, daß unſere Dichter z. B. meiſtentheils in dem Reichthum und der Schönheit des Rhythmus, in der ſinnlichen Pracht der Diction, nicht nur den alten, ſondern oft auch den neuern nachſtehen und dadurch wenn nicht geringere Kraft, doch wenigſtens geringern poetiſchen Schwung beſitzen. Es iſt (um dies im Vorbeigehen zu bemerken) wunderbar, daß ein echt deutſch gebildetes Genie, daß ein Mann, der, wenngleich mit allen Muſen des Auslandes vertraut, gewiß keiner nachahmend gehuldigt hat, daß gerade Voß hierin eine Ausnahme macht. Wenn man erſt (was jetzt noch lange der Fall nicht iſt) dahin gekommen ſein wird, allgemein zu verſtehen, was er fordert und leiſtet, ſo muß in dieſem Punkt eine Revolution entſtehen, die um ſo wohlthätiger ſein wird, als ſie blos uns ſelber angehören wird. Wie unendlich mehr iſt aber von dieſer Seite an unſerm Schauſpiel zu vermiſſen. Man hat oft geklagt, daß es auf unſern Bühnen an edlem, feinem und graziöſem Anſtande fehle. Allein, was ich hier meine, iſt noch mehr und etwas anderes. Es geſchieht bei unſerer Tragödie überhaupt nicht genug für das Auge, nicht genug in äſthetiſcher und noch weniger in ſinnlicher Rückſicht. Und doch wäre wenigſtens das Erſtere durchaus nothwendig. Wir verlangen ja von einer guten maleriſchen Compoſition, daß die verſchiedenen

Gruppen, auch nur als Maſſen und ohne Rückſicht auf die eigentliche Darſtellung betrachtet, in angenehmen Verhältniſſen ſtehen und gefällige Umriſſe bilden ſollen. Die gleiche Forderung ergeht an die rhythmiſchen Verhältniſſe der Perioden bei dem Dichter und ſelbſt dem Proſaiker, und ſogar von einer Reihe nacheinander erregter Empfindungen wollen wir noch, daß ſie, wie eine Reihe zuſammenſtimmender Töne, eine harmoniſche Folge ausmache. Es gibt mit einem Worte eine eigene Energie unſerer Einbildungskraft, vermöge welcher ſie blos mit leeren Formen ſpielt, und die bloßen Theile des Raums und der Zeit in gefälligen Verhältniſſen aneinander zu reihen ſtrebt, und dies rein äſthetiſche Bedürfniß unſerer Phantaſie fordert bei jedem Werke Befriedigung, das irgendeinen Anſpruch auf Kunſt zu machen wagt. Dieſe Befriedigung darf auch der Schauſpieler dem Zuſchauer nicht verſagen, und er, der beſtimmt iſt, zugleich als redender und als bildender Künſtler zu wirken, thut nur das erſtere, wenn er jenen Vorzug vernachläſſigt. Selbſt den blos ſinnlichen Theil dieſer Kunſt ſollte man weniger verachten; Decoration, Coſtüm, und wenn der Schauſpielkunſt je eine eigene Erziehung gewidmet würde, vor allem die Bildung des Körpers ſelbſt ſollten mit mehr Sorgfalt behandelt werden. Freilich müßten aber dann auch unſere Tragödien nicht weniger um eine Stufe höher ſteigen und ſich in ein Gewand kleiden, das auch auf den bloßen Sinn einen größern Eindruck machte. Ein Schritt geſchieht ſchon dadurch, daß die Verſification jetzt wirklich zu einem weſentlichen Erforderniß gemacht wird; auf dieſen können die andern leicht folgen.

Aber für den Schauſpieler bleibt immer das Weſentliche das, daß er das Dichteriſche und Maleriſche ſeiner Kunſt nicht trenne, und noch weniger dem letztern den Vorzug einräume. Denn ſonſt ſinkt er nicht blos vom Gipfel der wahren Kunſt herab, ſondern verſperrt ſich auch auf ewig

allen Rückzug dazu. Keine Kunſt iſt der Schauſpielkunſt in gewiſſer Rückſicht ſo nahe verwandt als der Tanz. Wie nun der gute Tänzer ſich nie begnügt, einzelne Schönheiten zu zeigen, ſondern nach Schönheit und Harmonie im Ganzen ſtrebt, wie er nie einzelne und graziöſe Bewegungen, ſondern einen Körper zeigen will, der ſich nicht anders als edel und graziös zu bewegen vermag, wie er den Zuſchauer endlich dahin bringt, nichts als die innere organiſche Kraft zu bewundern, die ſich in tauſend mannichfaltigen Geſtalten entwickelt und alle beherrſcht, und in allem äſthetiſch und harmoniſch erſcheint, ſo muß der Schauſpieler die Einbildungskraft ſeines Zuſchauers allein auf die Seele verſammeln, die ihn belebt und die zugleich aus ſeiner Stimme, ſeinen Mienen, ſeinen Geberden hervorſtrahlt. Dies thut der franzöſiſche nie, und kann es nicht, ehe nicht ſein Spiel die Werke anderer Dichter begleitet. Er zeigt und malt den ganzen Zuſtand der Seele, die Empfindung, die Leidenſchaft, den Entſchluß, aber nicht das von Empfindungen zerriſſene, von Leidenſchaften beſtürmte, zu kühnen und raſchen Entſchlüſſen geſtählte Herz ſelbſt. Wie aber könnte der Schauſpieler mehr thun? Wie ſoll er darſtellen, was ſeinem Weſen noch nicht darſtellbar iſt? Freilich kann er uns nur die Aeußerungen zeigen, aber es gibt unleugbar eine Stimmung im Menſchen, wo in der engſten Verbindung aller Empfindungen und Geſinnungen, jeder ſein individuelles Weſen ganz und rein fühlt. Wenn ſich der Schauſpieler in dieſe Stimmung verſetzt, wenn er Stimme, Miene und Geberde allein nur aus ihr abfließen läßt, ſo erregt er dieſelbe Stimmung in uns und es entſteht nun wirklich, was bei jedem großen Kunſteffect der Fall iſt, daß der Zuſchauer mehr ſieht, als der Künſtler unmittelbar darzuſtellen vermag. Es iſt in der That eine ungeheuere Aufgabe, alle Gefühle der Menſchheit zu erregen, die tiefſten und mächtigſten Kräfte der Natur zu beſchwören, und ſie

doch nur als Kunſt wirken zu laſſen und äſthetiſch zu beherrſchen. Und dies iſt es doch, was wir vom Schauſpieler verlangen, deſſen Kunſtſprache (wenn ich ſo ſagen darf) das menſchliche Empfinden, Reden und Handeln iſt. Das Studium ſeiner Kunſt führt auf die äußerſten Feinheiten der Pſychologie. Wie jeder Künſtler, iſt er verbunden, zu idealiſiren. Sein Idealiſiren aber beſteht darin, daß er ſeiner Rolle durchaus Charakter gibt, daß er alle Eigenſchaften, die ihr der Dichter beilegt, als Individualität darſtellt. Wie individuell auch die Poeſie ſei, ſo hat ſie immer, als bloßes Gedankenbild, etwas Vages und Unbeſtimmtes; dies ſoll der Schauſpieler fixiren, und zwar fixiren in ſeiner wirklichen Perſon, die ihm oft faſt unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legt. Was er alſo eigentlich zu ſtudiren hat, iſt die Form des Charakters, die Art, wie der Menſch durchgängig Einheit und Nothwendigkeit beſitzen kann. In der Wirklichkeit wäre dieſe Aufgabe unausführbar, denn ſie hieße nichts anderes, als ein idealiſch gebildeter Menſch und noch dazu in einer fremden Individualität ſein. Er ſoll ſie aber vor der Einbildungskraft und durch dieſelbe ausführen, machen, daß uns alle ſeine einzelnen Aeußerungen aus einer Einheit herzuſtammen ſcheinen, uns veranlaſſen dieſe zu ſuchen, zu ahnen und zu finden. Das letztere iſt ohne Täuſchung nicht möglich, und dieſe Täuſchung hervorzubringen, iſt das Geheimniß des Schauſpielers. Er muß in allem, was Ausdruck von Gedanken, Empfindungen und Geſinnungen iſt, die Kraft und die Wahrheit der Natur zeigen, ganz darin zu leben, damit allein beſchäftigt ſcheinen und im Zuſchauer alles erwecken, was darauf Bezug hat; zugleich aber muß ſein Spiel durchaus künſtleriſch berechnet ſein, Stimme, Mienen und Geberden müſſen die Einheit, die Nothwendigkeit, die Wechſelbeſtimmung des gebundenſten Kunſtwerks beſitzen; beides muß er ſo eng verbinden, daß auch der geübteſte Schauſpieler es

nicht mehr trennen kann, und er wird es unfehlbar, ſobald er in ſeinem Studium ganz Künſtler iſt, in der Ausführung aber nur den Menſchen zu zeigen ſucht. Alsdann Zuſchauer ganz und gar (wie hier faſt nie der Fall ſein kann) mit der Geſinnung und dem Charakter der handelnden Perſonen, alſo mit dem Weſentlichen des Gedichts beſchäftigt, und glaubt die Einheit und Nothwendigkeit, die eigentlich in der gebundenen Form des Kunſtvortrags liegt, in dieſem zu erblicken, und ſo iſt die Idealiſirung geſchehen, welche der Schauſpieler der Idealiſirung durch den Dichter hinzufügt. Denn hinzufügen ſoll er, nicht blos den Dichter begleiten. Verſäumt er die feinere Kunſtform, die Regelmäßigkeit und Schönheit ſeines Spiels, ſo thut er im beſten Falle nichts als die Wirkung des Dichters durch den lebendigen Vortrag verſtärken. Geht er aber darin noch einen Schritt weiter, ſo wirkt er gar nicht mehr als Künſtler, ſondern wie es der Anblick der Natur, wenn man ſie ohne künſtleriſche Abſicht blos nachahmte, thun würde, und verläßt entweder den Dichter oder zieht ihn mit ſich herab.

An eine eigentliche Verſchmelzung des Menſchen mit dem Künſtler im Schauſpieler iſt hier nicht zu gedenken. Vielmehr ſucht derſelbe, ſowie ſein Publikum, hier immer nur eine bloße Verbindung declamatoriſcher, muſikaliſcher, mimiſcher und maleriſcher Schönheiten. Darum iſt auch das hieſige Spiel ſo oft manierirt — ein Fehler, von dem ſelbſt die beſten Schauſpieler nicht frei ſind. Bald ſind ſie manierirt in dem maleriſchen Theil, man ſieht Stellungen, welche der Sinn der Rede nicht fordert, oder Verlängerungen anderer, welche die Natur nicht verträgt, oder ein plötzliches Abbrechen und Wechſeln, das dem hieſigen Geſchmack vielleicht pikant vorkommt, aber den, der alle Bewegungen nur aus Einer Quelle will herfließen ſehen, nur ſtört. Eine andere Art des Manierirten iſt die Uebertreibung und nicht gehörig abge-

meſſene Abſtufung des Ausdrucks; eine dritte, die zwar bei den guten Schauſpielern am ſeltenſten vorkommt, mir aber auch die widrigſte iſt, iſt die Wiederholung gewiſſer Tiraden von Geſten, wenn ich ſo ſagen darf, die ein Schauſpieler dem andern nachmacht und die gleichſam Theatergewohnheit ſind. Vorzüglich im Momente des heftigſten Affectes fällt, habe ich bemerkt, manchmal ein Punkt ein, wo, wer an die hieſige Bühne gewöhnt iſt, nun die ganze Folge von Zuckungen und Verzerrungen vorausſieht, die ihm bevorſteht.

Wie unſere Bühne und beſonders wie unſere dramatiſchen Dichter auf der einen Seite den ſinnlichen Schwung und Glanz, auf der andern die rein äſthetiſche Feinheit und Vollendung — die uns im ganzen, meiner Meinung nach, noch fehlen — erlangen können, glaube ich deutlich einzuſehen. Es iſt dazu nur ein Fortſchreiten nöthig. Wie dagegen die franzöſiſche Tragödie zur Kraft, Wahrheit der Natur, zu einer ſeelenvollen und idealiſchen Darſtellung der Menſchheit kommen ſoll, ſeh' ich nicht ab. Ich glaube in der That, ſie müſſen erſt zum Drama zurück, und von da zur bürgerlichen Tragödie, ehe ſie wieder an eine heroiſche denken können. Ein ſolches Umkehren aber iſt ein ſauerer Schritt; denn offenbar iſt das Drama, das ſie jetzt haben könnten, ihre Tragödie nicht werth. Indeß glaube ich doch in ihren neuen Stücken eine Tendenz dahin zu bemerken, und dies macht, daß ich unter dieſen am meiſten Lemercier's Agamemnon liebe, weil er mir noch das reinſte Bild der ehemaligen Gattung gibt. Wunderbar iſt es, daß die ſonſt ſo verſchiedenen Griechen einen ähnlichen Weg gingen. Denn ich ſtimme ganz Ihrer Meinung bei, daß einige Stücke des Euripides ſich zum Drama hinneigen; es iſt nicht mehr die furchtbare Herrſchaft des Schickſals, es ſind mehr menſchliche Leidenſchaften und Geſinnungen; es iſt nicht mehr die tragiſche Furcht und der Schrecken, es iſt mehr Rührung; es iſt nicht

mehr endlich der raſche gebundene Gang, es iſt mehr Laxität und Breite. Ich finde ſchon im Euripides nicht mehr die Kraft und Größe ſeiner Vorgänger, und ich ſehe nicht, wie man nach ihm in dieſen noch hätte weiter kommen können. Ewig ſchade, daß Agathon und andere für uns verloren ſind, und wir kein Stück haben, deſſen Stoff ſelbſt dem Dichter angehört, wie ſie deren beſaßen.

Wie überall, ſo kommt es auch bei dem Schauſpieler außerordentlich darauf an, in welchen Geſichtspunkt er ſich ſtellt. Immer zwar hat er eine ihm vom Dichter gegebene Rolle vor einem Publikum vorzutragen. Allein ſein Spiel iſt anders, je nachdem er ſich einen oder den andern Theil dieſes Geſchäfts mehr oder minder deutlich denkt. Der franzöſiſche Schauſpieler iſt weit mehr Declamator ſeiner Rolle, d. h. er geht mehr davon aus und bleibt ſtrenger dabei, ſeine Rolle herzuſagen und mit Geberden zu begleiten, und ſpielt weniger frei aus ſich heraus nur den Charakter, der ihm angewieſen iſt. Er äußert mehr Achtung für den Dichter, und hebt jede einzelne Schönheit ſorgfältiger in ihm heraus, als der deutſche, der nur zu oft dem Dichter unrecht thut und blos auf den Effect im ganzen hinarbeitet. Außer dem den Franzoſen, wie ich ſchon oben äußerte, eigenthümlichen größern Reſpect für den Ausdruck, thut dazu die gebundene Form der Dichter ſehr viel. Es iſt ganz etwas anderes, Proſa als Verſe, und wieder gereimte Alexandriner und freie Jamben vorzutragen. Der franzöſiſche Schauſpieler geht wirklich in Feſſeln, in denen ſich nur eine außerordentliche Kraft noch mit Freiheit und Leichtigkeit bewegen kann. Vielleicht aber kommt es von der Gewohnheit dieſes Zwangs, daß die franzöſiſchen Schauſpieler uns ſo wenig im Drama befriedigen. Ich wenigſtens geſtehe gern, daß ſich hier auch bei den guten, wie z. B. Molé, Monvel, der Contat (Talma ſpielt es nur außerordentlich ſelten), nur bald Stücke tragiſchen,

bald komiſchen Spiels, nirgends aber Einheit und Harmonie gefunden habe. Sobald überhaupt keine Gelegenheit mehr zu maleriſchen Schönheiten da iſt, und ſich auch nicht die geſellſchaftliche, ganz unpathetiſche Leichtigkeit der guten Komödie (in der ſie wol unübertroffene Muſter ſind) zeigen kann, ſo verliert ihre Kunſt den größten Theil ihrer Vorzüge. So kann z. B. zwar niemand leugnen, daß Monvel mit großer Kunſt und Einſicht ſpielt, daß ſeine Declamation und ſein Mienenſpiel eine ungewöhnliche Stärke beſitzen, daß er auf der franzöſiſchen Bühne ſich einen eigenen Charakter geſchaffen hat und in dieſem allein daſteht. Aber weil er alt iſt, weil er ein unangenehmes Organ, eine wahre Grabſtimme hat, weil er nichts Maleriſches in ſeinen Stellungen und Bewegungen beſitzt, ſo erſcheint ſein Spiel doch trocken und hart, bringt nur heftige Erſchütterungen hervor oder zwingt uns kalte Bewunderung ab. Wir ſehen ihn gern, aber vorzüglich nur, weil wir ihn immer ſtudiren können. Er hat einige Hauptvorzüge ſeiner Nation aufgegeben und auf der andern Seite doch nicht das Höchſte erreicht. Es fehlt ihm beſonders an Schönheitsſinn, an äſthetiſcher Harmonie und Milde.

Ein ſehr merklicher Unterſchied zwiſchen den deutſchen und franzöſiſchen Schauſpielern iſt es noch, daß, wie ich ſchon oben ſagte, bei den letztern das Gefühl der Gegenwart des Publikums immer gleich lebhaft iſt, da die erſtern dieſelbe wirklich manchmal zu vergeſſen ſcheinen. Sie erinnern ſich vielleicht, daß Diderot vorgibt, ſeinen Natürlichen Sohn geſehen zu haben, wie ihn die handelnden Perſonen als die Wiederholung einer wirklichen Begebenheit ſpielten. Er läßt deutlich merken, daß er nur da eigentlich Natur und Wahrheit geſehen habe, daß da der Dichter und Schauſpieler gleichviel hätten lernen können. Es mag eine erbauliche Sittenübung ſein, eine intereſſante Scene des Lebens gleichſam

theatraliſch zu wiederholen (obgleich ich nicht glaube, daß weder Sie noch ich leicht darauf verfallen würden), was aber das für ein Kunſtwerk ſein könnte, das auf keinen Zuſchauer berechnet wäre, begreife ich nicht, und ebenſo wenig, was Diderot, als Künſtler, in ſeiner Ecke, in der er verſteckt ſaß, daraus lernen konnte. Er ſah wenigſtens gewiß weder Natur, noch Kunſt, und ein Drittes iſt doch nun einmal nicht zu finden. In Paris indeß begreift man es dennoch, wie Diderot auf dieſen bizaren Einfall gelangen konnte. Denn unter allen Misbräuchen der hieſigen Bühne iſt das Buhlen um das Beifallklatſchen des Publikums der unangenehmſte in meinen Augen. Indeß iſt auch das Publikum ſelbſt ſchuld daran. Auf der einen Seite zwar iſt es offenbar kritiſcher als das unſerige, es kommt großentheils, um den Dichter, den Schauſpieler zu beurtheilen, aber es trennt ihn von ſeiner Rolle, ergötzt ſich an tours de force, es bleibt mit ſeinem Beifall und Tadel bei dem Einzelnen ſtehen, und überſieht ſein Spiel nicht in ſeinem Ganzen. Der eigentliche Genuß wird ſelbſt durch das häufige, lange und entſetzliche Klatſchen, mir wenigſtens, auf eine unleidliche Weiſe geſtört. Aber dieſe ſtarken Aeußerungen des Beifalls gehören zur Lebhaftigkeit der Nation. Man klatſcht hier auch in einer Geſellſchaft, wenn jemand ſingt, ſpielt oder ein Gedicht herſagt; man klatſcht in den öffentlichen Verſammlungen des Inſtituts, wo man doch nicht die Rechte des Theaterpublikums hat, kurz ſehr oft da, wo bei uns ein ſo dreiſt ertheilter und lärmender Beifall unanſtändig ſcheinen würde.

Wenn man von den Mängeln ſpricht, die allen Schauſpielern eines Volks gemeinſam ſind, ſo klagt man eigentlich mit Unrecht *ſie* an. Der Schauſpieler ſteht ſo gedrängt und gebunden zwiſchen dem Dichter und der Nation, daß er nur den Richtungen folgen darf, die beide ihm geben. Er kann keine andern Charaktere zeigen, als er vom Dichter

empfängt, und dieſe nicht anders darſtellen, als die Nation ſich ſelbſt darſtellt. Wenn der franzöſiſche nur Leidenſchaft und faſt niemals eigentlichen Charakter ſchildert, ſo iſt das die Schuld ſeiner Dichter, die auch nur die erſtere zeichnen und faſt nie lebendige Individuen ſchaffen, die Schuld der Philoſophen, die, faſt nur mit dem logiſchen Theil ihrer Wiſſenſchaft beſchäftigt, das Gebiet der Empfindung und der Geſinnungen nicht genug in ſeiner Mannichfaltigkeit beobachten und bearbeiten, die Schuld der Metaphyſiker, die nie auf das zurückgehen, nie das anerkennen wollen, was urſprünglich und unerklärbar iſt. Wenn die franzöſiſchen Schauſpieler oft manierirt ſind, wenn ſie, auch noch in pathetiſchen Stellen, das Frappirende und Contraſtirende ſuchen, und überhaupt zum Nachtheile des Ganzen das Einzelne herausheben, ſo iſt es die Schuld der Nation, die dies will und oft ſelbſt thut, und ebenſo ließe es ſich von den Fehlern der unſerigen zeigen, nur mit dem Unterſchiede, daß die franzöſiſche Bühne wol ihr mögliches Ziel erreicht hat, da die unſerige hinter den Fortſchritten der übrigen Künſte zurück zu ſein ſcheint. An eine vollſtändige Zergliederung der Schauſpielkunſt einer Nation müßte ſich alſo eine gleich ausführliche ihrer Dichtkunſt und ihres Charakters überhaupt anſchließen, und um vollkommen zu begreifen, wie die franzöſiſchen Schauſpieler dieſen hohen Grad der Vollkommenheit beſitzen und doch zu keinem höhern aufſteigen, müßte man aus dem Leben und den Schriftſtellern, vorzüglich aus denen, welche Empfindungen und Charaktere ſchildern und zergliedern, ein Bild der franzöſiſchen Empfindungsweiſe zuſammentragen. Aber ich erſchrecke vor dem Umfang eines ſolchen Geſchäfts und breche eine Erörterung ab, die ſchon bei weitem zu lang für einen Brief iſt. ||

26. Auguſt.

Mein Brief war durch Zufälle, mein Lieber, bis heute liegen geblieben, und ich eile jetzt, nur noch einiges hinzuzufügen, das mir bei nochmaliger Durchleſung Ihres Briefs einfällt. — Sie erwähnen des Wallenſtein's. Wie unendlich verlangt es mich, dieſen endlich zu ſehen. Wiederholen Sie doch Schillern in meinem Namen meine Bitte, ihn mir, ſobald es nur immer möglich iſt, zu ſchicken. Es iſt ſehr hart, zu entbehren, was andere ſchon ein halbes Jahr lang genießen. Vor wenigen Tagen erſt iſt hier eine neue Ueberſetzung aller Schiller'ſchen Stücke, außer den Räubern, durch einen La Marteillière erſchienen. Ihnen hat der Ueberſetzer den Abällino (!) beigefügt. Nach dem Titel ſollte man glauben, er hielte auch ihn für ein Schiller'ſches Product. Allein bei der Ueberſetzung ſelbſt iſt der wahre Verfaſſer angegeben. Das Ganze macht zwei Theile aus und heißt: Le théâtre de Schiller. Wie gut die Ueberſetzung iſt, kann ich nicht beurtheilen, da ich ſie blos geſehen habe. Schwerlich aber glaube ich, daß die des Don Carlos ſo gut ſei, als der bekannte Adrien Lefay eine von dieſem Stück, die ich bei Frau von Staël im Manuſcript geſehen, gemacht hat. Vermuthlich wird dieſe letztere nun aber nicht erſcheinen. In der Vorrede lobt La Marteillière Schillern außerordentlich und beſſer, als man es von Franzoſen erwarten ſollte. Wo er es aber hergenommen haben mag, daß Schiller (den er hier ſehr pathetiſch widerlegt) habe drucken laſſen, que sa pièce des brigands soit détestable, weiß ich nicht. Er zeigt zugleich an, daß er eine Umarbeitung des Fieſko in Verſen für die hieſige Bühne fertig liegen habe.

Ueber Ihren Auftrag an David, wegen der Kupfer zum La Garde'ſchen Homer habe ich Ihnen einen eigenen Brief geſchrieben, den ich einem Reiſenden [v. Buch] mitgegeben und der Ihnen unſtreitig früher als dieſer zu Händen kommt. —

Primaticcio's Gemälde in Fontainebleau ſind geſtochen und befinden ſich auf dem hieſigen Kupfercabinet. Der Stich iſt von van Tulden, aber, wie man mir verſichert, ſchlecht und manierirt. Im Handel habe ich kein Exemplar auftreiben können. Ob übrigens die Originale noch in Fontainebleau vorhanden ſind, iſt zweifelhaft. Einige leugnen es. Ich ſelbſt kam nicht dorthin.

Von Gérard, über den ich Ihnen in jenem Briefe ausführlich geſchrieben, habe ich nunmehr den Beliſar geſehen, deſſen ich neulich erwähnte. Es iſt ein überaus ſchönes Bild. [Das ſo || Eingeklammerte iſt abgedruckt in: Propyläen, III, 110.] || Beliſar's Knabe iſt von einer Schlange im Fuß verwundet. Der blinde Alte hat ihn auf ſeinen Arm genommen, und ſucht nun mit Hülfe ſeines Stockes ihn und ſich ſelbſt zu retten. Man ſieht ihn alſo, den eben ſterbenden Knaben, deſſen Kopf auf ſeine Schulter gelehnt iſt, im Arm, daſtehen, oder vielmehr, wie er eben im Begriff iſt, weiter zu gehen. Er befindet ſich am Abhange eines ſteilen Ufer eines Sees, und alſo in augenſcheinlicher Gefahr herunterzuſtürzen. Er ſichert und ſucht ſeine Schritte mit ſeinem Stocke und dieſe Unſicherheit des Trittes iſt ſehr gut ausgedrückt. Jenſeits des Sees liegt ein friedliches Dorf und hinter dieſem geht die Sonne unter, deren letzte Strahlen die beiden Figuren prächtig beſcheinen. Der vereinte Ausdruck des Schmerzes, der Hülfloſigkeit und des innern Muthes und der Seelengröße iſt in Beliſar's Geſicht vortrefflich gehalten und gemäßigt. So tief rührend das Ganze iſt, ſo ſehr behält es doch Würde und Grazie. Es iſt nirgends ein Contraſt geſucht und nicht ein Schatten von Manier in dem ganzen Bilde. Vielmehr hat es eine Harmonie und Ruhe, die ich mich kaum in irgendeinem andern modernen Bilde gefunden zu haben erinnere. Zu bewundern iſt es noch, daß dies das erſte Bild war, das der noch jetzt ſehr junge Gérard öffent-

lich ausstellte. Einen wunderbaren Einfall hat er zur Erklärung des Vorgangs angewandt. Um den Fuß des Knaben, wo ihn die Schlange gebissen hat, ist diese noch umgewickelt. Dies frappirt, weil es in der Natur kaum denkbar ist, aber ich kann nicht sagen, daß es stört. — Mag es indeß theoretisch erlaubt sein, einen solchen Umstand, gleichsam als zur Ueberschrift dienende Hieroglyphe anzubringen? Die Figuren sind große Lebensgröße. Das Bild gehört dem B. Meyer, der vor einigen Jahren hier holländischer Gesandter war und hängt noch jetzt im Hause der holländischen Gesandtschaft. ||

Sie fragen mich, ob von den Schätzen Italiens im Innern Frankreichs etwas anzutreffen sei? — Einiges wol, aber für einen Reisenden bleibt es, wenn er sich nicht länger aufhält, wol versteckt. Was nämlich da ist, ist von Privatleuten in Italien acquirirt und also jetzt zerstreut. So z. B. (doch bleibt dies unter uns), weiß ich, daß einige schöne Gemälde von dorther in Nancy sind, die der General St. Cyr (der ehemals Maler war) dort für sich hingeschickt hat. Vermuthlich gibt es so Mehreres. Doch weiß ich historisch nur dies einzige Beispiel.

Alexander ist, wie Sie jetzt gewiß schon wissen, den 5. Juni von Coruña auf einem spanischen Schiffe unter Segel gegangen. Er reist zuerst nach der Havana, hält sich dort 6—7 Monate auf, geht dann nach Mexico und dort nördlich bis Californien, endlich südlich bis Peru zurück. Der ganzen Reise denkt er 4—5 Jahre zu widmen. Auf der Hinreise sollte er auf den Canarischen Inseln anlanden. Briefe habe ich noch nicht von ihm haben können. Bei seiner Abreise trug er mir noch die herzlichsten Grüße an Sie und Schiller auf. Er macht eine einzig schöne Reise und ist ein glücklicher und beneidenswürdiger Mensch. Es ist selten, daß das Schicksal einen Menschen so begünstigt, das zu werden, wozu ihn die Natur bestimmt hat, und noch seltener, daß

ein Menſch ſelbſt dieſe Beſtimmung ſo früh und ſo ganz findet. Er hat ſich nie einen einzigen Augenblick von ſeinen Lieblingsſtudien abbringen, nie auf ſeinem Wege irre machen laſſen, und was ihn darauf erhalten hat, war einzig ſein Genie. Bis in ſeine frühere Kindheit hinein kann ich dieſen Charakterzug in ihm verfolgen.

Die Smaragdſtufe werde ich nicht vergeſſen.

Endlich, lieber Freund, ein paar Worte über den Gebrauch meiner Briefe an Sie und Schiller. Laſſen Sie aus meinen Briefen alles, was Sie gut finden, und ſo wie Sie es rathſam halten, abdrucken. Ich nehme nichts aus als das, wobei ich es beſonders bemerkte, oder wenn ich vielleicht, was mir aber ſelten begegnet, etwas ſchriebe, das jemand einzeln unvortheilhaft wäre und mich bei dieſem compromittiren könnte. Was ich zum Druck beſtimmte, anſtreichen, kann ich unmöglich. Es nähme mir die Freiheit im Schreiben. Aber laſſen Sie es nirgends anders drucken, als in den Propyläen, oder in einem Journal, das unter Ihrer Firma erſcheint. An einem andern möchte ich jetzt nicht theilnehmen. Dies ſind die einzigen Bedingungen, die ich mir machen muß. Den Namen fügen Sie ja ſo wol nicht hinzu; es iſt manchmal angenehm, wenn man nicht gleich weiß, von wem eine Nachricht iſt.

Meine Frau fügt meinem Briefe [Beilage A.] eine Beſchreibung des neuen David'ſchen Gemäldes zu beliebigem Gebrauche bei. Sie wird Ihnen in eben der Art die von den ſpaniſchen ſchicken. Schreiben Sie uns nur gleich, mein lieber Freund, und ſagen Sie uns, was und wie Sie es am liebſten wünſchten.

Ich lege noch ein Stück einer Scene aus einer ſpaniſchen Komödie bei [Beilage B.], die Sie und Schiller vielleicht einen Augenblick lachen macht.

Grüßen Sie Schiller herzlich, aber ſchelten Sie, daß er gar nicht ſchreibt. Von innigſter Seele

Ihr

H.

Meine Adreſſe, ich mag noch hier oder ſchon fort ſein, iſt: A Mr. de H. à Paris rue neuve George nr. 3. chez le Cit. Fould. Es iſt dies mein Bankier, durch den ich die Briefe ſicher erhalte.

Noch ein Wort über Beliſar: die Schlange ſcheint getödtet. Der Kopf und ein Stück Hals hängt ſchlaff herab, der Mund geöffnet, und der Schwanz allein bewegt ſich noch.

Beilage A.

[Das ſo || Eingeklammerte abgedruckt in: Propyläen, III, 119—122.]

|| Das neueſte Bild von David hat ungefähr 16 Fuß Höhe und 24 Fuß Breite. Die Figuren ſind große Lebensgröße. Der dargeſtellte Moment iſt der, wo die geraubten Sabinerinnen ſich mit den Kindern zwiſchen die kämpfenden Heere werfen. Tatius und Romulus ſtehen ſich gegenüber in drohender Stellung. Tatius ſteht auf der rechten Seite des Bildes. Man ſieht die ganze Figur, die nichts als einen von der Schulter wegwehenden Mantel zur Bekleidung hat, von vorn, er trägt in der linken von ſich geſtreckten Hand den Schild, mit der rechten hat er ſoeben das Schwert ergriffen. Tatius hat in dem vorhergehenden Moment die Lanze geworfen, ſie liegt am Boden und ihre Spur iſt auf Romulus Schilde angezeigt. Dieſen hat ihm der Künſtler ſo gegenübergeſtellt, daß man ſeinen Rücken, die innere Fläche des rechten Schenkels und Beins und das linke von der Seite ſieht. Sein Kopf iſt rein Profil. Der Schild, den er in der Linken trägt, deckt ihm einen Theil des Körpers. Er ſchreitet mit dem linken Fuße und iſt im Begriff, mit dem rechten erhobenen Arm den Speer zu werfen. Er iſt ganz

unbekleidet. Zwiſchen beiden Heerführern iſt eine Gruppe vieler Weiber und Kinder. Die Hauptfigur unter dieſen iſt Herſilia. Sie kniet mit dem linken Knie auf einem abgebrochenen Würfel von Stein. Sie breitet beide Arme ganz aus, und ſehr fein und ſchön hat der Künſtler ihren Händen die Verſchiedenheit gegeben, daß ſie gegen ihren Vater die innere Seite der rechten Hand wendet, gegen Romulus hingegen die äußere. Sie iſt blond und ihr Gewand iſt ganz weiß. Unter dem Buſen iſt es mit einem rothen Gürtel gebunden, das Gewand iſt auf der linken Seite auf und man ſieht die Schenkel und bis in die Weichen hinauf die Geſtalt entblößt. Ueber dem linken Knie iſt es zuſammengeheftet und die Falten, die von da herunterfallen, ſind vortrefflich. Vor der Herſilia liegen zwei Knaben, ein dritter daneben und hinter ihm ſeine auf beiden Knien kniende Mutter, die die Arme gegen das Kind ſtreckt und das Geſicht und den innig bittenden Blick gegen den Tatius wendet. Sie iſt roth gekleidet. Des Tatius linken Fuß umfaßt eine Frau mit dem rechten Arme. Die ganze Geſtalt iſt auf die Erde gegoſſen, mit dem linken Arm hält ſie ein Kind umfaßt, der Kopf iſt erhoben, iſt feſt gegen das Knie des Tatius gelehnt. Hinter der Frau im rothen Gewande kniet gegen den Romulus gekehrt eine alte Frau. Sie reißt ſich mit beiden Händen das Gewand von der Bruſt und zeigt ſie ihm. Vor ihr liegt ein eben geborenes Knäbchen, das den Finger in den Mund ſteckt. Ihr Gewand iſt grün. Neben ihr ſtehen mehrere Frauen. Eine, roth drapirt, iſt ſehr vorzüglich durch den leidenſchaftlichen Ausdruck ihres Geſichts. Sie hält beide Hände kreuzweis übereinander geſchlagen vor der Stirn und ſcheint laufend eben gekommen zu ſein. Zur Seite und etwas hinter der knienden Herſilia ſteigt eine Frau auf ein abgebrochenes Poſtament. Es iſt eine wundervolle Bewegung in der eben mit dem rechten Fuß hinaufſpringenden Figur. Das

ganze Gewicht des Körpers ruht noch auf dieſem Fuße, den linken zieht ſie eben nach. Sie hält die Arme hoch und trägt darinnen ein ſchreiendes Kind. Man ſieht ihr Geſicht im Profil, der Kopf iſt etwas nach hinten gezogen, der weiße Schleier und das gelbe Gewand wehen hinter ihr zurück. Hinter dem Romulus hält ein halb erwachſener Jüngling ſein Roß, es iſt hellbraun, ohne Zügel und Zaum und von den edelſten Formen. Tatius' braunes Pferd, von dem man nur den Kopf ſieht, wird ihm ebenfalls zur Seite bereit gehalten. Beide Knaben ſind ſchön. Hinter den Anführern ſind die Heere, in denen ſchöne, aber zu mannichfaltige Gruppen ſind, um ſie mit aller erforderlichen Genauigkeit zu beſchreiben, wenn man nicht vor dem Bilde ſteht. Die einen drohen noch mit erhobenen Lanzen, die andern ſehen den Streit durch die Dazwiſchenkunft der Weiber und Kinder als geendigt an, und ein alter Krieger auf einem weißen Pferde mit einem ſehr ſchönen Kopfe, der hinter des Romulus Streitroß hält, ſteckt das Schwert ein. Frauen ſtehlen ſich durch die Reiter und Waffen mit zarten Kindern hinweg. Vor Romulus' Pferd liegt ein getödteter Römer, die Hand hält noch das Schwert, der Todte iſt ſehr ſchön. ||

Im ganzen kann man wohl ſagen, daß das Bild von der ſchönſten und correcteſten Zeichnung aller Geſtalten iſt. Die Vollendung und Präciſion aller Formen iſt bewundernswürdig. Meiner Meinung nach iſt auch dem Künſtler die Verſchiedenheit des Ausdrucks, den er dem Tatius und Romulus hat geben wollen, ſehr gelungen. Tatius iſt ein ſtarker, ſchöner, wohl ausgearbeiteter Körper, Romulus ein göttlicher, daher ſeine ganze Geſtalt auch weit ruhiger. Ich finde ihn unendlich erhaben, die edeln Formen ſeines Körpers tragen keine Spuren von Anſtrengung. Weniger zufrieden bin ich mit Herſilia. So ſchön ſie iſt, finde ich ſie doch kalt, und ſie ſcheint mir die auf dem ganzen Bilde am

wenigſten gut colorirte. Ueberhaupt vermißt man noch auf dem Bilde die unausſprechliche Harmonie, die einen bei den Werken vieler alter Meiſter ſo tief ergreift. Vielleicht gehört aber auch noch Zeit dazu, ſie dem Bilde zu geben. Die Farben haben durch den Ort, wo es geſtanden hat, gelitten, auch fehlt noch David's letzte Hand daran, und wir ſehen es nicht durchaus vollendet.

Ein anderer Vorwurf, den man dieſer großen Expoſition vielleicht machen könnte, iſt, daß das Bild nicht genug Tiefe hat und daß es daher immer an die Behandlung des Basrelief erinnert. Von mehrern Figuren wäre es wol auch erlaubt zu behaupten, daß ſie das ſorgfältige Studium der Antike, beſonders in den Köpfen, zu ſehr verrathen.

[Von Wilhelm von Humboldt's Hand.]:

Die Idee bei der alten Frau im grünen Gewande iſt die, daß ſie das ebengeborene Kind ihres Sohnes bringt, das die Mutter nicht ſelbſt hintragen konnte. Ueberhaupt aber liebt es David, auf ſeinen hiſtoriſchen Gemälden immer alle Alter und Geſchlechter zugleich anzubringen und miteinander contraſtiren zu laſſen.

Beilage B.

Die nachfolgende Scene iſt aus einem Calderon'ſchen Stück: Der wohlverdiente Strick oder der Alcalde von Zalamea. Es iſt eine Komödie; dies hindert aber nicht, daß nicht eine der Hauptperſonen am Ende erdroſſelt wird. Don Mendo, ein armer ſpaniſcher Hidalgo, eine Art Don Quixote, und ſein Reitknecht Nuño reden miteinander. [Das Folgende iſt von fremder Hand geſchrieben.]

Don Mendo, Nuño.

D. M.: Iſt es wirklich wahr, daß heute Soldaten ins Dorf kommen?

N.: Ja Herr.

D. M.: Schade für das Landvolk, daß es dieſe Gäſte erwarten muß.

N.: Und noch ſchlimmer, daß auch die kommen, die es nicht erwartet.

D. M.: Wen meinſt du?

N.: Den Adel —, und erſchreckt Euch nur nicht, Herr: Wißt Ihr, warum man die Soldaten nie bei Edelleuten einquartirt?

D. M.: Nein; warum denn?

N.: Damit ſie nicht Hungers ſterben.

D. M.: Möge mein guter Herr und Vater noch im Grabe ſelig ruhen, da er mir einen großen Adelsbrief hinterlaſſen hat, mit Blau und Gold gemalt, ein ewiges Privilegium für mein ganzes Geſchlecht.

N.: Es hätte immer nicht ſchaden können, er hätte ein wenig Gold dazugelegt; wir hätten es ſchon nehmen wollen.

D. M.: Und doch, wenn ich es recht bedenke und die Wahrheit ſagen ſoll, ſo bin ich eigentlich meinem Vater keinen Dank dafür ſchuldig, daß er mich zum Edelmann gemacht hat; denn, wie er ſich auch hätte ſtellen mögen, ich hätte es im Mutterleibe nicht gelitten, daß mich ein anderer als ein Edelmann gezeugt hätte.

N.: Das wäre doch ſchwer zu unterſcheiden geweſen.

D. M.: Nichts leichter in der Welt.

N.: Nun?

D. M.: Du weißt alſo wirklich gar keine Philoſophie, und verſtehſt nicht zu argumentiren?

N.: Wenn Hunger ſo gut argumentiren lehrte als beten, ſo wäre bei Euch Rath dazu geworden: denn Euer Tiſch iſt wahrlich wie Gottes Tiſch, ohne Anfang und Ende.

D. M.: Davon ſprach ich nicht, aber du mußt wiſſen, daß der, welcher erzeugt, die Subſtanz von den Nahrungsmitteln iſt, die ſeine Vorfahren vorher gegeſſen haben.

N.: Also haben Euere Vorfahren gegessen? Das Talent habt Ihr nicht von ihnen geerbt.

D. M.: Diese Nahrungsmittel verwandeln sich nachher in das eigentliche Fleisch und Blut. Hätte nun mein Vater Zwiebeln gegessen, so hätte ich den Braten gleich gerochen und würde schon gesagt haben: Halt mein Freund! So ist's nicht gemeint, von solchem Dreck lass' ich mich nicht machen.

N.: Nun seh' ich doch, daß das Sprichwort wahr redet.

D. M.: Welches?

N.: Daß der Hunger den Witz schärft.

D. M.: Lümmel! hab' ich etwa Hunger?

N.: Nun — ärgert Euch nur nicht. Wenn Ihr ihn nicht habt, so könntet Ihr ihn doch haben; denn seit gestern Abend bis auf diese Stunde habt Ihr keinen Bissen gegessen, und keine Kreide kann besser sein, Flecke auszumachen, als Euer Speichel und meiner.

D. M.: Als wenn einen darum hungern müßte! Der Hunger ist für das Bürgerpack, aber nicht für den Edelmann; der schiert sich den Henker ums Essen.

N.: Ach, wer doch auch vom Adel wäre!

[Auf einem Separat-Octav-Blatte, ohne Datum, wahrscheinlich zu diesem Briefe gehörig:]

Sie fragen mich in Ihrem letzten Briefe nach dem Dilettantismus in Frankreich. Ich weiß nicht gerade viel davon, indeß kann man, soviel ich weiß, von Liebhaberstudien nur jetzt Musik und Zeichnen nennen. Das letztere besonders treiben jetzt viele Leute, selbst in der Absicht, damit zu verdienen. Das Versmachen und Komödiespielen hat sehr abgenommen und das Tanzen selbst ist minder häufig. — Beim Zeichnen ist mir eingefallen, daß Sie vielleicht gern einige Nachricht von einem Menschen hätten, der eine eigene

Lehrmethode erfunden haben will und jetzt hier sehr viel Schüler hat. — Ich lege Ihnen hier eine Beschreibung seiner Methode bei, die ich Sie ausdrücklich bitte, irgendwo, wenn Sie es auch für die Propyläen nicht schicklich finden, in einem der Böttiger'schen Journale abdrucken zu lassen.

[Das Folgende, im Manuscripte nicht vorhanden, ist abgedruckt in den Propyläen, III, 1, S. 111—116.]

Jean Baptiste Forestier aus Vologne, Departement de la Manche, ist der Erfinder dieser Lehrart, welche er seit ungefähr zwei Jahren durch Unterricht bekannt gemacht hat; denn er hat nichts Schriftliches darüber herausgegeben.

Der Künstler erfindet, ordnet und sichtet. Einbildungskraft und Verstand müssen bei ihm in steter Verbindung wirksam sein. Beide, vom ersten Anfange an, bei dem angehenden Schüler in Thätigkeit zu setzen und sie nie durch knechtische Nachahmung unverstandener Muster zu lähmen, ist das wahre Mittel, natürliche Anlagen frei zu entwickeln und jedem seine Eigenthümlichkeit unverfälscht zu erhalten. Um die Natur und die Werke großer Meister mit Nutzen zu studiren, muß er wissen was er finden soll, ehe er sucht, damit er nicht Irrthum zur Wahrheit und zufällige Erscheinungen zur Regel mache. Zu Rathe ziehen muß er, aber immer nach immer höherer Vollkommenheit und Wahrheit trachten, als ihm der Gegenstand in der Wirklichkeit darbietet.

In der lebendigen Natur sind die Gestalten beständig. Man kann also jede Thierart auf Verhältnisse bringen, deren richtige Bestimmung die Wahrheit und Schönheit der Darstellung in bildenden Künsten vorzüglich erleichtert. Beständige Größen aber lassen sich durch Construction finden, unabhängig von wirklicher Anschauung des Gegenstandes.

Zeichenkunst, im strengsten Verstande genommen, kennt nur Linien. Die Verknüpfung weniger mathematischer Figuren

mit einigen Längen- und Breitenmaßen könnte also hinlänglich sein, die Hauptumrisse beständiger Gestalten zu zeichnen. Uebungen prägen die nöthigen Abweichungen zu genauern Umrissen leicht ein, weil immer eine gegebene Größe zum Grunde liegt.

Leblose Gegenstände aller Art, in wechselnden Gestalten, erscheinen zugleich mit der lebendigen Natur. Auch in Absicht ihrer ist Darstellung aus bloßer Theorie möglich, ohne die wirkliche Anschauung unmittelbar zur Hand zu nehmen. Helldunkel und Farbengebung, das heißt Malerei im engern Verstande, sind auch einer Art von Construction fähig, wenn es erlaubt ist, einen so uneigentlichen Ausdruck zu gebrauchen. In der Malerei sowie in der Natur gibt es keine Linien oder Umrisse, alles ist Fläche. Die Gestalt jeder Fläche läßt sich auf die einfachsten mathematischen Körper zurückbringen, und Helldunkel nach faßlichen, beinahe ganz praktisch optischen Sätzen bestimmen. Die Eintheilung der Farben in zurückweichende oder Schattenfarben und vortretende oder Lichtfarben gibt der Farbengebung einen zuverlässigen Gang.

Eine so allgemeine Uebersicht des Gesichtspunktes, von welchem der Erfinder dieser Lehrart ausgegangen ist, dürfte vielleicht undeutlich sein. Eine kurze Beschreibung des eigentlichen Unterrichts wird die beste Erläuterung geben.

Der Schüler bekommt nie ein Vorbild. Er fängt sogleich mit einer ganzen menschlichen Figur an, ohne sich vorläufig mit einzelnen Theilen derselben zu beschäftigen. Mit Hülfe einiger Mittellinien, verschiedener gleichlaufenden, geraden und krummen Linien, Cirkel, Ovale, Vierecke und der erforderlichen Längen- und Breitenmaße sagt sie ihm der Lehrer in die Reißfeder. Hände und Füße werden vernachlässigt, die Stelle der Gesichtstheile und die Hauptmuskeln sorgfältig angedeutet. Alles geschieht mit besonderm Abmessen. Es gewöhnt das Auge an strenge Richtigkeit und selbst geringe

Fehler beleidigen es sehr bald. Von einem gegebenen Punkte zum andern bewegt sich die Hand mit mehr Freiheit, als bei dem gewöhnlichen Nachzeichnen geschehen kann, und die Umrisse werden früher rein und dreist. Die vier Grundfiguren, von vorn, von hinten und von beiden Seiten, sind ohne Bewegung, nach ägyptischer Art. Darauf denkt sich der Lehrling verschiedene Stellungen und bringt sie mit denselben Hülfsmitteln aufs Papier. Er zeichnet Hände und Füße auf gleiche Weise und verbindet sie mit seinen Figuren. Die Muskeln werden vollständiger angedeutet, ihre Deckungen durch Zusammensetzung halber Figuren von vorne und von hinten anschaulicher gemacht. Die Verkürzungen sind viel weniger schwierig, als man glauben sollte, weil die unveränderlichen Längen die veränderlichen mehrentheils an die Hand geben.

Nach und nach werden die Muskeln aller Theile vollständig ausgeführt und die Knochen hineingezeichnet. Nun bringt der Schüler mehrere Figuren zusammen und lernt bald zusammengesetzte Handlungen darstellen. Alsdann führt ihn der Meister zum Helldunkeln. Auch hier arbeitet er ohne Vorbild, er muß alles in seiner Einbildungskraft nach Gründen aufsuchen. Die Kugel hohl und erhaben, der eiförmige Körper, der körperliche Winkel sind seine Anfänge. Von diesen geht er zu Körpern über, welche, vermöge zweckmäßiger Eintheilungen, auch was die Gesichtszüge betrifft, auf die Körper, welche die Anfänge des Helldunkeln ausmachen, gebracht sind. Weiß der Schüler Köpfe in verschiedenen Stellungen wohl zu beleuchten, so versucht er es mit ganzen menschlichen Figuren. Sobald er hierin hinlängliche Fertigkeit erworben hat, bekommt er Pinsel und Palette in die Hand.

Die Farbenmischung erreicht er nach oben erwähntem Satze der zurückweichenden und vortretenden Farben. Er fängt mit Köpfen an, ebenso eingetheilt, wie bei der An-

wendung der Anfänge des Helldunkeln; Rundung, richtige Abstufung der Lichter und Reinheit der Farbe machen seinen Hauptzweck aus. Es wird auf durchsichtiges Firnißpapier gemalt. Die Farben werden ringförmig so dick als möglich aufgetragen, und von Ring zu Ring ineinander vertrieben; die verschiedenen Theile werden einzeln etwas sorgfältiger ausgeführt, aber auch ohne Vorbild, nach Regel; das Auge z. B. als Kugel betrachtet u. s. w. Nun ist der Lehrling mit Theorie hinlänglich ausgerüstet, er nimmt die Natur und vorzügliche Werke großer Künstler zur Hand, und kann sie mit Beurtheilung benutzen.

Die Landschaft ist in Absicht auf Helldunkel und Haltung weit umfassender, als die bloße Darstellung menschlicher Figuren. Vorzugsweise wird der Winter zur Landschaft gewählt, um den Schüler zu hindern, vor der Zeit die Natur zu Rathe zu ziehen. Der Himmel und der Gesichtskreis werden als zwei, von oben und unten ausgehende Flächen angesehen, die sich in der Entfernung durchschneiden, deren Theile die unmerkliche Abstufung der Farben vom Vorgrunde bis zur Durchschnittslinie ausdrücken muß. Hieraus ergibt sich dem Lehrlinge die Hauptregel der Haltung. Die Anfänge des Helldunkeln und der Farbengebung sind auf die Landschaft vollkommen anwendbar. Anhaltendes Nachsuchen in der Einbildungskraft bringt ihn auf das Eigenthümliche der verschiedenen Gegenstände, und mündliche Bemerkungen des Lehrers berichtigen die Fehler. In dieser Lehrart legt der Lehrer überhaupt nie selbst Hand an; er macht den Lehrling auf jeden begangenen Fehler aufmerksam, dieser muß aber alles selbst ausführen.

Die Arbeiten aller derjenigen, die dieser Lehrart folgen, sind Beweise ihrer schnellen Fortschritte. Sie machen Hoffnung, daß künftig weniger Jahre hinlänglich sein werden, einen Künstler zu bilden, und daß Malerei nicht unzweckmäßig

einen sehr schätzbaren Theil jeder liberalen Erziehung ausmachen kann. ||

Man hat hier sehr viel über diese Methode gespöttelt, und Forestier (so heißt der Mann) ist, als Künstler, nicht geachtet. Ich selbst mag nicht darüber urtheilen, weil ich es nicht genug verstehe, aber die Fortschritte aller seiner Schüler sind bewundernswürdig, so viel kann ich Ihnen versichern und dies ist gewiß ein Factum. Ich habe mehrere, die nie gezeichnet hatten, nach einigen Monaten Unterricht große Köpfe z. B. nach Rembrandt und recht gut copiren sehen. — Ich weiß nicht, wie Sie über die Sache urtheilen, aber wie es auch sein möchte, so muß ich Sie bitten, diese Beschreibung entweder ohne alle, oder ja nicht mit ungünstigen Bemerkungen begleitet drucken zu lassen. Ich habe sie von einem Manne, den ich sehr achte und der Forestier liebt. Ist die Sache einmal bekannt, so mag hernach darüber geurtheilt werden, wie man will. Verzeihen Sie diese Bitte, aber ich kenne Ihre Güte für mich, um sie so zu wagen.

Ich lege noch eine Zeichnung von Iris — die Priam geleitet, den Leichnam des Hektor loszukaufen — bei. Sie ist von einem Deutschen, von Catel, der jetzt hier ist. Er wünschte sie Ihnen vorzulegen, um vielleicht dadurch das ungünstige Urtheil auszuwischen, was die Kupfer zu Hermann und Dorothea bei Ihnen erweckt haben könnten. Sagen Sie mir doch Ihr offenes Urtheil über diese Composition. Gefiele sie Ihnen, so möchte er sich Ihnen zu Arbeiten, auf die Sie vielleicht Einfluß hätten und wofür man kein noch höheres Talent finden könnte, empfehlen. Mir scheint er nicht ohne Fähigkeit und er ist ein fleißiger und bescheidener Mensch.

So viel für heute. Adieu!

25. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt nach Paris.

Auf Ihren langen und intereſſanten Brief, für den ich recht lebhaft danke, will ich nur in der Geſchwindigkeit einiges erwidern.

Haben Sie die Güte, die Nachricht von den athenienſiſchen Basreliefs zu beſchleunigen; es iſt dieſes ein Gegenſtand, der mich immer ſehr intereſſirt hat und von dem ich gar gern näher unterrichtet zu ſein wünſchte. Sollte es aber möglich ſein, einen Abguß von einem einzigen Reiter und einer einzigen bekleideten Figur zu erhalten, ſo würden Sie mich äußerſt glücklich machen. Man iſt in Paris leider überhaupt mit den Kunſtwerken nicht ſehr ſorgfältig, man erlaubt Gemälde durchzuzeichnen u. ſ. w. Da nun dieſe Stücke reſtaurirt werden und alſo Gips bei der Hand iſt, beſchädigte Dinge vielleicht gar ſelbſt wieder geformt werden, ſo käme es darauf an, ob man nicht irgendetwas erhaſchen könnte. Ja das geringſte Fragment würde mir eine außerordentliche Freude machen.

Schreiben Sie nur ja recht viel, ich will es ſchon zu dechiffriren ſuchen; ſollte es Ihnen gleich ſein, ſo wäre Ihre lateiniſche Hand freilich um einen guten Theil lesbarer.

Ihre Anmerkungen über die franzöſiſche tragiſche Bühne geben mir eine ſehr lehrreiche Unterhaltung, indem ich ſie dictire, um in den Propyläen davon Gebrauch zu machen.

Dank ſei Ihnen und Ihrer lieben Gattin geſagt für die Beſchreibung der beiden Gemälde. Die Franzoſen ſind doch wunderliche Naturen! Ueber die gewählten Gegenſtände und über die Motive der Ausführung laſſen ſich ſonderbare Bemerkungen machen. Faſt keine Spur vom Naiven iſt mehr übrig, alles zu einer gewiſſen ſonderbaren gedachten Senti-

mentalität hinaufgeschraubt. Der Belisar, wie er am Abgrunde steht, ist das Symbol der Kunstweise, die sich auch vom rechten Wege an den Abgrund verloren hat. Schade, daß man mit so viel Talent so irren kann.

Haben Sie ja die Güte, wenn Ihnen etwas Merkwürdiges der Art vorkommt, und gönnen mir eine Beschreibung davon.

Den Brief, den Sie einem Reisenden mitgegeben, habe ich noch nicht erhalten. Vielleicht kommt er bald. Schiller ist eben hier und legt vielleicht etwas bei. Er hat ein Quartier gemiethet und wird einen Theil des Winters hier zubringen. Ich hoffe dann Gutes für ihn, für das Theater und für die Societät.

Daß Fichte von Jena abgegangen ist, werden Sie schon wissen. Erst machten sie im philosophischen Journal einen albernen Streich, indem sie einen Aufsatz, der nach dem hergebrachten Sprachgebrauch war, einrückten. Da Fichte nun unrecht hatte, wurde er zuletzt auch noch grob gegen das Gouvernement und so erhielt er seinen Abschied. Er hält sich jetzo in Berlin auf.

Uebrigens scheint aus dieser Schule, wenigstens für die Gegenwart, wenig Freude und Nutzen zu hoffen. Diese Herren kauen ihren eigenen Narren beständig wieder, ruminiren ihr Ich. Das mag denn freilich ihnen und nicht andern genießbar sein.

Kant hat sich nun auch gegen Fichte erklärt und versichert, daß die Lehre unhaltbar sei. Darüber ist denn diese Schule auf den alten Herrn äußerst übel zu sprechen.

Herder hat sich in einer Metakritik auch gegen Kanten aufgemacht, wodurch denn wie billig allerlei Händel entstehen.

Viel anderes habe ich nicht zu sagen, und Sie sehen wol, daß die Deutschen verdammt sind, wie vor alters in den kimmerischen Nächten der Speculation zu wohnen. Wenig-

ſtens fällt mir nicht leicht ein Kunſtwerk von Bedeutung ein, das in dieſer Zeit erſchienen wäre.

Ich beneide Sie um Ihre Abende im franzöſiſchen Theater und um den Anblick ſo manches guten alten und neuen Kunſtwerks.

Zu uns verirrt ſich allenfalls einmal ein guter geſchnittener Stein an dem Finger eines Reiſenden, übrigens müſſen wir uns mit dem Literariſchen und Hiſtoriſchen begnügen. Ich ſtudire gegenwärtig die Zeit, in welche Winckelmann und Mengs kommen, und die Epoche, die ſie machten.

Meyer grüßt ſchönſtens, er war dieſen Sommer productiver als ich. Unſer Schloß, das ſich nunmehr dem Ausbau nähert, wird ihm Gelegenheit zu einigen größern Arbeiten geben. Er hat indeß manche artige Zeichnung ausgeführt, zu Begleitung eines und des andern Buchs.

Was Sie bei Gelegenheit eines erhöhtern Kunſtausdrucks von Voßen und ſeiner Rhythmik ſagen, davon bin ich mehr als jemals überzeugt, nur ſchade, daß ich kaum erleben kann, daß die Sache ins Gleiche kommt. Wäre ich 20 Jahre jünger, ſo ſollte es an mir nicht fehlen, lebhaft mitzuwirken, denn es kommt ja nur darauf an, daß man die Maximen annimmt, ſich davon penetrirt, ſein Studium darauf richtet und in der Ausführung daran feſthält.

Ich habe jetzt mit dem beſten Willen die Georgiken wieder angeſehen. Wenn man die deutſchen Verſe lieſt, ohne einen Sinn von ihnen zu verlangen, ſo haben ſie unſtreitig vieles Verdienſt, was man ſeinen eigenen Arbeiten wünſchen muß; ſucht man aber darin den geiſtigen Abdruck des himmelreinen und ſchönen Virgil, ſo ſchaudert man an vielen Stellen mit Entſetzen zurück, ob ſich gleich, inſofern das Ganze wohl verſtanden und manches Einzelne auch geglückt iſt, ein tüchtiger Mann und Meiſter zeigt.

Auch die Abhandlung über das Versmaß in der Vorrede

hat etwas Myſtiſches und ich verſtehe ſie jetzt noch nicht ganz. Vor zehn Jahren, da das Buch herauskam, ſuchte ich mich daraus zu unterrichten, und es wollte noch weniger gehen als jetzt.

Wenn wir einmal wieder zuſammenkommen, ſo wollen wir dieſe Materie recht durcharbeiten, und wenn uns die Muſe beiſteht, auch noch etwas zu dieſem Endzwecke wirken.

Da ich jetzt meine kleinen Gedichte zuſammengedruckt herausgebe, ſo habe ich Gelegenheit, etwas an den Elegien und Epigrammen zu thun. Es iſt mir dabei wirklich angenehm zu ſehen, daß ich weiter gekommen bin, wofür ich Ihnen vorzüglich dankbar ſein muß.

Amalie Imhof hat ein kleines epiſches Gedicht, die Schweſtern von Lesbos, geſchrieben; der Gegenſtand iſt artig, die einzelnen Motive meiſt ſehr glücklich, das Ganze hat ein blühendes jugendliches Weſen, nur können Sie leicht denken, daß die Ausführung etwas locker iſt, und der rhythmiſche Theil iſt wie natürlich nicht der preiswürdigſte.

Indeſſen ſteht das Ganze immer auf einer reſpectablen Stufe, und es will was heißen, daß unſere Weiber ſich ſo ausbilden. Es wird einen Theil des Schiller'ſchen Almanachs ausmachen; wenn Sie noch länger in Paris bleiben, ſo ſchreiben Sie mir doch, wie ich es Ihnen, ohne daß es zu viel Porto macht, zuſchicken kann.

[16. September 1799.]

26. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt nach Paris.

Das Packetchen, welches Sie Herrn von Buch mitgegeben haben, darin der Brief vom 28. Auguſt (sic!) datirt iſt, habe ich vor ungefähr 14 Tagen in Jena erhalten und finde nun erſt einen ruhigen Augenblick, um Ihnen dafür danken zu

können. Wie ſoll ich, wertheſter Freund, Ihre Thätigkeit und Pünktlichkeit genugſam rühmen? Sie wenden von Ihren koſtbaren Stunden mehrere meinen Angelegenheiten und geben mir ſo völlige Auskunft, als ich nur wünſchen kann.

Es iſt mir ſehr angenehm, daß ich durch Ihre Anfrage mit den Herren David und Regnault in ein ſolches Verhältniß komme, daß ich allenfalls in der Folge mich an einen oder den andern direct wenden könnte.

Was die gegenwärtige Unternehmung betrifft, ſo iſt ſie freilich noch nicht ſo weit vorwärts gerückt als ich wünſchte. Man arbeitet zwar, ſo viel ich weiß, an dem Stich des erſten Geſanges, allein wie es ſcheint nur zur Probe, und unſere Anſtalten zu künftigen Kupfern haben auch nur bisher in Anfragen und Vorbereitungen beſtanden.

Daneben iſt man denn freilich in Deutſchland, die Zeichnungen ſo hoch zu bezahlen, freilich nicht gewohnt. Den Geſchmack unſers Publikums kennen Sie, der in einem gewiſſen Sinne bald zu befriedigen iſt. Und übrigens bezahlt das Publikum auch wol ohne zufrieden zu ſein. Ich fürchte daher, daß die hohen Preiſe der pariſer Künſtler den Verleger abſchrecken werden, um ſo mehr, da die Ausführung nicht einmal von derſelben Hand ſein ſoll. Indeſſen kommt alles auf eine mündliche Unterredung mit dem Buchhändler an, die vielleicht auf der Oſtermeſſe ſtattfindet, da ſich dann manches wird näher beſprechen laſſen.

Haben Sie Dank für ſo manche intereſſante einzelne Nachrichten, die in Ihrem Briefe enthalten ſind.

Danken Sie auch Herrn Catel für das Ueberſchickte. Er zeigt in ſeinen Arbeiten ein ſchönes Talent, nur ſieht man daran, möcht' ich ſagen, daß er in der Zerſtreuung der Welt lebt.

Der einzelne Künſtler kann ſich freilich nicht iſoliren, und doch gehört Einſamkeit dazu, um in die Tiefe der Kunſt ein-

zudringen und die tiefe Kunst in seinem eigenen Herzen aufzuschließen. Freilich keine absolute Einsamkeit, sondern Einsamkeit in einem lebendigen reichen Kunstkreise.

Die Welt trägt sich mit lauter falschen Maximen, weil sie blos vom Effect reden kann; des Künstlers Maximen müssen die Ursachen enthalten, und es sind tausend Umstände, die ihn hindern, ihrer habhaft zu werden.

Doch ich verliere mich ins Allgemeine, da ich Ihnen noch für Ihre besondere und schöne Belehrung über das französische tragische Theater zu danken habe. Ich kann es jetzt, sowie in meinem vorigen Briefe nur unvollkommen thun, ob ich gleich diese Zeit her mich lange mit Ihrer Arbeit beschäftigt habe, indem ich sie bald abdic[t]irte, um sie in dem fünften Stücke der Propyläen drucken zu lassen.

Dieser Aufsatz, welcher sehr zur rechten Zeit kam, hat auf mich und Schiller einen besondern Einfluß gehabt und unser Anschauen des französischen Theaters völlig ins Klare gebracht. Durch eine sonderbare Veranlassung übersetzte ich den Mohamet des Voltaire ins Deutsche. Ohne Ihren Brief wäre nur [nun] dieses Experiment nicht gelungen, ja ich hätte es nicht unternehmen mögen. Da ich das Stück nicht allein ins Deutsche, sondern womöglich für die Deutschen übersetzen möchte, so war mir Ihre Charakteristik beider Nationen über diesen Punkt ein äußerst glücklicher Leitstern und ist es noch jetzt bei der Ausarbeitung. So wird auch die Wirkung des Stücks auf dem Theater Ihre Bemerkungen, wie ich voraussehe, völlig bekräftigen.

Meinen Brief vom 16. September werden Sie erhalten haben. Ich bin neugierig, ob es möglich sein wird, meinen dort geäußerten Wunsch, Abgüsse von ein paar Stücken des athenienſischen Frieses zu erhalten, wirklich erfüllt zu sehen.

Haben Sie die Güte, mir manchmal, wenn es auch nur kurze Briefe sind, zu schreiben und mir Nachrichten von Künstler-

und Kunſtſachen zu geben. Ihre Frau Gemahlin und ſonſt ein Freund legt ja auch wol irgendein Blättchen bei.

Das fünfte Stück der Propyläen dankt Ihnen ſeine vornehmſte Zierde.

Unſere Schillern iſt mit einer jungen Tochter niedergekommen, ſie befindet ſich aber in dieſem Wochenbett nicht zum beſten.

Leben Sie wohl und denken Sie meiner, wo Sie auch die Reiſe hinführt, und laſſen Sie mich an dem Reichthum Ihrer Bemerkungen immer einigen Theil nehmen.

Weimar, am 28. October 1799.

27. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Madrid, 28. November 1799.

Verzeihen Sie, mein theuerer Freund, daß ich Ihnen in ſo langer Zeit nicht ſchrieb, und Sie ſogar über das fernere Schickſal meiner Reiſe ungewiß ließ; verzeihen Sie, wenn Sie auch heute nur einige flüchtige Zeilen erhalten; aber meine Reiſe iſt ſchnell und der Dinge, die meine Aufmerkſamkeit fordern, ſind viel; es bleiben mir alſo nur einige Viertelſtunden zum Briefſchreiben übrig.

Wir ſind endlich, wie Sie ſehen, in Madrid. Mitten aus allen Hinderniſſen, die uns die Zeit und die Umſtände in den Weg legten, und trotz der Beſorgniſſe, die man uns von allen Seiten her über eine Reiſe durch die mittäglichen Provinzen Frankreichs machte, haben wir uns auf den Weg gemacht und ſind ohne Anſtoß, ſelbſt ohne große Mühſeligkeiten hier angekommen. Bis zu den Pyrenäen haben wir nur wenig intereſſante Gegenſtände gefunden. Der Weg bis in das Limouſin über Orleans (denn dieſer war es, den wir nahmen, da der ſchöne über Blois und Tours durch die Chouans unſicher geworden war) iſt ſo traurig, als man

ſich nur denken kann. Flache und ſandige Felder, ohne alle ergötzende Mannichfaltigkeit, ermüden unaufhörlich das Auge und nirgends wird man auf dieſer langen Strecke auch nur durch Einen intereſſanten Gegenſtand entſchädigt. Das Limouſin iſt zwar ein hübſches Ländchen, und überraſcht den Reiſenden angenehm durch ſeine häufig abwechſelnden Berge und Thäler, das ſchöne Grün der Kaſtanienwälder und das Eigenthümliche in der Bildung und Sprache ſeiner Bewohner, allein dies iſt auch alles. Eigentlich ſchöne Gegenden oder merkwürdige Orte darf man nicht erwarten. — Bordeaux iſt todt und ohne Leben, der ungeheuere Hafen leer von Schiffen, und die Menſchen durch dieſe Stockung in ihrem einzigen Geſchäft, dem Handel, misvergnügt und zurückgezogen. Es gibt blos das widrige Bild einer Stadt, die ehemals faſt nur auf Luxus und Vergnügen berechnet war, und der jetzt die Mittel fehlen, ihn zu unterhalten. Das Einzige, was uns dort anzog, waren, außer der wirklich ſchönen Lage am Fluß und dem noch immer merkwürdigen Hafen, die Ueberbleibſel des altrömiſchen Amphitheaters, das man jetzt gemeinhin Palais galien nennt. Zwar ſtehen nur wenige Bogen noch ganz erhalten, und auch in ſeinem unverſehrten Zuſtande kann es nie ein außerordentlich ſchönes Gebäude geweſen ſein. Aber es ſind immer ehrwürdige Reſte des Alterthums, es flößt immer eigene Empfindungen ein, wenn man dieſe alten Bogen über die neuern, niedrigern Häuſer emporſchauen ſieht, und wenn man den innern Platz frei mit Gras und Strauchwerk bewachſen ließe, ſo würde immer mancher gern von Zeit zu Zeit bei dieſen Ruinen verweilen. Aber ſo baut man neue Häuſer in den mittlern freien Platz und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß in wenigen Jahren keine einzige bedeutende Trümmer mehr davon übrig ſein werden. — Von Bordeaux aus gingen wir gerade auf die hohen Pyrenäen, den ſchönſten Theil dieſer Bergkette, zu. Die

Ufer der Garonne ſind reizender, als ich ſonſt leicht eine Gegend kenne. Ueppige Vegetation und ſorgſame Cultur ſind hier vereint; man fährt durch einen beſtändigen und doch immer abwechſelnden Garten. Am ſchönſten und reichſten iſt die Vegetation von la Réole bis Agen. Es war ein überaus freundlicher Anblick, den Weg, oft halbe Meilen lang, von Reben, die ſich um Ulmen ſchlingen, eingefaßt, und die blauen Trauben aus dem Grün der Ulmen herabhängen zu ſehen. Auch hat eine gothiſche Kathedrale, von der ich ſonſt nie etwas geleſen hatte, außer daß Volkmann ihrer mit zwei Worten erwähnt, die aber geſehen zu werden verdient. Am merkwürdigſten iſt darin das Chor und die Stühle der Capitularen. Es iſt das feinſte Schnitzwerk, das Sie ſehen können, die gefälligſten und geſchmackvollſten Verzierungen, und mitunter die launigſten Einfälle. So waren z. B. auf einem Stuhl zwei Affen, die einen Pfaffen, der zwiſchen ihnen ſtand, banden, und ähnliche Spielwerke. Ueberhaupt ſcheint ſich in dieſem Schnitzwerk in den Chorſtühlen die Laune der Künſtler in den katholiſchen Kirchen mehr Freiheit erlaubt zu haben, als man ſonſt in dieſen Orten erwarten ſollte. Auf der ganzen Reiſe habe ich dies beſtätigt gefunden. In der großen und prächtigen Kathedrale in Burgos z. B. war außer vielen andern Vorſtellungen, wie man ſie wol auf alten Gefäßen findet, beſonders eine mit vielem Wohlgefallen wiederholt, zwei Genien, die mit ſtehendem Schamglied ihre Waſſer in ein Gefäß abſchlagen, und der heilige Rücken des Priors lehnt an einem Jupiter, der als Stier die Europa entführt. Seltener noch, als dies Schnitzwerk, ſind in der Kathedrale von Auch die prächtig gemalten Fenſterſcheiben. Die ſehr hohen Fenſter der Kirche ſind von oben bis unten mit bibliſchen Geſchichten bemalt und der Glanz der Farben vorzüglich iſt außerordentlich. Leicht mag jetzt in ganz Europa nichts Aehnliches exiſtiren, wenigſtens iſt mir nichts

bekannt; man ſieht wol ſonſt einzelne Scheiben, einzelne Vorſtellungen, aber hier iſt alles ſo erhalten, daß auch nicht ein einziges Stück fehlt. Ueberhaupt war es mir merkwürdig zu ſehen, daß im ſüdweſtlichen Frankreich die Kirchen wenig oder gar nicht gelitten haben, da ſie im Norden ganz und gar ausgeplündert ſind und nur Scheunen oder Ställen ähnlich ſehen. Vermuthlich wagte man im Süden weniger zu zertrümmern, weil die dort an ſich lebhaftere Nation auch feſter an ihrem Glauben hing. In den Pyrenäen hielten wir uns etwa 14 Tage auf. Wir ließen unſere Kinder meiſt in einer ſehr liebenswürdigen Familie in Bagnères en Bigorre, und meine Frau und ich durchzogen indeß, meiſt zu Pferde, einen Theil des Gebirgs. Was aber ſoll ich Ihnen davon ſagen, mein theurer Freund? was von dem Thale von Gavarnie, wo man eine ganze Tagereiſe auf einem ſchmalen Wege am Abhange der Felſen macht, immer bald mehr, bald minder tief unter ſich den Bergſtrom rauſchen hört, neben ſich die wunderbarſten Felsgeſtalten erblickt, und mit Erſtaunen ſieht, wie nicht blos da, wo der Fluß manchmal das Thal erweitert und wie mit Fleiß einen bequemern Raum zum Anwohnen gelaſſen hat, ſondern bis in beträchtliche Höhe vor den Felſen hin ſich noch Menſchen angeſiedelt haben? Was von dem prächtigen Amphitheater des Marboré, das dieſes Thal am Ende beſchließt, wo der ſteile Berg ſich in drei Etagen erhebt, von ſeinem Rücken der Strom herabſtürzt und ſich oben in die ſogenannten Rolandsthürme und Rolandsmauer (la brêche de Roland) neigt, die immer mit Schnee bedeckt ſind? Was von dem prächtigen Wege von Barrèges bis Pierrefitte, der an den Wänden der ſteilſten Felſen, durch die ſich der Gave nur mit Mühe ſein Bett öffnet, für große Wagen gebahnt iſt, und obgleich in der Mitte dieſes Jahrhunderts gemacht, durch die überwundene Schwierigkeit einem Römerwerke gleicht? Was von dem lieblichen Thale von

Cauterets, und dem wildern aber auch intereſſantern hinter dieſem Städtchen, das immer aufſteigend von einem ſchönen Waſſerfall zum andern und endlich an die Ufer eines Bergſees führt, an deſſen entgegengeſetztem Ende man ein mächtiges, einzeln daſtehendes Schneegebirge, den Vignemale, ſieht? Wir konnten dieſe Gegenden nur flüchtig durcheilen, wie gerne wären wir länger darin verweilt, wie gern hätten wir mehr und dieſelben öfter geſehen. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie viel Genuß mir dieſe großen Naturgegenſtände, von denen ich ſo lange entwöhnt war, gegeben, wie tief ſie mein Inneres erſchüttert haben. Wenn wir aus unſerm innern Weſen herausgehen, gibt es einmal nichts, woran wir die Ideen des Erhabenen, des unerſchütterlich Feſten, des durch ſich ſelbſt Beſtehenden feſthalten können, als das endloſe Gewölbe des Himmels über uns, und die ungeheuern Felsmaſſen um uns, die, obgleich ſelbſt Geburten der Zeit und ihrer Umwandlungen, ihr doch ewig zu trotzen ſcheinen. Nur in dieſen Maſſen, die ſich drohend und furchtbar zu unſerer Seite erheben, wird es dem Menſchen recht lebhaft, welche Menge rohen lebloſen Stoffs, den er ſonſt unbemerkt unter ſeinen Füßen läßt, ihn umgibt, und ihm täglich den Untergang droht, und wenn man nicht einen Blick in den weiten Aether thun könnte, wenn nicht Sonne oder Sterne freundlich herunterſchauten, ſo weiß ich nicht, wie man nicht, von ſo ungeheuern Gegenſtänden eingeſchloſſen und niedergedrückt, in ſich ſelbſt vergehen müßte. Auf meine Einbildungskraft wenigſtens wirkt nichts ſo ſchrecklich, als die rohe Maſſe, ohne Leben, ohne Organiſation, ein bloßer Haufe formloſen ungebildeten Stoffs — Gebirge, das weite, unfruchtbare Meer, ja wenn die Phantaſie es recht zu faſſen geſtimmt iſt, ſelbſt die rollenden Weltkörper, deren ewige Geſetze nur um ſo furchtbarer ſind, als ein undurchdringliches Geheimniß ſie umſchleiert. Dieſe Empfindungen, dünkt mich, müſſen jeden

reizbar geſtimmten Menſchen in einem großen Gebirge begleiten: bald ſieht er einen ungleichen Kampf zwiſchen der rohen Maſſe der Elemente und der lebendigen Schöpfung eröffnet, bald fühlt er mit innerm Stolz die geiſtige Kraft in ſich, die ihn gegen jede Natureinwirkung ſtählt und über jede eingeſchränkte Sphäre erhebt, bald erblickt er in dieſen uralten Gipfeln, mit ruhiger geſtimmter Phantaſie, nur die ſtillen Zeugen vieler Jahrtauſende, die Grabſtätte ganzer Geſchlechter von Geſchöpfen. In einer ſolchen Natur können einen nur die einfachſten und höchſten Ideen erfüllen, es ſind die letzten Fäden unſers Denkens und Empfindens, die dort zuſammenkommen. Da ich keinen beſtimmten Gegenſtand der Forſchung dort hatte, überließ ich mich um ſo lieber blos dieſen Empfindungen; man fühlt von Zeit zu Zeit ein Bedürfniß ſich zu ſammeln, und noch mehr, wenn man anderthalb Jahre in dem Gewühle einer großen Stadt gelebt hat. Wie einen aber auch nur ein einziger Tag, in einer ſolchen Natur zugebracht, davon ſcheidet, das habe ich erſt jetzt recht lebhaft erfahren, und ich bin über mich ſelbſt erſtaunt, wie Dinge, an denen ich in Paris den lebhafteſten Antheil genommen hatte, mir da durchaus gleichgültig geworden waren. Der einzige intereſſantere Menſch, den ich dort ſah, war Ramond, deſſen ſie ſich wol von alter Zeit her aus Straßburg erinnern. Wenigſtens ſagte er mir, daß er Sie mehrmal geſehen habe und Lenzens vertrauter Freund geweſen ſei. Er war viel zu wenig mittheilend, um ſeinen Umgang eigentlich zu genießen, dennoch ſah ich ihn immer genug, um manche Bemerkung über das, was eine franzöſiſche Natur iſt, an ihm zu machen. Aus den Pyrenäen reiſten wir über Pau nach Bayonne. In Pau iſt leider das Schloß, in dem man vor zehn Jahren noch alle Möbel aus Heinrich's IV. Zeit ſah, jetzt ganz ausgeleert, und es bleibt nur die ſehr ſchöne Ausſicht auf das Gebirge übrig. Bayonne

hat nichts Intereſſantes als das Meer, aber an dieſem brachten wir zwei Tage hintereinander einige ſchöne Stunden zu. Unſere Kinder ſpielten mit den Muſcheln am Strande, und wir konnten uns nicht ſatt ſehen an der ſchönen grenzenloſen Fläche. In Bayonne ließen wir unſern Wagen ſtehen und übergaben uns einem ſogenannten Coche de colleras, den ſpaniſchen Vetturinen, in denen man Schritt vor Schritt mit ſechs Mauleſeln von einem ſchlechten Wirthshaus zum andern geſchleppt wird. Dieſe Art zu reiſen iſt in der That höchſt widrig und langweilig, beſonders wenn, wie es bei Caſtilien der Fall iſt, die Gegenden einförmig und häßlich ſind. Die erſten Tage geht es ſehr gut. Man reiſt durch Biscaya, wo Gegend, Cultur und die Menſchenraſſe ſelbſt gleich intereſſant ſind. Nie iſt mir ein Volk vorgekommen, das einen ſo echt nationalen Charakter, eine ſich ſchon auf den erſten Anblick ſo originell ankündigende Phyſiognomie behalten hat. Selbſt die Männer ſind zwar gewöhnlich klein, aber faſt alle ohne Ausnahme zeichnen ſich durch feine und ſprechende Züge aus. Es ſind nicht ſtarke und ausgearbeitete, es ſind leicht angelegte und feine Phyſiognomien, mehr keck im Ausdruck, als blos muthig, mehr behend als ſtark, mehr reizbar als leidenſchaftlich. In keiner andern Nationalphyſiognomie habe ich je etwas Aehnliches gefunden, unter keinem andern Volke ſo allgemein den Ausdruck gerade der intellectuellen Kräfte, und doch deutet nichts in ihrer Bildung auf Liſt oder Schlauheit hin; es iſt vielmehr die glücklichſte Vereinigung eines feinen Verſtandes mit einem geraden und ſchlichten Sinne. Die Weiber ſind bei weitem minder vortheilhaft gebildet; ihre Züge ſind minder fein und ſprechend; aber alle haben eine großgeſchnittene, ernſte, ſogar ſtrenge Phyſiognomie, vorzüglich in den großen, ſchwarzen, wenig gebogenen und ſehr häufig in der Mitte zuſammenſtoßenden Augenbrauen. Vorzüglich auffallend iſt bei den Männern die Leichtigkeit und

Behendigkeit des Ganges. Es gehört in der That nur wenig Uebung dazu, einen Basken gleich im Gange auch von hinten zu erkennen. Was ich indeß hier sage, gilt mehr von den französischen als spanischen Basken, und ich glaube die Ursache zu errathen. Der ursprünglich baskische Nationalcharakter hat mehr Aehnlichkeit mit dem französischen als dem spanischen, und mußte sich also in der Nähe des erstern eigenthümlicher ausbilden. Wer, was freilich schwer genug sein muß, geläufig ihre Sprache redete, müßte mit Vergnügen und Interesse eine Zeit lang unter ihnen leben, und schon mir that es sehr leid, sie so schnell verlassen zu müssen. Fast noch weniger sah ich die Bearner. Auch sie haben etwas überaus Eigenthümliches, weniger Feinheit, aber eine schlanke männlich schöne Bildung. Unter den Basken und Bearnern findet man, habe ich bemerkt, mehr als sonst in Frankreich und Deutschland die Gesichtsbildungen des 15. und 16. Jahrhunderts wieder. Auch ohne zu suchen treffen Sie häufig Köpfe an, denen Sie nur einen Helm aufzusetzen brauchen, um aus ihnen einen Heinrich IV., einen Connétable de Bourbon oder irgendeinen andern jener Helden zu machen. Um die tolosanische Sprache und ihre verschiedenen Mundarten bis an die spanische Grenze hin habe ich mich, so viel mir die Kürze der Zeit verstattete, genau bekümmert und es wenigstens bis zum Verständniß der wenigen Dichter gebracht, die diese Sprache besitzt. Sie ist offenbar weicher, wohlklingender und gewandter als die französische. Aber dennoch möchte ich nicht, wie man manchmal thut, behaupten, daß es besser gewesen wäre, wenn Toulouse der Hauptsitz der französischen Literatur geworden wäre. Ich möchte nicht sagen, ob sie sich dann je viel über die lyrischen Tändeleien erhoben haben würde, aus denen die lemosinische ganz besteht, und wovon die Italiener und Spanier selbst bei weitem zu viel haben. Ein mehr nördlicher Himmel

mußte mehr Stärke und Gehalt geben, wenn er gleich beides mit Härte und Trockenheit erkaufte. Es iſt unleugbar, daß auch im guten Sinne des Worts die franzöſiſche Sprache mehr nordiſch iſt als ihre Schweſtern, und hätte der Zufall der lemoſiniſchen Mundart den Vorzug gegeben, ſo hätte ſie entweder ihre Natur verändern müſſen oder die franzöſiſche Literatur hätte nie mehr Gehalt an Gedanken und Empfindungen bekommen, als die italieniſche und ſpaniſche. Jetzt iſt ihr Vorzug darin, ſelbſt in ihren Anfängen, offenbar. Ich habe mich in Paris beſchäftigt, die Dichter des 15. und 16. Jahrhunderts zu vergleichen, und auch in dieſen, die an poetiſchem Werth ſo offenbar den ſpaniſchen ſogar nachſtehen, dennoch ſo tief menſchliche, ſo rein ſentimentale Stellen gefunden, als mir in Italienern und Spaniern nie aufgeſtoßen ſind, wenn Sie von den erſten nur Petrarca und einige andere ausnehmen. Ich habe es mir zum beſondern Zweck gemacht, wenn ich je damit zu Stande komme, die Reſultate meiner Reiſebemerkungen zuſammenzuſtellen, den verſchiedenen Geiſt dieſer Literaturen in jenen Jahrhunderten zu vergleichen, und ich hoffe dann deutlich darzuthun, daß die franzöſiſche Sprache, trotz ihres gemeinſchaftlichen Urſprungs einen ganz und gar verſchiedenen Charakter von der ihr ſo nahen lemoſiniſchen angenommen und daß dieſer Charakter hernach den Gang der ganzen Literatur beſtimmt hat. Aber die Urſachen davon aufzufinden, iſt unendlich ſchwierig, und ſehr ſchwierig ſchon, nur zu zeigen, in welchen einzelnen Sprachtheilen dieſe Verſchiedenheit liegt. Beſonders iſt es ſchlimm, daß man zu dieſem Behufe eine Menge ſchlechter und mittelmäßiger Sachen leſen muß, aber die franzöſiſche Sprache iſt auch die einzige, die das ſonderbare Phänomen zeigt, daß die ſchlechten Dichter poetiſcher ſind als die guten. Ganz wunderbar, um zu meiner Reiſe zurückzukehren, iſt das Gemiſch von Mundarten in den Pyrenäen, die toloſaniſche Sprache iſt da völlig un-

rein und hat ganz ſpaniſche, ganz italieniſche und ganz franzöſiſche Wörter. Z. E. die vier Jahreszeiten heißen primavera, estio, lavor (von der Arbeit), hiver. Wenn man je ernſtlich an der Volksbildung in Frankreich gearbeitet hätte, wie doch ſeit der Revolution nöthig geweſen wäre, ſo hätte eine ſo unlogiſch gebildete Sprache ein großes Hinderniß ſein müſſen. Sogar engliſche Wörter haben die Eroberungen der Engländer in Guienne dort gemein gemacht. So habe ich mich lange gequält zu erfahren, was eine Notre Dame de Medouse ſei, bis man mir ſagte, daß es nichts anderes als Notre Dame des prés (von meadow) iſt, wie ſo viele Jungfraun und Heilige auf echt heidniſche Weiſe nach der Lage ihrer Kirchen und Kapellen heißen. — Die Reiſe durch Caſtilien iſt das Traurigſte, das man ſich denken kann. Von einer ſo öden Gegend hat man in der That ſonſt keinen Begriff, nicht blos, daß Sie lange fahren müſſen, um Dörfer zu finden, ſondern ſeltener noch als ſelbſt Dörfer und Städte ſind — Bäume. Das ganze Land iſt Eine Fläche und höchſtens begrenzen dieſelbe am Horizont einige gleich kahle Sandhügel. In dieſem Lande muß man mehrere Tagereiſen machen, und nur ſelten wird man durch einen intereſſanten Anblick entſchädigt. Nichts iſt ſo wunderbar, als die Gebirge von Pancorbo, die faſt den Eingang in Caſtilien ausmachen. Auf flachem Felde erheben ſich nackte und ſteile Felſen, durch die ein enger Paß geht, von ſo wunderbaren und grotesken Geſtalten, daß, wäre Don Quixote in dieſe Provinz gekommen, man es ihm hätte verzeihen können, wenn er ſie für bezauberte Schlöſſer gehalten hätte. In der That haben einige die Form wahrer Caſtelle, und es ſcheint, als ſtänden ſie da, um dem Reiſenden einen abenteuerlichen Begriff von dem Lande zu geben, zu dem ſie ihm den Zugang verſtatten. In Burgos, Valladolid und Segovia ſind gothiſche Gebäude, welche die Aufmerkſamkeit des Reiſenden verdienen, doch

mehr in dem mauriſchen Geſchmack, der weniger groß in den Formen, aber zierlicher und reicher in den Details iſt. Nur die Kathedralkirche von Segovia gleicht den großen gothiſchen Gebäuden in Deutſchland und der Lombardei. Bei weitem das Merkwürdigſte aber auf dieſem Wege iſt die Waſſerleitung in Segovia. Sie iſt noch vollkommen erhalten und es iſt vorzüglich von einer Seite ein majeſtätiſcher Anblick, dieſe Reihe ſchöner Bogen zwei beträchtliche Hügel verbinden und zu ihren Füßen die Stadt liegen zu ſehen. In St. Ildefonſo beſchäftigte uns einen Tag lang die Antikenſammlung, die auch, außer den ſchon bekannten Stücken, noch einige nicht verächtliche beſitzt. Der Weg von da nach dem Escorial über den Pont de Guadarama iſt darum merkwürdig, weil man über ziemlich hohe Berge fährt, die ſchon größtentheils mit Schnee bedeckt waren, und von denen man eine weite Ausſicht hat. Im Escorial fanden wir den Hof. Wir blieben 10 Tage dort und ſeit dem 5. November ſind wir hier in Madrid.

Der wichtigſte Gegenſtand bei einer Reiſe in Spanien iſt der erſtaunliche große Schatz prächtiger Gemälde, die hier überall zerſtreut ſind. Der Reichthum des Escorials allein übertrifft bei weitem, was man gewöhnlich davon erwartet, und die Reiſebeſchreiber, die ich wenigſtens kenne, geben nur höchſt unvollſtändige Nachrichten davon. Meine Frau macht ſich ein eigenes Geſchäft daraus, ſie ſämmtlich, zwar kurz aber doch ausführlich genug, um einen deutlichen Begriff von dem Bilde zu geben, zu beſchreiben, ſie beſtimmt dieſe Arbeit Ihnen, und der Gedanke, Ihnen damit Freude zu machen, ſtärkt ihren Fleiß und ihre Geduld dabei. Denn in der That iſt es eine ſehr mühſelige Arbeit, und da ihre Geſundheit hier ſchon mehrmals gelitten hat, ſo hätte ſie wirklich unter einige mit Wahrheit, wie weiland der König von Preußen, ſchreiben können: in doloribus feci. Wir lachen

dann über die Mühe, die man ſich zum Reiſen gibt, und freuen uns der Zeit, wo wir uns gemeinſchaftlich mit Ihnen und Schiller an dieſe Beſchwerden erinnern werden. Im Ernſt aber hoffe ich, ſollen Sie mit dieſer Arbeit recht zufrieden ſein. Mehrere, namentlich die Raphaels, ſcheinen mir in der Beſchreibung wirklich ſehr gut gerathen. Beſonders hat meine Frau immer geſucht, einen deutlichen Begriff von der Compoſition und der Stellung der Figuren zu geben, und hernach einiges zur Beurtheilung des Bildes hinzugefügt. Nur müſſen Sie uns erlauben, dieſe Beſchreibungen, bis ſie ſämmtlich vollendet ſind, bei uns zu behalten. Es iſt unmöglich, auf der Reiſe ſelbſt alle nothwendigen Notizen zuſammenzubringen und man muß ſelbſt durch die Vergleichung anderer Bilder, beſonders der ſpaniſchen Maler, noch manches berichtigen. Auch wird meine Frau zuletzt noch einiges Allgemeine über die ſpaniſche Schule im Ganzen hinzuſetzen, und auch die vorzüglichſten Lebensumſtände der ſpaniſchen Maler aus Palomino und andern ausziehen. Das Ganze wird alsdann ein ziemlich beträchtliches Werk werden, denn ſchon jetzt hat meine Frau blos aus dem Escurial und dem neuen Schloß hier über 250 Artikel. Indeß, dächte ich, ließe es ſich doch theilweiſe bequem in den Propyläen einſchalten, und auf alle Fälle berathſchlagen wir gemeinſchaftlich den Gebrauch, der ſich davon wird machen laſſen. Da meine Frau unmöglich allein mit allem fertig werden könnte, ſo hilft ihr ein junger Menſch, den ich jetzt bei meinen Kindern habe und der eigentlich Zeichner und Kupferſtecher iſt. So viel ich von ſeinen Beſchreibungen geſehen habe, ſcheinen ſie mir gleichfalls ganz befriedigend. Auch er hat ſchon eine gute Anzahl. Ich ſelbſt nehme an dieſen Arbeiten ſo gut als gar keinen Theil. Ich habe zu ſehr gelernt, wie ſchwer es iſt, nur z. B. in der Poeſie ein irgend ſicheres Urtheil zu haben, um auch über Bilder rathen zu wollen. Das

Schlimmſte iſt nur, daß man hier viele Weitläufigkeiten überwinden muß, ehe man zum Sehen gelangt. Außer den königlichen Erlaubniſſen, die überall nöthig ſind, außer den ſehr theuern Trinkgeldern, ſind dennoch die Schlöſſer nur ſehr wenige und zum Theil unbequeme Stunden offen. Da man aber gegen uns ſehr zuvorkommend iſt, ſo finden wir wenigſtens beſſern Zugang als andere. — Stellen Sie ſich indeß nur vor, liebſter Freund, daß ſehr ſchöne Bilder von Rubens, von Tizian, von Guido Reni hier in dunkle Kammern verwieſen ſind, weil man ſie unanſtändig findet, Bilder die (ſo inconſequent iſt man) nicht mehr Nacktheiten zeigen, als andere, die man ausſtellt. Eine göttliche Venus von Tizian, vielleicht die ſchönſte, die exiſtirt, wenigſtens gewiß über die in Dresden, hat noch vor wenigen Jahren (doch möchte ich nicht, daß dies bekannt würde) den Flammen übergeben werden ſollen, und iſt nur mit Mühe gerettet worden.

Ich für meinen Theil ſuche mir, ſo viel ich kann, einen anſchaulichen Begriff des Landes und der Nation zu verſchaffen. Ich lerne ſo viel Leute kennen, als ich kann, ich gehe der neuern Literatur nach, ſuche die alte auf u. ſ. f. Einen weſentlichen Vortheil dazu gewährt mir das, daß ich der Sprache ſo weit mächtig bin, um auch allenfalls ein raiſonnirendes Geſpräch mit Leichtigkeit zu führen. Etwas, das allgemein ſehr intereſſant wäre, Männer von eigenen originellen Ideen, Leute, die in einer oder der andern Wiſſenſchaft Entdeckungen gemacht hätten, finde ich ſelten, aber intereſſant für mich ſind dieſe Nachforſchungen immer, weil ſie die Nation kennen lehren, weil man ſehr häufig auf Menſchen ſtößt, die ſich, trotz aller wirklich unglaublichen Schwierigkeiten, zu einem hohen Grade der Aufklärung emporgearbeitet haben, und endlich, weil einen die biedere Gutmüthigkeit freut, mit der man hier aufgenommen und die unaffectirte Gefälligkeit, mit der man behandelt wird. Unter den neuern

Dichtern sind einige sehr gute, und für die Poesie ist es gewiß falsch, was man gewöhnlich glaubt, daß das goldene Zeitalter der spanischen Literatur vorbei sei. Moratin und Melendez sind auch im Auslande bekannt. Aber noch heute sah ich einen, dessen Name schwerlich noch jenseit der Pyrenäen erschollen ist, einen gewissen Quintana, von dem ich einige wirklich gute Productionen kenne, und der ein sehr guter Kopf scheint. Moratin hat neulich den Hamlet übersetzt, aber leider in Prosa. Er hat mich gebeten, ihn mit dem Original zu vergleichen und ihm meine Bemerkungen darüber zu sagen, und ich werde mich jetzt an diese Arbeit machen. Ueberhaupt aber ist man hier gegen Shakespeare, sowie gegen jedes Genie, das die engen Regeln verläßt, ungerecht und ahmt darin, wie in so vielen anderm, leider den Franzosen nach. Das Theater besuche ich nur der Sprache wegen, zu ästhetischen Beobachtungen darüber ist es noch nicht reif. Es trägt noch die deutlichsten Spuren der ersten und rohesten Anfänge des Theaters an sich, und die Stücke werden recht eigentlich dem Publikum vortragirt und nur um den Uebergang von da zur eigentlichen Mimik kennen zu lernen, könnte es wichtig sein. Originelle Vorzüge hat es indeß im niedrig-komischen Spiel; erst gestern sah ich ein Zigeunerstück von einer so volksmäßigen Zierlichkeit, Koketterie und Feinheit, daß keine Schauspielerin keiner Nation es dieser Zigeunerin nachmachen könnte. Sollte ich nach meinem jetzigen Aufenthalte eine allgemeine Bemerkung über Spanien machen, so wäre es die, daß man dies Land so sieht, wie Europa überhaupt im 16. Jahrhundert z. B. gewesen sein muß. Ich sage das nicht sowol in Rücksicht auf moralische Finsterniß und Barbarei. So wäre das Urtheil über Spanien ungerecht und außerdem sehr trivial. Aber vorzüglich finde ich diese Aehnlichkeit darin, daß in Sprache, Sitten und Gebräuchen hier weniger Unterschied zwischen dem

Volk und den höhern Ständen herrscht. Es ist mehr schlichte Einfachheit und Natürlichkeit als im übrigen Europa. Es gibt doch keine größere Scheidewand unter den verschiedenen Ständen, als die, welche die feinere intellectuelle Bildung errichtet; und diese Scheidewand fehlt hier. Je später sich eine Nation ausbildet, desto unübersteiglicher dünkt mich diese Scheidewand. Sie existirt kaum in Spanien, weil die Bildung dort ihren Gipfel fast im 16. Jahrhunderte erreicht hatte; sie ist geringer in Frankreich, weil, die übrigen Ursachen auch nicht gerechnet, auch dort die feinere Bildung schon alt ist, sie ist unendlich groß in Deutschland; bei uns ist in der That eine intellectuelle Aristokratie, wer nicht zur Kaste gehört, kann auch selbst unsere leichtesten Schriftsteller kaum verstehen. Die Ursache scheint mir nahe zu liegen. Die Bildung in diesen letzten Zeiten ist schnell, sie ist vorzüglich philosophisch gewesen und hat ganz und gar durch Schriftsteller Fortschritte gemacht. In den frühern Zeiten war sie langsamer und sinnlicher. Das Volk konnte damals nachkommen; jetzt eilt man ihm ohne alle Hoffnung der Möglichkeit des Einholens voraus. Auch im Mittelalter gab es sogenannte hohe Wissenschaften, Metaphysik und scholastischen Wust. Aber er blieb immer in seiner engen Sphäre. Jetzt, wo alle Wissenschaften enger verbunden sind, geht auch die Philosophie mehr in alle über, und hat einer einmal mit Beifall ein System aufgestellt, so tönt es dem armen Laien aus allen Ecken wieder, und er muß, wie vor einem verschlossenen Schrank, davor stehen bleiben. Gerade was hätte dazu beitragen sollen, die Wissenschaften populär zu machen, hat die entgegengesetzte Wirkung gehabt. Sonst schrieb man, was schwerer war, lateinisch, und was man in der Muttersprache schrieb, machte man auch für das Volk verständlich. Jetzt fällt diese letztere Bemühung fast ganz hinweg.

Ihre beiden Briefe vom 16. September und 28. October

habe ich richtig erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Was die Basreliefs aus Athen betrifft, so steht es damit so: Es war[en], wenn Sie sich recht erinnern, zwei Dinge, die ich Ihnen versprach: 1) eine Vergleichung von Zeichnungen der Basreliefs des Tempels der Minerva, die sich auf der National-Bibliothek in Paris befinden, mit den Aufard'schen Zeichnungen; 2) eine genauere Beschreibung der nach Paris wirklich gebrachten Abdrücke. Die erstere ist gemacht und ich habe sie vor mir liegen. Allein ich muß sie erst durchsehen und abschreiben lassen, weil ich nur das einzige Exemplar habe, und dies nicht gern der Post allein anvertrauen möchte. Das zweite ist schwerer, um so mehr, als Sie mehr als Beschreibung, sogar Abdrücke wünschten. Der junge Catel, der die Vergleichung gemacht hat, ist nicht mehr in Paris. Auch war er nicht recht tauglich zu einer irgend guten Beschreibung solcher Kunstwerke. Allein ich habe einen andern Freund von mehr Genie und mehr Kunstkenntniß in Paris, einen jungen Bildhauer aus Berlin, der wirklich viel Talent besitzt, und diesem habe ich aufgetragen, Ihnen zu schreiben und Ihnen womöglich einige Basreliefs abzuzeichnen. Er thut es gewiß, nur ist er kränklich und zögert also vielleicht etwas. Wegen des Abgusses habe ich ihm gleichfalls Auftrag gegeben, und ihm die Mittel und Wege angezeigt. Allein ich zweifle, daß er es erlangt. Es wird gewiß schwierig sein, und so manche dazu dienliche Bekanntschaft ich auch wol hätte, so ist doch so etwas, wie Sie selbst sehen, schriftlich nicht zu versuchen. Im Frühjahr aber komme ich selbst nach Paris und ist alsdann mein Freund Tieck nicht glücklich gewesen, so versuche ich noch mein Heil. An meiner Bemühung soll es gewiß nicht liegen, nur sind gerade die Basreliefs unter Aufsicht eines nicht sehr gefälligen Mannes und den ich nicht persönlich kenne.

Daß Sie meinem Aufsatze über die tragische französische

Bühne einen Platz in den Propyläen verstatten, ist mir sehr angenehm und ich danke Ihnen vom ganzen Herzen dafür. Ich wünsche nur, daß ich der deutschen gehörig Gerechtigkeit habe widerfahren lassen. Ich kenne sie, offenherzig gesprochen, zu wenig. Ich besonders habe immer den Fehler begangen, in meinem Vaterlande nur das Beste sehen zu wollen, und auf Reisen geht man jeder Kleinigkeit nach. Es steht mir noch bevor, jetzt in Deutschland zu reisen. Auf Ihren Mohamet [Voltaire's Uebersetzung] bin ich sehr begierig. Ich habe es immer für unmöglich gehalten, eine französische Tragödie deutsch für Deutsche zu übersetzen. Gotter's Alzire ist, dünkt mich, zu sehr französisch geblieben.

Mit dem armen Ich scheinen Sie mir (ich meine nicht den Hergang, sondern Sie in Ihrem Briefe) nicht glimpflich genug umzugehen. Die Metaphysik ist einmal die Basis alles eigentlichen Denkens, und nun wollten Sie nicht da auch der Sonderbarkeit einigen Spielraum gönnen? Auch verzweifle ich noch nicht an der Haltbarkeit des Fichte'schen Systems. Stellen Sie sich nur vor. Ein Professor in Agen (leider sah ich ihn nicht) studirt die Kantische Philosophie und auch in Madrid ist wenigstens ihr Name bekannt. Wenn ich nicht fürchtete, von Ihnen als Missionar verlacht zu werden, so möchte ich Ihnen sagen, daß ich noch heute einem Spanier die alleinseligmachende Lehre gepredigt habe. Aber auch in der Philosophie haben die Franzosen hier alles angesteckt.

Sagen Sie Schiller, daß es nicht recht sei, mich ganz zu vergessen. Es ist unendlich lange her, daß ich keine Zeile von ihm gesehen habe.

Wir reisen Mitte December von hier nach Cadix ab, und gehen über Granada, Valencia und Barcelona nach Frankreich zurück. Wir sehen mithin noch einen schönen Theil Spaniens. Machen Sie uns ja die Freude, noch in Spanien Briefe von Ihnen zu erhalten. Adressiren Sie sie: à M. le

Baron de Humboldt à Madrid, chez Monsieur de Tribolet Hardy, Conseiller d'Ambassade de S. M. le Roy de Prusse, calle Cantarranas nr. 6.

Der Schiller hat meiner Frau ſelbſt zu Ihrer Empfindung Glück gewünſcht. Grüßen Sie ihn und ſie und unſern theuern Meyer aufs herzlichſte. Von ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

Sie zeigen dieſen Brief wol nur Schillern. Vor einem andern als Ihnen beiden möchte ich nicht mit ſo précocen Urtheilen erſcheinen. — Verzeihen Sie, wenn er vielleicht theuer iſt. Man kann aus Spanien ſchlechterdings nicht frankiren.

Meine Frau grüßt Sie vom Herzen.

Mein Bruder iſt in Cumana in Südamerika glücklich angekommen; er iſt ſehr vergnügt und hat, wie er mir ſchreibt, intereſſante Beobachtungen, vorzüglich auf dem Pic de Teneriffa gemacht. Er will einige Monate in Cumana und Carracas bleiben und wird, da ſein letzter Brief ſchon vom 16. Juli iſt, wol jetzt nach der Havana gegangen ſein.

Der Smaragdſtufe trachte ich nach und denke ſie gewiß zu bekommen.

28. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt nach Madrid.

Ihr lieber Brief aus Madrid iſt ſchon vor einigen Wochen angekommen und ich zaudere nicht länger, Ihnen zu ſchreiben, wenn ich Ihnen gleich nicht eben viel Bedeutendes zurückgeben kann.

Was ich Ihnen ſchrieb, daß mir Ihre Reiſe nach Spanien ſtatt einer eigenen dahin gelten würde, geht wirklich ſchon durch Ihren letzten Brief in Erfüllung. Ich bin Ihnen

gern durch Frankreich gefolgt, und als ich Sie in den Pyrenäen wandern ſah, erinnerte ich mich, daß eine mineralogiſche Reiſe durch dieſes intereſſante Gebirge, von einem La Peyrouſe, die ich niemals angeſehen hatte, unter meinen Büchern ſtehe. Da fand ich denn Specialkarten, mineralogiſche Bemerkungen, auch manches, was ſonſt dem Reiſenden auffällt. Zeichnungen von einzelnen intereſſanten Gebirgstheilen z. B. aus dem Thale von Cauterets, ſogar den Vignemale, in einer zwar erbärmlichen, aber doch nicht ganz charakterloſen Darſtellung.

So habe ich auch einige Reiſebeſchreibungen mit mehrerem Antheil durchblättert. Eine Karte von Spanien iſt an meine Thür angenagelt und ſo begleite ich Sie in Gedanken und hoffe, daß Sie mich nach und nach immer weiter führen werden.

Sogar habe ich mich den ſpaniſchen Schriftſtellern wieder genähert und neulich das Trauerſpiel Numancia von Cervantes mit vielem Vergnügen geleſen.

Was Sie uns ſchicken, ſoll uns immer willkommen ſein, und was Ihre liebe Reiſegefährtin für uns aufſpart, nicht weniger.

Nun einiges von unſern Zuſtänden: Schiller iſt hier, ſeine Frau wieder wohl, ſie und ihre Schweſter werden Ihnen wol geſchrieben haben.

Wir haben diesmal einen ſehr dramatiſchen Winter. Kotzebue iſt auch hier. Heute wird Guſtav Waſa von ihm gegeben, ein hiſtoriſches Schauſpiel, worin 30 redende Perſonen vorkommen.

Den 30. Januar wird mein Mahomet [Ueberſetzung] gegeben. Bald darauf wird wol die Maria [Stuart] von Schiller aufs Theater kommen, davon wir Ihnen denn die Repetitionen auf künftigen Winter verſprechen können.

Der November und ein Theil des December waren ſehr

ſchön und gelind, nun haben wir Kälte und Schnee, wie es der Zeit gemäß iſt, ohne Unterbrechung. Sie genießen wahrſcheinlich jetzt einer ſehr angenehmen Witterung.

[1799—1800.]

29. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Das Original mit lateiniſchen Lettern geſchrieben.]

Paris rue et boulevard de Bondy nr. 42, 30. Mai 1800.

Sie erwarteten, mein theurer Freund, daß ich Ihnen von dem intereſſanteſten Theil meiner Reiſe ſeit Madrid eine gleich umſtändliche Beſchreibung gäbe, als von der bis dahin, und in der That war es auch meine Abſicht. Nur konnte ich leider bisjetzt nicht dazu kommen. Auf der Reiſe ſelbſt ſehen Sie ſicherlich ſelbſt die Unmöglichkeit ein. Wir wanderten ſo ſchnell, daß ich meine Zeit zum Einſammeln brauchte und ſelbſt mein Tagebuch nur mit Mühe und Noth fertig ſchaffen konnte. Seitdem ich aber hier bin, lebte ich in Unruhe und Sorgen. Unſere gemeinſchaftliche Freundin, Frau von Wolzogen, hat Ihnen gewiß die Nachricht mitgetheilt, die ich ihr heute vor acht Tagen von der Entbindung meiner Frau gab. Seitdem wir hier ankamen, beſchäftigte uns die Erwartung dieſes Ereigniſſes, und Sie wiſſen ſelbſt, wie es iſt, wenn man eine Begebenheit vor ſich weiß, die zweifelhaften Ausgangs iſt, und wenigſtens gewiß eine große Unterbrechung des alltäglichen Lebens hervorbringen muß. Man ſcheut ſich alsdann vor jeder nicht augenblicklichen Arbeit, man möchte alles anhalten, bis man dieſen Stein hinter ſich ſähe. Er iſt es jetzt und recht glücklich. Auch hoffe ich in einigen Wochen wieder freier zu arbeiten. Nur jetzt macht mir vorzüglich unzähliges Briefſchreiben, das ſich bei ſolcher Gelegenheit immer bei mir einſtellt, ſehr viel zu thun. Doch erhalten Sie noch, hoffe ich, das Erwartete, und Ihre ſpa-

niſche Karte ſoll nicht vergeblich hängen. Theilweiſe wenigſtens führe ich die Beſchreibung Ihnen ſicherlich fort. Nur müſſen Sie wieder nicht mehr als einen Brief erwarten, was die Erinnerung und im Augenblick gibt.

Meine Frau iſt wohl und das Kind auch. Die erſtere grüßt Sie innigſt. Sie ſehnt ſich mit mir nach dem Wiederſehen Ihrer aller, das ja jetzt nur noch durch Monate von uns getrennt iſt.

Ich lebe noch hier wie ein Einſiedler, in einer ziemlich abgelegenen Gegend der Stadt, aber in freier Luft, durch einen weiten Hof von dem öffentlichen Spaziergang getrennt und mit einem ſchattigen Garten. Da mich die Neugierde wenig mehr zu Dingen treibt, die ich einmal kenne, und es der Menſchen, die ich oft aufſuchen möchte, hier nur einige wenige gibt, die ſich meiſt abends bei mir verſammeln, ſo habe ich kaum ein anderes Bedürfniß, als ſpazieren zu gehen. Nur das Muſeum beſuche ich noch fleißig; die Antiken habe ich erſt einmal geſehen, und den Apoll nur erſt von den Hüften an, frei außer der Verpackung. Seit einigen Tagen iſt er frei, aber man kann bis jetzt nur noch mit einem Conſervateur hingehen, und dieſe Gelegenheit habe ich noch verſäumt zu ſuchen. Gewiß aber iſt es, daß keine bedeutende Statue durch den Transport gelitten hat. Das Einpacken erregt Bewunderung, wenn man es ſieht.

An Ihren Auftrag, irgendeinen Abguß eines der atheniſiſchen Basreliefs zu beſitzen, habe ich wol gedacht. Aber es iſt, wie es mir ſcheint, unmöglich. Ich habe mit Pajou, mit Visconti und andern geſprochen. Die erſte Schwierigkeit iſt die, daß dieſe Basreliefs nicht von dieſen Männern, ſondern von andern abhängen, mit denen ich wenig bekannt bin. Dieſe indeß wäre zu überwinden. Die wichtigere iſt die, daß alle mir ſagen, es würde nicht vernünftig ſein, das Abformen dieſer Basreliefs zu erlauben, weil die Gipſe ſelbſt

ſchon ſehr gelitten haben. Sie ſetzen hinzu, daß, wenn man Ihren Rath einholte, ſie mit gutem Gewiſſen es nicht geſtatten könnten. Auch iſt es nicht richtig, daß man mit den Kunſtſachen hier gleichſam muthwillig umgehe; was man davon erzählt, ſind meiſtens Uebertreibungen übel unterrichteter Reiſender. Von dieſen Basreliefs haben zwar die Conſervateure ſelbſt eines, einen Centaur, abformen laſſen. Aber es iſt nicht allein das unbedeutendſte, das Ihnen nicht einmal die Koſten werth wäre, ſondern man hat auch dieſes Wagſtück allgemein getadelt. Zu Ihrem Zwecke zu gelangen, müßte man mit einer Petition beim Miniſter des Innern einkommen; dies könnte ich nun leicht, allein dieſer würde es nicht zugeben, wenn nicht das Conſervatorium ein beifälliges Gutachten gäbe, und dies Gutachten iſt es, was aller Verſicherung nach nicht gegeben werden kann.

Von einem athenienſiſchen Basrelief könnten Sie ohne Schwierigkeit einen Abguß erhalten, da es von Marmor iſt und Visconti und Pajon, unter deren Aufſicht es ſich befindet, mir ſchon ihre Stimmen dazu verſprochen haben. Allein ich kann Ihnen nicht dazu rathen. Es iſt weder von den Propyläen, noch dem Tempel des Theſeus, und zwar gut gearbeitet, aber gar nicht in jenem alten Stil. Es iſt eine Reihe bekleideter Weiber, 6—8 Figuren, aber alle ohne Köpfe.

So viel hierüber. Hätten Sie noch einen Wunſch über dieſe Basreliefs, genaue Anzeige, Beſchreibung derſelben u. ſ. f., ſo ſchreiben Sie mir nur gleich und ich ſtehe Ihnen ganz zu Gebote.

Ueberhaupt thut es mir leid, daß ich wirklich, und gewiß ohne meine Schuld, unglücklich mit Ihren Aufträgen bin. Auch die Smaragdſtufe habe ich Ihnen nicht aus Spanien mitbringen können. Ich habe mich an den Profeſſor der Mineralogie in Madrid, einen ſehr gefälligen Deutſchen, ge-

wandt, und er hat mir gesagt, daß zwar vor einigen Jahren diese Stufen ziemlich gemein gewesen, jetzt aber mit Gelde aufgewogen würden und so nicht einmal sich fänden. Er selbst hatte in seinem Cabinet (und er ist das Orakel aller Sammler in Spanien) nur ein Stück einer Mutterstufe, in der der Krystall nicht einmal mehr sitzt.

Frau von Wolzogen wird Ihnen ein Briefchen von Frau von Staël mitgetheilt haben. Ich werde Gelegenheit finden, Ihnen in 8—10 Tagen ihr neues Werk, das dasselbe begleiten sollte, durch ein paar Dänen zuzusenden, die in der Nähe von Weimar vorbeireisen und es Ihnen schicken werden. Nehmen Sie es auch mir zu Liebe mit einiger Nachsicht auf. Die Staël ehrt Sie sehr, und es würde sie sehr freuen, wenn Sie ihr ein paar Worte sagen oder sagen lassen wollten. Ich habe jetzt nur noch etwa 14 Tage mit ihr zusammen hier zugebracht, sie aber da täglich gesehen. Ich liebe sie sehr, bei manchen sehr weiblichen Zügen fehlt ihr freilich viel von dem, was wir schöne Weiblichkeit nennen, und bei einem bewunderungswürdigen Verstande ist sie nur selten, was uns geistvoll heißt. Aber sie besitzt eine unglaubliche Gutmüthigkeit, bringt selbst mitten im Kreise kleinlicher Verhältnisse, der sie oft umgibt, alles auf Ideen und Empfindungen zurück, läßt der Natur und dem Gefühle ihr Recht, raisonnirt nie, wie hier so gewöhnlich, bis alle Wahrheit mit Stumpf und Stiel vertilgt und alles in Schall und Wort aufgelöst ist, sondern raisonnirt sich vielmehr immer auf die Punkte hin, bei denen das bloße Raisonnement nun nichts mehr ausmacht, ist immer unparteiisch und vielseitig in ihren Ansichten, und groß und edel in ihrer Empfindungsart. Sie kommt mir immer wie ein freierer Charakter und kühnerer Geist vor, der, seitdem er anfängt, die Fittiche zu bewegen, in dem Kinderrocke französischer Armseligkeit eingeschnürt ist. Auf gewisse Weise sind zwar ihre Bücher, wie bei allen Menschen,

weniger als ſie, aber auf andere auch mehr. Denn ſelten findet man ſie im Geſpräch ſo einſam, ſo ruhig oder ſo vertieft als in ihren Schriften. Ihre „Leidenſchaften" ſcheinen mir immer ihr beſtes Werk; dies kann natürlich für ſeinen eigentlichen Gehalt nur ſchwach ſein. Um den Zuſtand der ganzen Literatur in allen Ländern und Zeiten zu beurtheilen, fehlt es ihr natürlich an Philoſophie und Gelehrſamkeit zugleich. Sie hat keinen deutlichen Begriff von dem, wohin der Menſch gelangen ſoll, und ſieht alle Literaturen doch eigentlich als Franzöſin an. Sie werden erſtaunen, zu finden, wie unrichtig die Griechen behandelt ſind. Wir Deutſchen erkennen nicht genau, wieviel wir einzig dadurch gewinnen, daß Homer und Sophokles uns nah und gleichſam verwandt geworden ſind. Wie ſie über die Deutſchen urtheilen kann, ſehen Sie ſelbſt. In manchen Stücken iſt es dieſelbe Leier, wie weiland der Père Bouhours, ungefähr wie ich noch neulich in Baillet's Jugemens des savans fand, les allemans dans leurs écrits restent toujours allemans. Aber es ſind auch einige Ausſprüche, die mir viel werth ſind, z. E.: En Allemagne les idées sont encore ce, qui intéresse le plus au monde. Les Allemans n'ont point une patrie politique; mais ils se sont fait une patrie littéraire et philosophique, pour la gloire, de laquelle ils sont remplis du plus noble enthousiasme. — Les hommes éclairés de l'Allemagne ont pour la plupart un amour de la vertu, du beau dans tous les genres, qui donne à leurs écrits un grand charactère. Ce qui distingue leur philosophie, c'est d'avoir substitué l'austérité de la morale à la superstition religieuse. En France on c'est contenté de renverser l'empire des dogmes etc. etc. Les Allemans sont eminemment propres à la liberté, puisque déjà dans leur révolution philosophique ils ont su mettre à la place des barrieres noées, qui tombaient des vétusté, les bornes

immuables de la raison naturelle. Les Allemans s'entendent mieux que nous à la amélioration du sort des hommes; ils perfectionnent les lumières, ils préparent la conviction; et nous, c'est par la violence que nous avons tout essayé, tout entrepris tout manqué. Ueber Ihren Werther iſt eine geiſtvolle Bemerkung in dieſer Schrift. Sie ſagt, man tadle Sie, Werthern noch ein anderes Leiden, als die Liebe, gegeben, Erniedrigung ſeines natürlichen Stolzes durch geſellſchaftliche Verhältniſſe hinzugefügt zu haben, und fährt dann fort: Goethe voulait peindre un être, souffrant par toutes les affections d'une âme tendre et fière, il voulait peindre ce mélange des maux, qui seul peut conduire un homme au dernier dégré du désespoir. Les peines de la nature peuvent laisser encore quelques ressources: il faut que la société jette ses poissons dans la blessure, pour que la raison soit tout a fait altérée et que la mort devienne un besoine. Könnten Sie beſorgen, daß die Recenſion dieſer Schrift in Literariſchen Zeitungen in unparteiiſche und milde Hände käme, ſo thäten Sie der Staël einen Gefallen.

Ich werde ihrem Buche eine franzöſiſche Abhandlung beilegen, die ich hier geſchrieben habe, um die Staël und einige andere mit den Hauptideen meines deutſchen Buches bekannt zu machen, und die in Millin's Magazin abgedruckt iſt. Dieſe Arbeit hat mich intereſſirt, weil ſie mich gelehrt hat, wie man laviren muß, wenn man in deutſcher Richtung mit franzöſiſchem Winde ſegeln will, und echt franzöſiſch zu ſchreiben, ſo viel ich's erreichen könnte, war meine Abſicht. Urtheilen Sie nun ſelbſt. — Grüßen Sie Schiller, dem ich heute über acht Tage ſchreibe, und Meyer und alle unſere Freunde herzlich. Im October, denke ich, bin ich mitten unter Ihnen. Vom Herzen adieu!

Humboldt.

Tieck, ein junger sehr talentvoller Bildhauer aus Berlin, von dem ich Ihnen ja wol schon schrieb, bietet mir an, für Sie Croquis (mehr erlaubt seine Zeit nicht) von den athenienſiſchen Basreliefs zu machen. Wollen Sie dies und haben Sie etwas dabei zu bemerken? — Mein Theateraufſatz im fünften Stück der Propyläen, den ich ſelbſt noch nicht ſah, ſoll ja im Spectateur du Nord überſetzt ſein. Wie in aller Welt kommt man darauf? — Von Alexander weiß ich nichts Späteres, als den in Millin's Magazin abgedruckten Brief vom 4. November.

30. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Der Aufſatz: „Der Montſerrat bei Barcellona" iſt urſprünglich ein an Goethe gerichteter und für die Propyläen beſtimmter Brief und wurde zuerſt abgedruckt in „Allgemeine geographiſche Ephemeriden", herausgegeben von Gaspari und Bertuch. Bd. XI, Stück 3, März 1803, S. 265—313, ſodann in „Wilhelm von Humboldt's Werke", Bd. III, S. 173—212. Das Original iſt nicht vorhanden.]

Sie wünſchen, lieber Freund, daß ich fortfahre, Ihnen etwas Ausführlicheres über meine ſpaniſche Wanderung zu ſagen, ſowie ich es im Anfange derſelben, bis Madrid hin that; und ich erfülle Ihren Wunſch um ſo lieber, als ich ohnehin jetzt damit beſchäftigt bin, meine auf der Reiſe geſammelten Materialien noch einmal durchzugehen und mit ſpaniſchen und ausländiſchen Schriften zu vergleichen.

Mir von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anſchaulichen Begriff zu verſchaffen, war, was ich vorzüglich bei meinen Reiſen beabſichtigte. Um das Ausland wiſſenſchaftlich zu kennen, iſt es nur ſelten nöthig, es ſelbſt zu beſuchen; Bücher und Briefwechſel ſind dazu weit ſicherere Hülfsmittel, als eigenes Einholen immer unvollſtändiger und ſelten zuverläſſiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation eigentlich zu begreifen, um den Schlüſſel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja ſelbſt nur

um viele ihrer Schriftſteller vollkommen zu verſtehen, iſt es ſchlechterdings nothwendig, ſie mit eigenen Augen geſehen zu haben.

Auch die treueſten und lebendigſten Schilderungen erſetzen dieſen Mangel nicht. Wer nie einen ſpaniſchen Eſeltreiber mit ſeinem Schlauch auf einem Eſel ſah, wird ſich immer nur ein unvollſtändiges Bild Sancho Panſa's machen; und Don Quixote (gewiß ein unübertreffliches Muſter wahrer Naturbeſchreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verſtändlich ſein, der ſelbſt in Spanien war und ſich ſelbſt unter den Perſonen der Klaſſen befand, welche ihm Cervantes ſchildert. Der andere wird oft, ſtatt der wahren Geſtalten, nur Caricaturen ſehen, und da er blos die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgeſondert hervorhob, ſo werden ihm die meiſten ergänzenden und mildernden Nebenzüge mangeln.

Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimat zu erblicken, jeden Gegenſtand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beſchränken.

Wie ſichtbar iſt dies nicht ſogar bei der lebloſen Natur! Was iſt eine Pflanze, die ihrem vaterländiſchen Boden entriſſen auf fremden verpflanzt iſt? Was ein Orangenbaum oder eine Dattelpalme in unſern Treibhäuſern und künſtlichen Gärten, und was eine in den beglückten Fluren Valencias und in den Palmenhainen von Elche?

Es gibt eine große Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der blos durch Ueberlieferung erhaltene Begriff hinreicht, aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden ſollen, ſo wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfordert. Ueberhaupt begnügen ſich wol alle untergeordneten Kräfte des Menſchen, der ſammelnde Fleiß, das aufbewahrende Gedächtniß, der ordnende Verſtand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchſten

und beſten in ihm, diejenigen, welche ſeine eigentliche Perſönlichkeit bilden, die Phantaſie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Schönheitsſinn, bedürfen zu ihrer kräftigern Nahrung auch der Sache, der Anſchauung und der lebendigen Gegenwart.

Wenn nur wenige Reiſende eigentlich dieſen Geſichtspunkt, ſich von jedem Gegenſtand, der ihre Aufmerkſamkeit an ſich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verſchaffen, ſein Daſein und ſeine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben, und auf ihn einwirken, zu begreifen, und dieſen anſchaulichen Begriff wiederum andern gleich vollſtändig und lebendig zu überliefern — wenn, ſag' ich, nur wenige dieſen Geſichtspunkt gefaßt haben, oder doch nur die Beſchreibungen Weniger in dieſer Hinſicht großen Nutzen gewähren, ſo ſcheint mir dies nicht ſowol daher zu rühren, daß es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, ſondern daher, daß ſie ſich dieſer Empfänglichkeit nicht genug überließen. Bei dem Eintritt in ein fremdes Land fallen dem Reiſenden immer eine Menge von Fragen ein, die er ſich künftig einmal vorlegen könnte; auf alle ſucht er die genügende Antwort, und eigene Erfahrung hat mich gelehrt, daß man darüber oft dasjenige verſäumt, was man hernach nie wieder einholen kann. Man vergißt zu leicht, daß man auf einer (nicht zu einer einzelnen Unterſuchung beſtimmten) Reiſe, die immer ein Abſchnitt im thätigen Leben und allein dem beſchauenden gewidmet iſt, blos herumſtreifen, Menſchen ſehen und ſprechen, leben und genießen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangenen bewahren ſoll.

Dies habe ich auch zu thun verſucht, aber wenn ich mich freilich meiſtentheils nur an das hielt, was ich ſelbſt ſah, ſo bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zuſtand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da

das Bild des Menſchen immer erſt in einer Folge von Zeiten vollſtändig iſt. Auch habe ich die Schriftſteller der Nation ſorgfältig verglichen, um womöglich auch in ihnen nichts vorbeizulaſſen, was vorzüglich charakteriſtiſch ſcheinen konnte.

Wir umfaſſen mit unſerer unmittelbaren Erfahrung nur eine ſo kleine Spanne des Raumes und der Zeit, und doch können wir es uns nicht verleugnen, daß wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menſchen in ſeiner größten Mannichfaltigkeit, und in dieſer lebendig und wahr zu ſehen. Sollte es daher nicht der Mühe werth ſein, mehr als bisher geſchehen iſt, Geſtalten der Natur und der Menſchheit aufzufaſſen und zu zeichnen? zu ſehen, was die erſtern wirken und wozu ſich die letztern ausbilden können? Freilich gibt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wiſſenſchaften, noch der Beſchäftigungen, in welchen dieſe Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menſchenkenntniß, welche das geſchäftige Leben fordert, dürfte ſogar dieſe allgemeine den Sinn nur verwirren und abſtumpfen.

Aber dem Künſtler und dem Menſchen überhaupt, jenem um ſein Werk, dieſem um ſich ſelbſt zu bilden, müßte, dünkt mich, ein ſolcher Verſuch höchſt erwünſcht ſein; und ich darf daher hoffen, daß Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommener ſein werden, weil ſie von dieſem Geſichtspunkte ausgehen.

Für heute wünſche ich, Sie in eine Gegend zu führen, mit der wol nur aufs höchſte noch ein paar andere in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie miteinander ſtehen, und wo ſelbſt der Fremde, ſich auf einige Augenblicke abgeſondert wähnend von der Welt und den Menſchen, mit ſonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und Städte hinabblickt, die in der unabſehlichen Strecke zu ſeinen Füßen liegen — in die Einſiedlerwohnungen des Monſerrats bei Barcelona.

Ich habe zwei unvergeßlich ſchöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre Geheimniſſe ſchwebten mir lebhaft vor dem Gedächtniß. Ich habe dieſe ſchöne Dichtung, in der eine ſo wunderbar hohe und menſchliche Stimmung herrſcht, immer außerordentlich geliebt, aber erſt, ſeitdem ich dieſe Gegend beſuchte, hat ſie ſich an etwas in meiner Erfahrung angeknüpft; ſie iſt mir nicht werther, aber ſie iſt mir näher und eigener geworden.

Wie ich den Pfad zum Kloſter hinaufſtieg, der ſich am Abhange des Felſens langſam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken deſſelben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrimm vor mir zu ſehen; und wenn ich aus den tiefen grünbewachſenen Klüften emporblickte, und Kreuze ſah, welche heilig kühne Hände in ſchwindelnden Höhen auf nackten Felsſpitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menſchen jeder Zugang verſagt ſcheint, ſo glitt mein Auge nicht, wie ſonſt, mit Gleichgültigkeit an dieſem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es ſchien mir in der That das,

Zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
Zu dem viel tauſend Herzen warm gefleht.

Und wie ſollt' es auch anders ſein? Die Größe der Natur und die Tiefe der Einſamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die ſelbſt der leerſten Hieroglyphe bedeutenden Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meinung oder einen Glauben denken mögen, ſo ſteht immer als Vermittler zwiſchen uns und ihm der Menſch, aus deſſen Empfindungen er entſprang. In dem Getümmel der Welt vergeſſen wir das oft und urtheilen raſch und hart darüber ab; aber milder geſtimmt in der Stille der Einſamkeit iſt uns alles, was menſchlich iſt, auch näher verwandt. Lange hab' ich mich nicht losreißen können von dem Gipfel dieſes wunder-

baren Berges, lange hab' ich wechſelsweiſe meine Blicke auf die weite Gegend vor mir, die hier von dem Meere und einer ſchneebedeckten Gebirgskette umgrenzt iſt, dort ſich ins Unabſehliche hin verliert, bald auf die waldichten Gründe unter mir geworfen, deren tiefe Stille nur von Zeit zu Zeit der Ton einer Einſiedlerglocke unterbricht. Ich habe mich nicht erwehren können, dieſen Platz als den Zufluchtsort ſtiller Abgeſchiedenheit von der Welt anzuſehen, wo die gewiß nur Wenigen ganz fremde Sehnſucht, mit ſich und der Natur allein zu leben, volle und ungeſtörte Befriedigung genöſſe; und ſollte nicht billigerweiſe jeder rein menſchlichen Empfindung auf Erden ein von der Natur beſonders für ſie begünſtigter Ort geheiligt ſein, zu welchem der Menſch, wenn nicht ſelbſt, doch wenigſtens ſeine Einbildungskraft und ſeine Gedanken retten könnte.

[Nun folgt der Aufſatz.]

ad Nr. 30.

[Etwas ſpäter gelangte der Aufſatz: Ueber das Musée des petits Augustins, in Goethe's Hände, denn im Briefe (Nr. 24) Wilhelm von Humboldt's vom 18. bis 26. Auguſt 1799 geſchieht ſeiner eine zwar indirecte, aber aus dem Contexte ſehr deutliche Erwähnung, und wie er denſelben mit Beihülfe des Bildhauers Tieck zu vollenden gedenke, deſſen Anweſenheit in Weimar im Briefe (Nr. 33) Goethe's an Wilhelm von Humboldt gemeldet wird (vom 29. November 1801). Wilhelm von Humboldt fragt im Brief (Nr. 32) vom 11. November 1801, wie Goethe mit Tieck zufrieden ſei, und endlich im Briefe (Nr. 31) vom 10. October 1800 ſchreibt Wilhelm von Humboldt an Goethe, daß er ſeit dem Montſerrat noch kein Stück fertig gemacht habe. Aufgenommen iſt der Aufſatz in: Wilhelm von Humboldt's geſammelte Werke, V, 361—402.]

31. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Das Original mit lateiniſchen Lettern geſchrieben.]

Paris, 10. October 1800.

Ich habe Ihren freundſchaftlichen Brief vom 16. pr[aeteriti] erhalten, mein theuerer Freund, und antworte Ihnen heute mehr, um Ihnen dafür zu danken und Ihnen ein Lebenszeichen zu geben, als weil ich Ihnen gerade jetzt etwas Wichtiges mitzutheilen hätte. Es iſt, dünkt mich, ſchon ſehr viel gewonnen, wenn man in ununterbrochener Gemeinſchaft bleibt. Ich bitte auch Sie, mir recht bald wieder zu ſchreiben; daß mich, was Sie mir von Ihren oder Schiller's Arbeiten ſagen können, immer aufs höchſte intereſſirt, verſteht ſich von ſelbſt. Aber auch andere blos hiſtoriſche Notizen aus der deutſchen literariſchen Welt ſind mir jedesmal ſehr willkommen.

Ihr Urtheil über das Buch der Staël hat mich ſehr gefreut. Es trägt das Gepräge der Billigkeit, die man ihr ſelten widerfahren läßt. Wie Ihnen, iſt es auch mir immer vorgekommen, als ſei ihr der Kreis, in den Erziehung und Bildung unter Franzoſen und durch franzöſiſche Literatur ſie gebannt hat, zu enge, als ſtrebte ſie ſich davon los zu machen, ohne daß dies doch jemals gelingen kann. Es iſt ein wunderbares Phänomen, mitten in einer Nation manchmal Menſchen zu finden, die einen fremden Geiſt in dieſen Banden der Nationalität tragen, und ich möchte nicht entſcheiden, ob hier nicht ein Streit zwiſchen der angeerbten, bei der Staël alſo deutſchen Eigenthümlichkeit und der durch Bildung erworbenen ſei. Auch in Rouſſeau iſt, dünkt mich, etwas Aehnliches, nur daß ſeine größere Geiſteskraft weniger die Feſſeln ſehen läßt, die ihm dieſer innere Widerſtreit anlegt. Wo man ſonſt franzöſiſche Schriftſteller findet, die von dem gewöhn-

lichen französischen Wesen abweichen, wie Diderot, Mirabeau, Mercier (wenn es irgendwo der Mühe werth ist, ihn zu nennen) und Retif, so ist es doch etwas anderes. In diesen scheint mir nur Streit des natürlichen mit dem conventionellen Charakter; in Diderot, Mercier, selbst Mirabeau ist auch viel Fronderie (gerade wie im Politischen war). Da sie nicht Talent genug hatten, die ersten Stufen in der bekannten Art zu erreichen, schufen sie sich eine andere, indem sie diese bestritten. Nur darum borgten sie bei dem Auslande, um die Sache war es ihnen fast nie zu thun.

Der Beifall, den Sie meinem Montserrat geben, hat mich sehr gefreut, und mir erst Muth gemacht, eigentlich an meine Reise zu denken. Ich war furchtsam, weil ich nie etwas in dieser Art versucht hatte. Die Länge, die er im Druck haben wird, erschreckt mich ein wenig. Ich wünschte, Sie sagten in einer Anmerkung, mein Lieber, daß dies Stück eine Probe einer neuen Reise durch Spanien sei, die in kurzem erscheinen werde, daß aber der Verfasser derselben (Sie mögen mich nun nennen oder nicht) die Absicht habe, alle-diejenigen Gegenstände zu übergehen, die schon von andern hinlänglich beschrieben wären, und sich dagegen desto länger bei denjenigen aufzuhalten, von welchen er eine vollkommenere Schilderung, als seine Vorgänger, zu geben im Stande sei. Auch ist dies in der That meine Absicht. Da ich nur sehr kurze Zeit in Spanien war, da ich alles Statistische weglassen will und muß, und nichts ist, das nicht schon mehr als blos angezeigt wäre, so muß ich diese Arbeit wirklich mit einiger Kunst behandeln. Ich werde daher einige Punkte (und unter diesen wird leicht immer der Montserrat der vorzüglichste bleiben) herausheben, doch aber das Ganze so verbinden, daß der Leser ein fortschreitendes Bild von dem Lande bekommt, was vor allem dadurch möglich ist, daß ich die verschiedene Gestalt, welche das verschiedene Klima der

Natur gibt, ſorgfältiger beachte. So kann das Werk Individualität bekommen, und dieſe iſt es doch, die jede Reiſebeſchreibung haben muß. Vor allem werde ich für nicht allzu große Ausführlichkeit ſorgen, damit der Ueberblick ſchneller und lebendiger ſein kann. — Daß Sie dem Montſerrat eine Stelle in den Propyläen vergönnen wollen, wird mir ſehr lieb ſein, und ich bitte Sie ja, ihn ſo lange liegen zu laſſen, als dies nöthig iſt. Es hat ſchlechterdings keine Eile. Ich weiß niemand, der jetzt ſehr kürzlich in Spanien reiſte, und ſelbſt ſo würde ich keine Concurrenz fürchten, da ich mehr auf meine Anſicht der Sachen, als auf trockene Beſchreibung rechne. — Fänden Sie gelegentlich des Schramms von mir citirtes Brückenwerk, und wollten Sie nachtragen, was nach demſelben etwa über die Hannibalsbrücke mehr zu ſagen wäre, ſo würde es mir ſehr lieb ſein. Auch wünſchte ich: Sie könnten Ticknor's Reiſe nachleſen und mir ſagen, wie ſeine Schilderung des Montſerrats ſich zu meiner verhält. Er ſoll die ausführlichſte unter allen Reiſebeſchreibern haben, und ich habe ihn leider hier nicht auftreiben können.

Obgleich ich ſeit dem Montſerrat noch kein anderes Stück fertig gemacht habe, bin ich nicht unthätig geweſen, ſondern habe viel nachgeleſen und ſtudirt.

Der junge Bildhauer Tieck aus Berlin, von dem ich Ihnen ſchon einigemal ſchrieb, hat in dieſen Tagen den Preis gewonnen, der alle Jahre für die angehenden Maler, Bildhauer und Architekten ausgeſetzt wird, und iſt in der letzten öffentlichen Sitzung des Nationalinſtituts gekrönt worden. Eigentlich beſteht der Preis in einer zu einer Reiſe nach Italien beſtimmten Penſion. Dieſe hat Tieck, als ein Ausländer, nicht erhalten können.

Auf der diesjährigen Kunſtausſtellung würden Sie doch ein paar Stunden mit Intereſſe zubringen. Sie enthält eine

beinahe vollständige Musterkarte aller Arten des hiesigen Geschmacks oder besser Ungeschmacks. Ich werde suchen, Ihnen mit Tieck's Hülfe eine kurze Beschreibung davon für die Propyläen zu schicken.

Von deutscher Literatur kommt mir hie und da ein Bruchstück in die Hände, das ich dann mit Begierde ergreife. So bin ich neulich auf das Athenäum gestoßen, das einen Aufsatz über Poesie von Friedrich Schlegel enthält. Ich habe diesen mit großem Interesse gelesen. Der Stil hat etwas durchaus Eigenes, eine Sprache, in der zugleich eine scharfe und schlagende Verstandesstärke (in der Art der Lessing'schen) und eine große Fülle der Einbildungskraft herrscht. In Absicht der Sachen und des Inhalts hat mir die mystische Dunkelheit und eine gewisse Einseitigkeit im Urtheilen misfallen, aber immer muß man, dünkt mich, gestehen, daß diese Zeitschrift dafür, daß sie fast nur das Werk Eines Menschen ist, einen, für die Art der Verarbeitung freilich übermäßigen, aber doch seltenen Gehalt hat. Zur Charakterisirung deutscher Art in diesem Jahrfünft gibt sie einen wichtigen Beitrag. — In demselben Stück waren Naturbetrachtungen auf einer Schweizerreise, die mir stellenweise gut gefallen haben. Warum schreibt man aber nicht in Versen, wenn man einmal einen so dichterischen Ton annimmt.

Der Wallenstein hat mich ein paar Wochen hindurch sehr ernstlich beschäftigt. Es ist ein ungeheueres Leben in diesen drei Stücken, eine wirkliche neue Welt. Wir müssen noch oft und viel miteinander darüber sprechen, für einen Brief ist es kein Gegenstand.

Aber wann sprechen wir uns endlich einmal, mein theurer Freund? Auch Sie fragen mich darum; aber die bestimmte Antwort, die Sie wünschen, kann ich leider noch nicht geben. Was uns bisjetzt aufgehalten hat, ist, daß wir unserm jüngsten Mädchen die Blattern einimpfen lassen. Dies hat

einmal nicht gefaßt, jetzt iſt es wiederholt worden und ſcheint zu glücken. Auch meine Frau war nicht wohl. Sie litt in unangenehmen Herbſttagen, die wir hier hatten, gar ſehr an Flüßen und Zahnſchmerz. Sobald wir können, reiſen wir gewiß, aber es iſt ungewiß [wann], und dieſer Monat wird wol noch darüber vergehen.

Daß die Allgemeine Literariſche Zeitung wirklich zu Grabe zu gehen ſcheint, würde mir noch mehr leid ſein, wenn ſie nicht ſchon lange blos repetirte. Warum aber auch Fichte und die Schlegels ihre Kräfte noch theilen, iſt wunderbar. Fichte habe ich dieſen Sommer aufs neue ſtudirt und er hat mir ſehr gefallen. Sein Naturrecht iſt wirklich ein großes Werk, und auch der Stil hat eine originelle Stärke. Bei der Beſtimmung des Menſchen habe ich manchmal lächeln müſſen. Das relative Ich ſpielt darin hie und da eine närriſche Rolle.

Den Leuten hier gehen deutſche Namen mehr als ſonſt durch den Mund. Wo man hinhört, kommt doch etwas vor. Die Ueberſetzung Hermann's und Dorothea's hat doch ein ziemliches Publikum gefunden. Indeß muß man in ſolchen Fällen den Beifall der Franzoſen nicht auf eine für ſie und ihren Geſchmack zu günſtige Art auslegen. Auch das Gute gefällt ihnen in dieſer Art meiſt durch eine ſchiefe Anſicht. In der letzten Sitzung des Nationalinſtituts wurde öffentlich dieſer Ueberſetzung und dabei Ihrer, Schiller's und Klopſtock's erwähnt.

Meine Frau grüßt Sie freundſchaftlichſt. Sehr viel herzliche Grüße von uns beiden an Meyer, die Wolzogen und die Imhoff. Leben Sie innigſt wohl!

Ich bin ausgezogen und meine Adreſſe iſt jetzt: rue St. Honoré, hôtel de Vauban, nr. 88 près la place Vendôme.

Von Herzen

Ihr

Humboldt.

32. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Wie fatal, liebſter Freund, iſt unſer Briefwechſel faſt ein Jahr geſtört geweſen. Ihre Krankheit, meine Reiſen, ſo viele andere kleinere Umſtände nicht gerechnet, haben uns ganz aus dem ſchönen gewohnten Geleiſe gebracht. Ich hoffte, mich für dieſen Verluſt in Weimar zu entſchädigen. Ich rechnete darauf, vier Wochen ununterbrochen mit Ihnen zuzubringen. Aber wie wurden alle dieſe Hoffnungen vereitelt! Sie waren abweſend [in Pyrmont-Göttingen], Schiller verreiſte drei Tage nach meiner Ankunft [zu Körner], ich mußte fort, ohne Sie geſehen zu haben, und nachher hatte ich nicht Zeit wiederzukommen.

Aber genug des Klagens, und weil ich nicht mehr klagen will, ſo rede ich Ihnen auch nicht von meiner jetzigen Exiſtenz. In einigen Wochen wird ſie beſſer ſein, und dann rede ich Ihnen wieder von meinen Beſchäftigungen und was Sie ſonſt von hier aus intereſſiren mag.

Heute gebe ich nur Gentz dieſe Zeilen an Sie mit. Er reiſt in Begleitung ſeines Bruders nach Weimar, um Sie und Schiller zu ſehen. Empfangen Sie ihn gütig, haben Sie ihn einmal aufgenommen, ſo werden Sie ihn gern bei ſich feſthalten. Er gehört zu der Klaſſe der Wenigen, die bei der innigſten Bekanntſchaft auch am meiſten gewinnen, und der Menge anders erſcheinen, als dem Cirkel derer, die ſie lange und anhaltend ſehen. Ich lebe ſeit zwölf Jahren in ſehr enger Vertraulichkeit mit ihm und immer ſind mein Intereſſe und meine Liebe für ihn gewachſen.

Ich gebe Gentz ein kleines portugieſiſches Buch über die Farben. Es enthält eine Theorie, die mir der Ihrigen ſehr ähnlich ſcheint und iſt von dem ehemaligen portugieſiſchen Geſandten in Madrid [Diego de Carvalhoſe Sampayo], der es

mir dort geschenkt hat. Er hat eigentlich mehrere Abhandlungen über diesen Gegenstand geschrieben, die aber alle im Auszug in dieser enthalten sind. In Deutschland ist dieses Werkchen noch, so viel ich weiß, ganz unbekannt. Zwar hatte Professor Herrgen in Madrid die sämmtlichen Abhandlungen des Verfassers über diesen Gegenstand übersetzt und an Dietrich in Göttingen geschickt. Er wußte aber, als ich in Madrid war, nicht einmal, ob sie angekommen wären.

Ich zweifle nicht, daß sie des Portugiesischen mächtig genug sind, diese Kleinigkeit zu verstehen, und im Fall Sie es interessant finden, zu übersetzen. Macht es Ihnen indeß nur einige Mühe, so schicken Sie mir das Büchelchen, das ich übrigens für Sie bestimme, durch Gentz zurück und Sie sollen in acht Tagen eine Uebersetzung neben dem Original haben.

Wollen Sie öffentlichen Gebrauch davon machen, so erlauben Sie mir wol, Ihnen eine Note über den Verfasser dazu mitzutheilen.

Leben Sie wohl, liebster Freund! Schreiben Sie mir ja recht bald ein Wort. Das Leben verrinnt so schnell und hat keine Freude, als freundschaftliche Berührung und Mittheilung.

Tausend Grüße an Meyer.

Meine Frau trägt mir die herzlichsten Grüße an Sie auf.

Von ganzer Seele

Ihr

11. November [1801]. Humboldt.

Wie sind Sie mit Tieck zufrieden?

D. Grapengießer bittet Sie, einliegendes Buch von ihm anzunehmen und sich seiner dabei zu erinnern.

33. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt in Berlin.

Es war mir äußerſt unangenehm, Sie in Weimar verfehlt zu haben. Wenn man ſo lange auseinander geweſen iſt, gehört eine gründliche Unterhaltung dazu, um ſich wechſelsweiſe über die gegenwärtigen Zuſtände klar zu machen. Von Ihnen haben mir die hieſigen Freunde manches erzählt, aber mich nur um ſo begieriger gemacht, auch an denen Schätzen, die Sie auf der Reiſe erbeutet, theilzunehmen und die Hoffnung, bald etwas davon zu leſen, war mir um deſto angenehmer.

Was mich betrifft, ſo können Sie leicht denken, daß man in meinen Jahren nicht leicht etwas Neues angreift, und mein Wunſch darf nur ſein, nach einiger Zeit, bei einem freundſchaftlichen Examen dergeſtalt zu beſtehen, daß man mich nicht ſtationär finde.

Daß Sie Herrn Gentz bei mir einführen wollen, dafür danke ich Ihnen beſtens. So ſehr ein Mann ſich auch ſelbſt empfiehlt, ſo ſehr begünſtigt die Empfehlung eines Freundes die erſten Augenblicke der Bekanntſchaft.

Für die portugieſiſche Schrift danke ich recht vielmals, ich kann damit ſo ziemlich zurechtkommen. Es iſt ſehr angenehm zu ſehen, wie ein Gegenſtand, der uns intereſſirt, die Aufmerkſamkeit ſo manches andern gleichfalls in Bewegung ſetzt. Dieſer Freund begeht den Fehler, dem viele in derſelben Materie, ſowie den verwandten Fächern ausgeſetzt waren; anſtatt eine partiale Erſcheinung recht zu entwickeln, fundirt er gleich eine Hypotheſe, einen theoretiſchen Ausſpruch darauf. Anſtatt ein merkwürdig Phänomen in Reihe und Glied zu ſtellen, will er mit demſelben, als einer Zauberformel, das ganze Fach erobern.

Sagen Sie mir doch etwas Näheres von ſeinen Lebensumſtänden! Ich will mich doch in Göttingen eheſtens nach jenen Ueberſetzungen erkundigen.

Tieck, den Sie ja ſelbſt näher kennen, iſt eine Zeit lang bei uns geweſen; als Künſtler und Menſch erregt er lebhaftes Intereſſe. Er beſitzt ein ſchönes Talent, das er treulich ausgebildet hat; nur leidet er gar zu ſehr an den affectionibus juventutis, indem er ſich ein äußerſt heftig abſprechendes Urtheil erlaubt, das denn doch oft eine große Beſchränktheit andeutet. Dieſes ſchadet ihm nicht allein innerlich, indem es ihn für guten, fördernden Rath unempfänglich macht, wie ich bei verſchiedenen Gelegenheiten habe bemerken können, theils äußerlich, in Bezug auf die Geſellſchaft, indem er ſich ganz ohne Noth, Zweck, Widerſacher, Feinde und ſtrenge Richter aufregt.

Können Sie hierin etwas auf ihn wirken, ſo werden Sie ein großes Verdienſt um ihn haben; denn er iſt, wie ich merke, zugleich ſehr empfindlich und mag nicht wohl vertragen, daß es aus dem Walde ſchalle, wie er hineingerufen hat. Und freilich iſt es eine ganz natürliche Folge, daß man demjenigen, der alle Menſchen beurtheilt, als wenn ſie unbedingt wirken könnten, wenn er ſelbſt producirt, diejenigen Bedingungen auch nicht gelten läßt, welche ihn beſchränken, ſondern gleichfalls, bei Beurtheilung ſeiner, ein Abſolutes zum Maßſtab nimmt.

Herrn Doctor Grapengießer danken Sie ſchönſtens und ſagen mir, ob wir Hoffnung haben, Sie bald wiederzuſehen. Schreiben Sie mir von Zeit zu Zeit, damit wir uns nach und nach wieder eingewöhnen.

Ihrer lieben Dame den ſchönſten Gruß.

Weimar, am 29. November 1801.

34. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Sie werden einem Abgehenden verzeihen, theuerer Freund, daß er so unordentlich im Schreiben ist und heute Ihnen nur wenige Worte sagt.

Ich denke den 8. September von hier abzureisen und kann unmöglich Deutschland verlassen, ohne Sie und Schiller noch einmal zu sehen. Ich habe mir daher vorgenommen, von Leipzig oder Zeitz aus, wo ich meine Kinder lassen will, auf zwei, drei Tage mit meiner Frau nach Weimar zu kommen, und eile Ihnen vorläufig davon Nachricht zu geben, damit nicht etwa ein ungünstiges Schicksal Sie eine Excursion machen läßt, die Sie vielleicht mir zu Liebe aufschieben.

Es hat mich innig geschmerzt, Sie in so vielen Jahren gar nicht zu sehen. Ich werde es jetzt freilich auch nur auf wenige Tage; aber auch das ist viel, und vielleicht zieht Sie auch wieder einmal ein schönerer Himmel an.

Herzliche Grüße an Meyer und Schiller.

Mit inniger Freundschaft

Ihr

Humboldt.

31. August 1802.

Auf der Adresse:

An Herrn Geheimerath von Goethe
Hochwohlgeb.
in
Weimar.

In dessen Abwesenheit an Herrn Hofrath Schiller, mit Bitte es zu erbrechen, abzugeben.

35. Frau von Humboldt an Goethe.

Florenz, den 11. November 1802.

Humboldt hat heute ſo viel zu thun, daß er fürchtet, nicht dazu zu kommen, Ihnen, theuerſter Freund, zu ſchreiben und doch wünſchte er Ihnen einige Nachricht von unſerer Reiſe zu geben, und trägt mir auf, es zu thun. Sie müſſen ſchon einmal ſo vorlieb nehmen. Wir ſind ſeit zehn Tagen hier und würden uns in dem freundlichen Florenz ſehr wohl und behaglich finden, wenn das Wetter uns nur etwas günſtiger wäre. Aber der troſtloſe ewige Regen macht die Exiſtenz in und außer dem Hauſe peinlich. Wir eilen jetzt nach Rom und all unſere Wünſche beſchränken ſich für die erſten Monate auf ein paar kleine warme Zimmer. Wie viel beſſer ſollten Sie und Schiller es haben, wenn Sie ſich entſchließen könnten, dort zu uns zu kommen. Sie wählten die günſtigſte Zeit zur Reiſe, verließen Deutſchland nur einen Monat früher, als wir es konnten, und in Rom ſelbſt fänden Sie ein bequemes und warmes Quartier. Doch denken Sie nicht, daß es uns zu ſchlimm gegangen iſt. Von Weimar bis Verona hatten wir nicht einen Tropfen Regen, und ſeitdem noch oft ſchöne Tage, warmen Sonnenſchein, noch jetzt belaubte Bäume und köſtlich grüne Wieſen. Nirgend in ganz Italien fanden wir eigentlich ſchlimme Wege, kaum ein paar ganz ſchlechte Wirthshäuſer, und ſelbſt die Prellerei der Wirthe war mäßig. Die ſpaniſche Reiſe hatte uns alle in Rückſicht der Reiſeexiſtenz ſehr milder Geſinnung gemacht. Es gibt allerdings große Aehnlichkeiten unter beiden Ländern, allein wer ſich vornimmt, beide zu bereiſen, dem wollte ich freundlich rathen, mit Spanien anzufangen, theils damit er den Genuß des Fremdartigen in höherm Maße habe, theils aber auch, damit ihm nicht das Schwerſte zuletzt

bleibe. Der Maler, den wir auf der ſpaniſchen Reiſe bei uns hatten, und den ich hier wieder geſehen, nachdem er indeſſen auch die Reiſe durch Sicilien gemacht, hat mir geſagt, daß er mit dieſem Lande und Spanien die größte Aehnlichkeit fände. Doch Humboldt wird Ihnen darüber beſſer und geſcheuter ſchreiben, als ich.

Sie wünſchten einige Auskunft über das Crucifix, das man ehemals hier in einer Gruft aufbewahrte. Wir haben es verſchiedene male geſehen, und ſo viel kann ich Ihnen verſichern, daß es ſehr eſſential von dem verſchieden iſt, welches wir im Escurial ſahen. Es iſt jetzt in der Kirche San Lorenzo auf dem Hauptaltare aufgerichtet, der letzte Großherzog hat es vor wenigen Jahren dahin bringen laſſen. Ueber den Künſtler, der es verfertigt, ſtreitet man ſich. Die meiſten ſchreiben es Michel Angelo, einige Johann von Bologna, die wenigſten dem Benvenuto zu. Ich wage nicht zu entſcheiden, und kann Ihnen blos meine Empfindung ſagen. Es iſt durchaus anders gedacht und gearbeitet, als die große Chriſtusgeſtalt im Escurial. Dieſer ſterbende, oder eigentlich eben geſtorbene Chriſtus iſt viel menſchlicher als jener und der ganze Körper trägt ſichtbarere Spuren des unendlichen Leidens, in dem er verſchieden. Doch iſt der Kopf voll des Ausdrucks einer ſchönen Ruhe, Arme, Bruſt und Leib bis zu den Hüften ſind ſorgſam gearbeitet, eine etwas dürftige, aber wahre Natur, um die Hüften ſchlägt ſich eine Binde, die Schenkel und Beine fand ich ganz gemein, dahingegen das ſpaniſche Crucifix durchaus edel, ſelbſt im Tode noch das Gepräge einer hohen Natur trägt. Von Michel Angelo kann man dieſes Kreuz unmöglich glauben, wenn man die großgedachten Geſtalten auf den Grabmälern in der Nebencapelle ſieht, deren Sie ſich erinnern werden; der Arbeit, die ich von Benvenuto geſehen habe, gleicht es gar nicht.

Uebrigens ist das schönste, was wir hier gefunden haben, der Saal der Niobe, doch fehlen zwei Statuen, eine Tochter und der sterbende Sohn. Diese hat der Inspector der Galerie mit der Venus (dem Faun und dem Apollin) [das Eingeklammerte von Wilhelm von Humboldt's Hand], dem Schleifer und den Ringern nach Palermo geflüchtet. Auch die vorzüglichsten Gemälde sind dort und der Inspector selbst. Der König von Spanien schickt aber eben jetzt ein Kriegsschiff von 72 Kanonen nach Palermo und alles, mit Ausnahme der Venus, wird zurückkommen. — Wir haben in Mailand ein sehr authentisches Verzeichniß aller von den Franzosen in Italien genommenen Kunstwerke bekommen und werden es Ihnen einmal gelegentlich durch einen Reisenden schicken.

36. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Terni, den 22. November 1802.

Meine Frau ist unterbrochen worden und wir haben den Brief mit hierher genommen. Meyer hat uns einen göttlichen Rath gegeben, den Weg über Perugia zu wählen. Erst auf diesem Wege haben wir recht deutlich empfunden, in Italien zu sein. An den Zauber dieser Gegenden reicht nichts, und was vor allem in ihnen so unbeschreiblich anzieht und fesselt, ist die milde Stille, die den auszeichnenden Charakter der hiesigen Natur ausmacht. Wir sind überall nur durchgeeilt und haben also auch nur einen Totaleindruck mitnehmen können; doch sind wir in Perugia anderthalb Tage geblieben und haben noch viel Schönes gesehen. Sie erinnern sich gewiß der Frescogemälde im Cambio. Sie schienen mir die vollendetste Arbeit Pietro's; die eine der beiden Sibyllen in den Ecken der kleinen Kirche hat eine Feinheit und Grazie der Formen, die in der That Raphaelisch ist. Hier denken

wir morgen zu bleiben, um den Waſſerfall des Velino zu ſehen, und den 25. ſind wir in Rom. Ich leugne nicht, daß ich mit ſonderbaren Empfindungen hingehe. Mein Aufenthalt dort iſt nicht mit einer bloßen Reiſe vergleichbar. Es beginnt mit ihm eine neue Lebensepoche, und vielleicht halten mich dieſe Mauern, bis mich die Pyramide des Ceſtius empfängt. Sie aber, Lieber, müſſen uns dort beſuchen, und Schiller auch. Ich finde die Unbequemlichkeiten dieſes Landes doch ſo mäßig, daß ich nicht verzweifle, ſie für Sie ohne große Mühe aus dem Wege zu räumen, und eine lange Wallfahrt müſſen Sie doch noch hierher machen. Ueber mich, über Italien, kann ich Ihnen geradezu noch nichts ſagen. Es iſt noch alles ſo flüchtig an mir vorübergeglitten, daß ich der Ruhe bedarf. Ich habe nur geſucht, meine Reiſe ſogleich dazu zu benutzen, mir Verbindungen in verſchiedenen Städten zu ſchaffen. In Mailand und Florenz iſt es mir gut gelungen, in Perugia habe ich ein paar intereſſante Menſchen gefunden; ich möchte in Rom fortdauernd ſchnell und genau von allem Literariſchen und Artiſtiſchen in ganz Italien unterrichtet ſein, um womöglich immer ein anſchauliches Bild des Ganzen vor Augen zu haben. Fernow bleibt noch den Winter in Rom, was mir ungemein lieb iſt. Daß Zoega es auch verläßt, um in Kiel Profeſſor zu werden, wiſſen Sie unſtreitig. Unter den deutſchen jüngern Künſtlern werde ich einige finden, die, wie man mir ſagt, nicht ohne Verdienſt ſind, und auf deren Gefälligkeit ich werde rechnen können.

Daß wir Puccini nicht fanden, that mir ausnehmend leid. Er iſt mit allen Gemmen, ungeheuer vielen Gemälden und den beſten Statuen nach Palermo gegangen, und hat dies ungeheure Wageſtück, das nun ſchon den Verluſt der Venus nach ſich gezogen hat, die, wie ich aus einem Briefe von Azara an Bodoni geſehen, nicht vom König von Etrurien, ſondern von dem von Neapel verſchenkt worden iſt, wie man

ſagt, aus perſönlichen Abſichten, weil man, wie auch die Sachen gingen, den Mann, der dieſe Sachen um ſich hätte, nie vernachläſſigen dürfte, unternommen. — Ueber das Crucifix kann ich dem Briefe meiner Frau wenig hinzuſetzen. Eine italieniſche Beſchreibung von Florenz ſchreibt es geradezu dem Johann von Bologna zu. So viel iſt gewiß, es gibt keine Art eines Documents, das bewieſe, daß es von Cellini oder von wem es herrührte. Dagegen müßte ich mich ſehr irren, wenn nicht für das im Escurial eine ſolche Urkunde exiſtirte und in Ponz' Reiſen durch Spanien abgedruckt wäre. Nur müſſen Sie die ſpaniſche und neueſte Ausgabe aufſchlagen. Ich habe dieſe mit allen meinen ſpaniſchen Büchern bei Herrn von Burgsdorff, dem Sohn, in Ziebingen bei Frankfurt an der Oder gelaſſen, und Sie dürften nur von ihm in meinem Namen den Theil des Escurials fordern. Sollte nicht auch der italieniſche Reiſebeſchreiber von Spanien, den man gewöhnlich den Vago nennt, und der ſehr italieniſch, antiſpaniſch geſinnt iſt, etwas darüber haben? Ich habe ihn einmal durchgeblättert, erinnere mich aber dieſes Punktes nicht. — Von Cellini'ſchen Münzen habe ich noch nichts habhaft werden können; ich habe mich zwar in Florenz an einen deutſchen Baron Schellersheim gewandt, der die ſchönſte Sammlung von Goldmünzen hat, die unſtreitig ein Privatmann beſitzt, aber vergebens. Ich hoffe jetzt auf Rom.

Nun leben Sie herzlich wohl, mein innig geliebter Freund, und grüßen Sie Schiller und Meyer. Ich ſchreibe dem erſtern gleich nach dem erſten Eintritt in das römiſche Leben. Meinen Brief aus Mailand wird er empfangen haben. Schreiben Sie uns bald, und wenn die Mahnung eines abweſenden Freundes etwas vermag, laſſen Sie ſich das ἄρρητον am Herzen gelegen ſein. Wie unendlich oft hat es mich noch in Gedanken beſchäftigt. Von ganzem Herzen

Ihr Humboldt.

37. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Rom, 10. December 1802.

Herr Uhden wünſcht, obgleich er ſchon vor Jahren das Vergnügen gehabt hat, Sie ſelbſt zu ſehen, daß ich ihm ein paar Zeilen an Sie mitgebe, und ich erfülle gern ſeinen Wunſch, weil ich überzeugt bin, daß ſein Beſuch Ihnen ſehr viel Vergnügen verurſachen wird. Er hat ſeinen zwölfjährigen Aufenthalt in Spanien vortrefflich benutzt, eine ungeheuere Menge Materialien und ſelbſt viele Sachen geſammelt, und niemand wird ſo gut, als er, Ihnen über alles, was Sie nur irgend wünſchen, Auskunft geben können. Er war königlicher Reſident hier und geht jetzt als Kriegsrath nach Berlin.

Ich ſchrieb ſchon neulich an Schiller, daß ich Ihre Aufträge für hier ihm anvertraut hatte; ich konnte ſie auf keine Weiſe in beſſere Hände legen. Er wird Ihnen nun ausführlicher davon Rechenſchaft geben.

Tauſend Grüße an Schiller und Meyer. Leben Sie recht wohl!

Ihr

Humboldt.

38. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Rom, 28. Januar 1803 [im Original 1802.]

Ich bleibe genau unſerer Verbindung getreu, theuerer Freund, und ſchreibe Ihnen wieder, obgleich ich auf zwei Briefe, die ich (im October und 10. December) an Schiller einen, den ich (im November) an Sie ſchrieb, noch keine Antwort erhalten habe. Ich hoffe, daß nur Unregelmäßigkeit der Poſten daran ſchuld iſt, aber ich bitte Sie dringend

und herzlich, laſſen Sie uns unſern Briefwechſel in eine Ordnung bringen, die uns fortdauernd in gegenſeitiger Verbindung erhält.

Wir fangen jetzt an, ein wenig eingerichtet zu ſein. Wir haben ein Haus, das uns für die innere Vertheilung der Zimmer freilich leider noch alles zu wünſchen übrig läßt; aber wir genießen wenigſtens einer freien und ſchönen Ausſicht auf St. Peter und die ganze Gegend herum. Denn wir ſind dicht an dem Obelisk auf Trinita di monte in der Strada Gregoriana, in demſelben Hauſe, in dem vermuthlich Meyer noch Uhden gekannt hat. Der Winter macht, daß wir zum Theil noch Fremdlinge in Rom ſind, und noch vieles nicht geſehen haben; wir warten jedesmal, um einen neuen Ort zu beſuchen, einen klaren und heitern Tag ab, und folgen Ihrem Ausſpruche, daß das Leben ja lang iſt. Heute, am erſten eigentlich kalten aber auch durchaus heitern Wintertage, waren wir auf dem Palatinus in den Ueberreſten der Kaiſerpaläſte in dem Farneſianiſchen Garten. Unter allen Hügeln Roms iſt er mir der liebſte, weil er die am meiſten romantiſche Lage hat, und die Ausſicht von dort auf den Aventin und die Hügel und auf der andern Seite auf das Coloſſeum iſt göttlich. — Von Umgang ſind wir nicht verlaſſen. Meiſtentheils alle Abend verſammelt ſich ein Kreis von Deutſchen bei uns, für die wir und die Brun eigentlich die einzige regelmäßige Geſellſchaft ſind. Am intereſſanteſten iſt mir Fernow, weil er am meiſten und beſten über die Kunſtanſicht raiſonnirt. Sie werden einen Aufſatz über Canova von ihm im Mercur leſen, der Sie doch intereſſiren wird. Nur ſcheint mir ſein Geſchmack beſchränkt, vielleicht weil er mehr erworben, als angeboren in ihm iſt. Er will nirgends aus dem einmal gegebenen Kreiſe der Antike herausgehen, und doch dünkt mich, iſt man nie mit allem Gefühle in dieſem Kreiſe, wenn man die Möglichkeit, auch über ſeine Grenzen

hinauszugehen, nicht wenigſtens ahnt. Michel Angelo kommt daher nicht gut bei ihm fort. In ſeiner Theorie hängt er noch ſehr an einigen alten Begriffen, und ich fürchte ſehr, er wird ſich in Jena mit Schlegel'ſchen und Schelling'ſchen Zöglingen weniger zu Hauſe finden, als hier mit den Römern. Seine Schilderung Roms, die Sie nun gewiß geſehen haben werden, iſt, wenn ich nach einem Stücke, das ich im Manuſcript las, ſchließen darf, eine etwas zu leichte Speiſe, wie er auch ſelbſt zu fühlen ſcheint. Canova's Werke haben bei weitem nicht den Eindruck auf mich gemacht, den ich erwartete. Er mag große Verdienſte in einzelnen Theilen der Kunſt haben, aber er iſt wenigſtens nicht das Genie, das die Einbildungskraft anzieht, feſſelt und hinreißt. Seine heroiſchen Sachen gefallen mir gar nicht. Ein Herkules, der den Lichas fortſchleudert, deſſen Beſchreibung Sie im Fernow'ſchen Aufſatz finden werden, iſt ein merkwürdig ſchlecht gedachtes Stück. Am liebſten iſt mir ſeine Gruppe Amor und Pſyche, und jetzt arbeitet er ein Monument für die Erzherzogin Chriſtine, deſſen Compoſition wenigſtens gewiß Verdienſt hat. Seine Büſte Bonaparte's hat mich in hohem Grade befriedigt. Zwar finden ſie viele nicht ähnlich genug, aber Sie wiſſen auch, welche hölzerne Aehnlichkeit die Menſchen von Porträten zu fordern pflegen. Die, welche ein Kunſtwerk haben ſoll, hat die Canova'ſche Büſte in der That, und er hat den Kopf, der ein ſehr dankbarer Gegenſtand dazu war, durchaus idealiſirt. Ob das Original dabei gewonnen hat, möchte ich nicht entſcheiden. Denn unbiegſame und illiberale Härte hat der Geſichtsausdruck bei Canova genug, ſelbſt die tiefe Meditation in dem herabgeſenkten Blicke iſt mehr die der Leidenſchaft, als des Geiſtes. An intellectueller Feinheit, an der es doch dem Kopfe in der Natur nicht fehlt, hat er verloren, und die Naſe iſt geradezu unähnlich und zu dick. Allein dies hat Bonaparte ſelbſt ſo haben wollen, und damit

ist der Künstler entschuldigt. Es ist natürlich, daß der große Mann jetzt alle Werkstätten beschäftigt. Bei Massimiliano sind seine Büsten ordentlich zu Dutzenden, aber unbegreiflich schlecht. Das Urmodell ist dort die, welche der guillotinirte Caracchi gemacht hat. Es ist kaum kenntlich, alt, grob von Zügen, mit Einem Worte, ganz entstellt. — Eine Statue in Lebensgröße von ihm, wie Canova, macht ein junger Franzose Calaman. Er wird ihn als Achill vorstellen und die Franzosen machen viel Wesens davon. Ich habe ihn noch nicht gesehen. Diese Statue läßt die italienische Republik machen. — Weniger bekannt und besucht als alle diese Bildhauerwerkstätten ist die eines Dänen, Thorwaldsen, der eben jetzt einen Jason gemacht hat. Der Held scheint eben von der Erbeutung des goldenen Vließes herzukommen. Er ist im Schreiten begriffen, trägt in der Rechten, auf die Schulter angelehnt, seinen Spieß, und über dem linken Arme hängt das Fell des Widders. Er ist nackt bis auf den Helm, das Schwert, das er am Wehrgehenk trägt. Das Ganze ist eine überaus kräftige und harmonische Gestalt und die ideale Behandlung des Heros ist, ganz im antiken Sinn, sehr glücklich zwischen der gewöhnlichen Natur und der eigentlichen Göttergestalt in der Mitte gehalten. Es wäre in der That äußerst schade, wenn dies wirklich sehr ausgezeichnete Kunstwerk gleich im Gips wieder untergehen sollte. Doch ist es noch ungewiß, ob der Künstler Gelegenheit finden wird, es in Marmor auszuarbeiten. — Von Geschichtsmalern habe ich bis jetzt nur einen, Camuccini, gesehen. Er ist gerade mit zwei sehr großen, für England bestimmten Bildern, dem Tod des Cäsar und der Virginia beschäftigt. Gegen beide läßt sich sehr viel aussetzen. Allein er hat Zeichnungen von Stücken der ersten Meister, z. B. mehrere Studien nach der Transfiguration, die in der That vortrefflich sind. — Eine gleichfalls unglaublich ausgeführte und vollendete Zeichnung hat

auch Vicard in dieſen Tagen bekannt gemacht. Sie ſtellt den Papſt vor, wie ihm der Staatsſecretär das Concordat überreicht. — Von Landſchaftsmalern hat für den Moment jetzt Denis, ein Franzoſe, oder vielmehr ein Belge, den größten Ruf. Bonaparte hat fünf Bilder bei ihm beſtellt. Er würde aber ſchwerlich Sie befriedigen. Es fehlt ihm ganz an Mannichfaltigkeit und Reichthum der Compoſition, und vielleicht ebenſo ſehr an gründlichem Studium. Seine Hauptkunſt beſteht in Lufteffecten, durch die er eine gleichſam blendende Wirkung hervorbringt und den Mangel an Beſtimmtheit verdeckt. — Sein gerades Gegentheil iſt Reinhard. Aus Einem Bilde von ihm machte man fünf von Denis und das genaueſte Studium aller Details bringt Feſtigkeit in jedem einzelnen Theile. Aber es fehlt ihm noch die Kunſt, dieſe Theile zu verſchmelzen und ſeine Arbeiten haben meiſtentheils etwas auffallend Hartes. Er iſt übrigens, doch ich meine, Sie kennen ihn ſelbſt, ein intereſſanter Menſch und die Feſtigkeit in ſeinem Charakter wird nicht, wie in ſeinen Bildern, zur Härte. — Ein Holländer Voogd hat vielleicht weniger Genie als Reinhard, aber macht im ganzen wohlgefälligere Arbeiten. — So viel über hieſige Kunſt. Wie ich nach und nach mehr davon ſehe, ſollen auch Sie mehr davon erfahren. Ich mache meine Künſtlerbeſuche meiſtentheils mit Fernow, und das Geſpräch mit ihm über das, was wir ſehen, hat darum noch ein doppeltes Intereſſe für mich, weil wir uns wirklich immer in einem für uns beide wohlthätigen Gegenſatze befinden. Er iſt immer von der bildenden Kunſt ausgegangen, ich meiſt von der Poeſie. Er hat ſeine äſthetiſchen Grundſätze großentheils aus der Erfahrung, theils der Anſicht der Kunſtwerke, theils der Beobachtung der Künſtler geſchöpft, ich, wie Sie wiſſen, meiſt aus Ideen. Beide, Technik und Metaphyſik müſſen freilich zuletzt ins eins zuſammentreffen, aber die Anſichten ſind doch

ſehr verſchieden und es ſetzt daher oft harte Kämpfe zwiſchen uns. Dem hohlen metaphyſiſchen Weſen in Jena wird Fernow's Vortrag ſehr wohlthun; nur habe ich ihm gerathen, ſein Collegium nicht Aeſthetik, ſondern lieber Archäologie, oder Theorie der bildenden Künſte oder auf ähnliche Art zu benennen. Er muß ſchlechterdings vermeiden, auf die Arena der metaphyſiſchen Fechter zu treten. — Von Friedrich Schlegel habe ich hier nicht günſtige Nachrichten aus Paris. Das Nichtgefallen ſoll bei ihm und den Pariſern gegenſeitig ſein. Von den Hoffnungen, die man ihm in Zeitungen macht, am linken Rheinufer angeſtellt zu werden, ſchreibt man mir nichts, und ein Journal unter ſeinen Händen allein kann ſchwerlich gedeihen. — Ich ſehe aus den Zeitungen, daß Cotta ein Journal unter dem Titel: Miscellen aus Frankreich ankündigt. Können Sie mir etwas Näheres darüber ſagen, ſo iſt es mir lieb. Vorzüglich wünſchte ich zu wiſſen, ob Cotta ſich ganz ſtreng blos auf Frankreich beſchränken will. Da es jetzt kein einziges gutes Journal mehr gibt, nimmt man natürlich an jedem neu aufkommenden einen mehr lebhaften Antheil. — Meine Geſchäftslage iſt ſehr erträglich. Sie beſchäftigt mich nur auf eine ſehr leichte Weiſe und läßt mir Zeit genug zum Studium und zum Vergnügen übrig. Wenn ich bisjetzt weniger that, ſo waren mehr die Unbequemlichkeiten der erſten Einrichtung und die Zerſtreuungen daran ſchuld, welche die Befriedigung der erſten Neugierde natürlich mit ſich bringt. Jetzt werde ich zuerſt mein Basken-Werkchen vollenden und der Sommer, den wir in Albano, Ariccia oder Marino zu verbringen gedenken, führt vielleicht auch für den Aeſchylus eine glückliche Stunde herbei. Von Herzen adieu! Nun, lieber theuerer Freund! Tauſend Grüße von meiner Frau und die herzlichſten von uns auch an Schillers und Meyer. Möchten wir ſie einmal alle hier zuſammen ſehen. Ein Deutſcher im Süden iſt immer ein

Geschöpf, das sich wohlbefindet. Wenn Sie mir schreiben, schreiben Sie mir doch auch, was um Sie her vorgeht. Das Dictiren wird Ihnen ja leicht!

Ihr

Humboldt.

39. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt nach Rom.

Wenn der Januar nicht vorbeigehen soll, ohne daß ich einen Brief an Sie abschicke, so muß ich mich, aus dem Stegreife, einen Abend, da alles in der Komödie ist, entschließen zu dictiren, ohne daß ich eben weiß, was ich zu sagen habe. Denn was könnte ich Ihnen sagen, da Sie im Genuß alles dessen sind, über dessen Entbehren ich zeitlebens nicht zur Ruhe komme. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht beim Anblick des großen Prospects von Rom, oder irgendeiner andern Karte, besonders da mein Knabe jetzt römische Antiquitäten studirt, halb unzufrieden ausrufe: Diesen Weg können nun die Freunde machen, wenn es ihnen beliebt! Sie gehen um die Colossen auf Monte Cavallo, die ich nur noch wenige Minuten in meinem Leben zu sehen wünschte, ganz bequem herum und von da hängt es blos von ihnen ab, sich zu andern festlichen Gastmalen hinzubewegen, indeß wir armen Nordländer von den Brosamen leben, die keineswegs vom Tische fallen, sondern die wir uns noch überdies mit Mühe, Zeit und Kosten zu verschaffen haben. Damit Sie aber geneigt werden, mir zu jeder Stunde auch nur das Augenblicklichste Ihres Zustandes zu melden, so will ich, ohne Bedenken, ob das, was ich schreibe, auch werth sei, eine so große Reise zu machen, hiermit Folgendes erzählen:

Eine Indisposition, die mich übrigens an einer leidlichen Stubenexistenz nicht hindert, hält mich seit dem Anfange

dieſes Jahres zu Hauſe; hier ſind die 1400 Mionnetiſchen Schwefelpaſten antiker Münzen, für die Anſchauung ein großer Gewinn. Ich habe ſie ſo lange angeſehen und von allen Seiten betrachtet, bis ich fremder Hülfe bedurfte, dann nahm ich Eckhel's fürtreffliches Werk vor, und freute mich an der breiten Erfahrung, an dem ſchön geordneten Vortrage, an der großen Redlichkeit zum Geſchäft und der daraus herfließenden durchgängigen Freude.

Wie angenehm iſt mir's, keinen Widerſpruch mit meinen eigenen Anſichten und zugleich das ganze hiſtoriſche Bedürfniß ſo kräftig und zweckmäßig dargeſtellt zu finden.

(Hierzu tritt noch Meyer mit ſeinem ſcharfen Blick in die Unterſcheidungszeichen der Kunſtepochen, dadurch denn eine ſchöne Unterhaltung bewirkt wird.) [Dieſer Abſatz von Goethe eigenhändig am Rande des Concepts zugefügt.]

So ſieht es alſo von dieſer Seite, wenigſtens im kleinen Format, noch ziemlich leidlich aus! Ferner ſind mir einige eigenhändige Radirungen trefflicher Meiſter dieſe Tage zugekommen, wodurch ich in die Eigenthümlichkeit ihres Naturells und ihrer Studien ganz erfreuliche Blicke werfen konnte, ſo wie die Kenntniß des Ganzen doch immer dadurch erhalten und aufgefriſcht wird.

Die Stunden, in welchen etwas Productionsähnliches bei mir ſich zeigte, habe ich auf die neue Ausgabe meiner Ueberſetzung des Cellini verwandt, wozu ich in einem Anhang einiges hinzufüge, das den Zuſtand damaliger Zeit uns einigermaßen näher bringen ſoll. Wenn Sie es künftig einmal in Rom leſen, ſo haben Sie Nachſicht! Es ſind mehr Nachklänge, als daß es der Ton ſelbſt wäre.

Schiller wird wol ſelbſt ſchreiben. Ich habe ihn in mehrern Tagen nicht geſehen, er hält ſich auch zu Hauſe, um eine Arbeit [Wilhelm Tell] zu vollenden, die er ſehr glücklich angefangen hat.

Meyer hat sich in diesen Tagen verheirathet und ist, wie billig, in seiner eigenen Häuslichkeit beschäftigt.

So haben Sie also von einem ziemlich einsamen Freunde aus Norden, wo es seit länger als 14 Tagen, ohne Schnee, sehr heiter kalt ist, die ersten Nachrichten. Ich werde fortfahren, gegen Ende jedes Monats Ihnen ein Blatt solcher Confessionen zu schicken und bitte mir das Gleiche aus. Ich weiß von alters her, daß man entfernten Freunden gar nicht schreibt, wenn man darauf warten will, bis man ihnen etwas zu schreiben hat. Daß ich Ihnen beiden für die Nachrichten von Florenz und für alle freundliche Erinnerung von Herzen danke, versteht sich. Können Sie mir, da Sie wissen, was mich freut, gelegentlich etwas schicken, so werden Sie mich sehr verbinden. Bezeichnen Sie mir nur, ohne Umstände, Ihren Geschäftsträger, dem ich die Auslagen sogleich erstatten kann. Vielleicht nimmt Fernow was mit? Denn man wünscht doch immer wieder, durch etwas Gutes, neu gereizt zu werden. Bei meiner Durchreise durch Kassel bemerkte ich einen sehr schönen Kopf in Marmor einer wahrhaften Venus Urania, davon ich jetzt einen Abguß besitze, leider ist das Original beschädigt und der Abguß ungeschickt geformt. Und doch macht er mir große Freude. Wie glücklich sind Sie, in der Nähe so mancher unschätzbaren Originale zu wohnen. Küssen Sie der Minerva Justiniani doch ja von mir die Hand. Wie es jetzt in Rom mit den sogenannten Ciceronen, mit den Künstlern und dem Kunsthandel aussieht, schreiben Sie mir doch ja und gedenken Sie mein auf allen sieben Bergen, so wie im Tiberthal, vom Ponte Molle bis nach St. Paul fuor de mura, und über alles erhalten Sie sich gesund.

Weimar, den 27. Januar 1803.

Bisher habe ich mich mit den beiden Freunden besprochen; das Fernere soll an die liebe Frau besonders gerichtet sein.

Sie haben mir durch den Brief über die Gemälde in Spanien einen Schatz hinterlaſſen, für den ich Ihnen nicht genugſam danken kann. Er wird oft genug conſultirt, wenn die Rede davon iſt, wohin manches bedeutende Gemälde gekommen ſei. Nun werden Sie aber auch mancherlei Fragen nicht entgehen, die ich aus Rom von Ihnen beantwortet wünſchte.

Zuvörderſt wollte ich Sie bitten, mir von den lebenden Künſtlern einige Nachricht zu geben, und zwar vor allen Dingen von den deutſchen. Wer daſelbſt übrig geblieben, oder neuerlich hingekommen? Wie es mit ihrer Perſönlichkeit ſteht und ihren Arbeiten, was ſie am beſten machen, was ſie fertig haben, was ſie ſich für ihre Arbeiten, wenn man ſie beſtellte, bezahlen laſſen? Beſonders wie es mit Reinhard iſt. Sehen Sie ſich doch auch nach einem Stuttgarter um, der ſich auszeichnen muß, deſſen Namen ich aber vergeſſen habe.

Ehemals war auf dem Corſo ein Kunſthändler, den man den Genueſen hieß, er hatte meiſt nur alte Sachen. Beſteht er noch? und wie ſieht's in ſeinem Laden aus?

Iſt vielleicht aus dieſer Sündflut der Revolution irgendetwas Neues derart entſtanden?

Ueberhaupt thun Sie es ja, daß Sie mir, wenn Humboldt auch nicht Zeit hat, alle Monate ſchreiben, Sie ſollen in gleicher Epoche einen Brief von mir haben, der wenigſtens meinen Zuſtand ausdrückt, andere Freunde und Freundinnen werden wieder von andern Seiten die Fäden fortſpinnen, die Sie mit uns verbinden.

Daß Frau v. Wolzogen zurückgekommen iſt, wiſſen Sie wol ſchon, daß Sie aber von ihrer republikaniſchen Reiſe als die entſchiedenſte Tyrannenfeindin zurückgekommen, iſt Ihnen vielleicht noch nicht ſo ganz klar. Ich muß Sie hiervon benachrichtigen, damit es Sie nicht überraſcht, wenn uns die Verfaſſerin von Agnes von Lilien nächſtens mit einer Charlotte Corday in Erſtaunen ſetzen ſollte.

Laſſen Sie ſich es auch nicht verdrießen, mir von Jahreszeit und Witterung einiges zu melden, man mag doch gar zu gern wiſſen, wie ſich der Himmel in fremden Landen aufführt. Bei uns iſt nach langer anhaltender Kälte ſeit geſtern die erſte Schlittenbahn; und hiermit meine beſten Wünſche für Ihr Wohl.

Weimar, den 29. Januar 1803.

40. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

Der Februar iſt vorbeigegangen, ohne daß ich einen Brief an Sie abgelaſſen hätte. Mein Anhang zum Cellini und deſſen ſchließliche Redaction hat mir noch viel zu ſchaffen gemacht. Einige Partien davon, hoffe ich, ſollen Sie mit Vergnügen leſen. Dieſe Arbeit wäre ich nun los und gleich rückt ſchon wieder manches andere an.

Doctor Chladny war vor einiger Zeit hier. Durch ein abermals neuerfundenes Inſtrument introducirt er ſich bei der Welt und macht ſich ſeine Reiſe bezahlt; denn bei ſeinen übrigen Verdienſten um die Akuſtik könnte er zu Hauſe ſitzen, ſich langweilen und darben. In einem Quartbande hat er dieſen Theil der Phyſik recht brav, vollſtändig und gut geordnet abgehandelt. Wenn man ſich nach einem höhern Standpunkte umſieht, wo das Hören, mit ſeinen Bedingungen, als ein Zweig einer lebendigen Organiſation erſchiene, ſo iſt es jetzt eher möglich dahin zu gelangen, weil eine ſolche Vorarbeit gemacht iſt, die dann freilich von den Nachfolgern noch tüchtig durchgeknetet werden muß.

Die von ihm entdeckten Figuren, welche auf einer mit dem Fiedelbogen geſtrichenen Glastafeln entſtehen, habe ich die Zeit auch wieder verſucht. Es läßt ſich daran ſehr hübſch anſchaulich machen, was das einfachſte Gegebene unter wenig

veränderten Bedingungen für mannichfaltige Erscheinungen hervorbringen.

Nach meiner Einsicht liegt kein anderes Geheimniß hinter diesen wirklich sehr auffallenden Phänomenen.

Für das Gehör, im höhern Sinne, hat indessen unser wackerer Zelter gesorgt, der durch Compositionen einiger Lieder, von Schiller und mir unsere Winterstunden sehr erheitert hat. Er trifft den Charakter eines solchen in gleichen Strophen wiederkehrenden Ganzen trefflich, sodaß es in jedem einzelnen Theile wieder gefühlt wird, da wo andere durch ein sogenanntes Durchcomponiren den Eindruck des Ganzen durch vordringende Einzelnheiten zerstören.

Er hatte uns Hoffnung gemacht, diesen Winter zu kommen, ist aber abgehalten worden, wodurch ich für Genuß, Belehrung und Beihülfe sehr viel verliere.

Wie langsam die Posten gehen, können Sie daraus sehen, daß ich Ihren Brief vom 28. Januar erst heute den 4. März erhalte. Sonst gingen sie nicht länger als 16 Tage.

Seien Sie mir auf dem Berge der Dreifaltigkeit gegrüßt! wo ich selbst so oft hin und wieder wandelte.

Dank für die Nachricht von Künstlern und Kunstwesen. Ich hefte Ihre Briefe besonders zusammen, fahren Sie also ja fort, mich [mit] den dortigen Zuständen bekannt zu machen, damit ich nach und nach zur ganzen Einsicht gelange.

Zu dem glücklichen Zusammentreffen mit Fernow wünsche ich Ihnen beiden Glück, sowie daß es von einiger Dauer sein möge. In welchen seltsamen Conflict Fernow in Deutschland, besonders in Jena, kommen wird, davon haben Sie selbst, ob Sie gleich vor kurzem in diese Complicationen hineingeschaut haben, keinen Begriff. Die ganze deutsche Masse, der, ich will nicht sagen Theoretisirenden, wenigstens Didactisirenden vom Gründlichsten bis zum Flachsten, trennt sich in zwei Haupttheile, die leicht zu unterscheiden sind,

deren Untertrennungen aber in einem ewigen Wechsel des Anziehens und Abstoßens durcheinandergehen, sodaß man beim Erwachen morgens den als Widersacher antrifft, von dessen Theilnahme und Neigung beruhigt man gestern Abend zu Bette ging.

Ich habe den besten Willen gegen Fernow, aber es hängt keineswegs von uns ab, zusammen in gutem Verhältniß zu bleiben. Weil alle die Haufen klein sind, in die sich die Parteien trennen, so ist es ein ewiges Hetzen, Werben, Compromittiren, wobei niemand gewinnt, als die nichts zu verlieren haben.

Gesegnet also, der auf dem Berge der Dreifaltigkeit wohnt und den solche absurde Bewegungen nicht anwehen.

Sollte Fernow noch reisen, so lassen Sie mir ihn allerlei antiquarische Kleinigkeiten mitbringen, um die ich schon gebeten habe.

[Am Rande der Schlußzeilen des Conceptes steht noch a. von des Schreibers Hand: „Ferner war erwähnt 1) Herrn Uhdens, 2) des großen architektonischen Werks, 3) der Venus von Arles, 4) der Braut von Messina, 5) Schlegel's Europa, 6) Cotta's Journal; abgegangen den 14. März 1803." Sodann b. von Goethe's Hand: „NB. den 31. März Fortsetzung des Auszugs aus Europa, ein Wort über die natürliche Tochter."]

[Weimar, 14. März 1803.]

41. Frau von Humboldt an Goethe.

[Dem Originale liegt eine Bleistiftzeichnung des Jason von Thorwaldsen bei.]

Rom, den 20. April 1803.

Theuerster Freund. — Eine eigene Unpäßlichkeit, zu der die dreier meiner Kinder hinzukam, die mir einige Wochen lang, wo nicht eine ängstliche Besorgniß, doch viel Störung

gemacht hat, verhinderte mich, Ihren lieben Brief vom 29. Januar ſogleich zu beantworten, und ſeitdem hat Humboldt einen zweiten vom 14. März erhalten. Wir ſind recht beſchämt über Ihre Güte, nur diesmal ſeien Sie nachſichtig, Theuerſter. Nie ſollen Sie wieder ſo lange ohne Nachricht von uns bleiben. Aber aller Anfang iſt ſchwer, wie Sie wiſſen, und beſonders iſt es ſchwer, wenn man ſoeben erſt ſelbſt nothdürftig eingerichtet und kaum warm geworden iſt, einen ſolchen Schwarm von Fremden zu widerſtehen, wie er einen hier in der Faſtenzeit überfällt. Ich weiß nicht, ob der Unfug alle Jahre derſelbe ſein wird, aber dieſesmal war es arg. Ich vermuthe, daß auch Sie an den Nachklängen dieſer Reiſen leiden werden. Acht bis zehn Reiſebeſchreibungen garantire ich Ihnen in den nächſten zwei Leipziger Meſſen. Nach den überſtandenen Unpäßlichkeiten meiner drei jüngern Kinder geht es uns wieder unausgeſetzt gut, und Rom, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, wächſt mit jedem Tage. Ja mit jedem Tage wird es uns lieber, und das Gewebe, mit dem hier Geiſt und Sinne umfangen und gebunden werden, wird ſo vielfach, daß ich kaum begreife, wie man ſich einmal losreißen wird. Geſehen habe ich nun beinahe alles hier, aber nur ganz leicht, ich wollte es ſo, um ein Bild des Ganzen in mir zu haben und um mit mehr Ruhe und Stille alles wiederſehen und betrachten zu können. Auch billigen Sie gewiß meine Sinnlichkeit, die mir nicht erlaubt hat, Galerien, Kunſtſachen oder Gegenden in kaltem oder ſchlechtem Wetter zu ſehen. Ich wollte allen Genuß rein haben und es iſt mir auch geglückt. Beim kalten Wetter erinnere ich mich Ihrer Frage, ja wir haben auch gefroren, einen Monat lang recht arg und Schnee gehabt auf 12 bis 14 Tage. Aber ſeit einem Monat ſchon haben wir auch dafür das köſtlichſte Wetter und ganz Rom duftet von Orangeblütengeruch. Ich brachte dieſe Woche mit meinem Mann und

Reinhard drei Tage auf dem Lande zu, wo es sehr schön ist, und wo ich mir einen Vorschmack vom Sommeraufenthalt geholt habe. Reinhard ist mir von allen hiesigen deutschen Künstlern als Mensch der liebste. Sein einfaches, stilles und derbes Wesen flößt Vertrauen und Zuneigung ein und ich vermuthe, wir werden recht genau bekannt werden. Als Künstler ist er sehr vorzüglich und drückt, wie es mir scheint, seine Individualität auf eine merkwürdig starke Weise in seinen Bildern aus. Sie sind ernst, kräftig und voll, vielleicht sind sie sogar letzteres im Uebermaß. Er hat Anwandlungen von Trägheit, und solch eine Periode hat er gerade jetzt. Allein er hat eben auch jetzt ein fertiges, großes, ganz vortreffliches Bild bei sich, was Lord Bristol gehört, in dem man ihn beurtheilen kann. Das Bild stellt einen Wald vor. Es ist unmöglich, schönere, frischere, vollere und doch dabei durchsichtigere Bäume, eine reichere Vegetation in Pflanzen und Kräutern, eine lebendigere und kräftigere Natur zu sehen. Alles ist nach ihr studirt. Er erlaubt sich kein Detail aus dem Kopfe. Seine Bilder haben dadurch eine Wahrheit und eine Fülle, die unbeschreiblich ist. Sie beruhigen, wie das Bild der Natur selbst es thut. Dieses große Gemälde, was etwa 10 Palmen lang und 6 hoch sein kann, hat er sich mit 200 Zechinen bezahlen lassen. Er wünschte es noch einmal zu machen und sagte mir einmal: „Ich würde es jetzt viel besser machen, denn ich habe seitdem noch viel gelernt, auch war ich krank und unbeholfen, als ich es machte und hatte eine schlimme Hand.“ Die Brun, die aus Kopenhagen hier ist, hat ein kleines Bildchen von R[einhard] um 25 Zechinen gekauft, was er kürzlich gemacht hat und einen Sturm darstellt. Er arbeitet jetzt ungefähr dasselbe Sujet in groß und es scheint ein schönes, ernstes Bild zu werden. Das kleinste hat er radirt und ich will es Ihnen durch die erste Gelegenheit schicken. Außer Reinhard gibt es noch Denis,

Voogd, Rode und Wallis, die besondere Aufmerksamkeit erregen. Rode habe ich noch nicht gesehen. Er will mir nicht erlauben, zu ihm zu kommen, bis das Bild, an dem er arbeitet, weiter vorgerückt sei, und ich schreibe Ihnen ein andermal von ihm. Wallis wählt seine Sujets meist aus Ossianischen Bildern, sie sind wie diese sehr verhaucht, ziemlich unbestimmt und haben wenig Studium. Aber er verbraucht sehr viel Ultramarin, und erreicht dadurch hier und da sonderbare Lichteffecte. Sein neuestes Bild ist eine Darstellung der Unterwelt, wie die Schatten sich zu dem Lethe drängen, um Vergessenheit aus seinen Gewässern zu trinken, es ist sein bestes Bild — es hat einen gewissen Reiz, aber auch eine gewisse Leerheit. Voogd fühlt inniger und wahrer die Natur, besonders schön sind seine Formen, die Einheit seiner Bilder, das verschmolzen Duftige einer schönen Morgenbeleuchtung; seine Bäume sind aber mager, er sollte diesem Theil der Materie ein ganz eigenes und tieferes Studium widmen, und wenn es ihm glückte, würde er sehr vorzüglich werden. Denis ist sehr Franzose als Künstler, ich meine ein wenig Charlatan. Alles ist in ihnen auf den Effect berechnet. Was man nicht im ersten Blick von ihnen wegbekommt, wird man nachher gewiß nicht entdecken, denn sie sind eigentlich sehr leer. Sein bestes Bild ist kürzlich nach Wien gekommen, an einen Herrn von Fellner. Es stellt einen Fischzug vor. Die arbeitenden in einem länglichen Kreise stehenden Fischer, die das Netz ziehen, beleben den Vordergrund des Meeres, das heranspielt. Die Aussicht ist Sorrento und die Berge ringsum, die Sie wahrscheinlich selbst kennen. Das Bild der Sonne ist ganz auf dem Gemälde, wie auf einem gewissen Claude, dessen Sie sich wol erinnern. Der Gedanke ist kühn und glänzend und glücklich ausgeführt, denn der Lichteffect auf dem Wasser ist vortrefflich. Seitdem hat Denis in ein paar Bildern versucht, den Effect des

Regens in einer Landſchaft im Mittelgrunde des Bildes darzuſtellen, allein meiner Empfindung nach iſt es ſpielend und arm ausgefallen. Außer ihm gibt es noch einen franzöſiſchen Maler Boguet hier, der jetzt eben den Uebergang der Franzoſen über den Po bei Piacenza gemalt hat. Die Gegend iſt Porträt, alſo reich und flach und es iſt zu viel Detail auf dem Bilde, um daß es einen Haupteindruck machen könne. Aber es iſt ſchön gemalt. Dieſer ſelbige Boguet hat eine vortreffliche Copie des herrlichen Claude, die Mühle, in Doria gemacht, deſſen Sie ſich erinnern werden, und den Gmelin jetzt ſticht. Gmelin's Blatt habe ich noch nicht geſehen. Sie fragen nach einem ſtuttgarter Maler hier in Ihrem Briefe. Es gibt deren zwei. Profeſſor Hotſch, der ein großes Bild für den Herzog von Würtemberg malt, und ſein ehemaliger Schüler Schick, ein ganz junger Menſch, der zu derſelben Zeit, wie wir in Paris waren, drei Jahre dort ſtudirte. Hotſch hat zu ſeinem Bilde den Theſeus gewählt, wie er dem Oedipus die Töchter zurückbringt, es iſt über Lebensgröße, aber die Größe macht es nicht aus, es iſt ſchlecht und ungeſchickt, die Figuren ſind nicht zuſammen, die rothe Draperie des Theſeus überſchreit alles Uebrige, der Oedipus hat die Phyſiognomie eines gemeinen Bettlers, die Töchter ſind flach und charakterlos; er reiſt in kurzem ab und macht den Pendant zu ſeinem Bilde in Wien, und ich beneide nicht den Beſitzer dieſer Bilder. Schick iſt noch ſehr jung, es iſt ein graziöſes, in ſich jugendliches Weſen, er hat, ohne ſchön zu ſein, eine ſchöne Phyſiognomie, die an eine längſt vergangene Zeit erinnert, er glüht in ſich von inniger Liebe zur Kunſt und wenn ich [an] ihm einen Fehler kenne, ſo iſt es der, daß er zu zögernd im Unternehmen iſt. Er möchte es — nicht aus Eitelkeit — ſondern aus Reſpect für das, was ihm das Heiligſte und Höchſte iſt, gleich ganz gut, ganz vollkommen, ganz ohne Tadel machen, und macht darüber zu wenig. Er

iſt ordentlich fromm und behandelt die Kunſt, wie manche Menſchen die Religion. Ich wünſche, daß er gezwungen werde, zu malen, und er wird in kurzem viel leiſten. Sagen Sie mir, ob Sie Canmuccini, den Cavalier Santi, ſein koloſſales Bild, ob Sie Benvenuti kennen, oder ich Ihnen von dieſen ſchreiben ſoll.

Ich kann nicht endigen, obgleich mich eigentlich die Zeit drängt, ohne Ihnen noch von einem Dänen Thorwaldſen zu ſprechen, der ſeit ſechs oder ſieben Jahren hier iſt. Mein Mann hat, glaube ich, ſchon von ſeiner Figur geſchrieben. Sie iſt ſeitdem geformt und er fängt ſie bereits in Marmor an. Ich lege Ihnen eine flüchtige Zeichnung davon bei, damit Sie eine deutlichere Idee haben mögen. Ich möchte ſie vor Ihre Augen hinzaubern können, denn ſie iſt das Schönſte, was neuerlich iſt gemacht worden. Die Figur iſt etwas über große Lebensgröße, ich denke etwa ſieben Fuß, wie ſie einem Heldencharakter zukommt, der Kopf iſt vortrefflich, ernſt, jugendlich, ſtill und voll Ausdruck und Würde. Die ganze Geſtalt iſt durchaus eins, leicht und bewegt, ſtark, in der höchſten Kraft und ganz, ganz entfernt von jeder Spur von Roheit. Wenn, wie ich es hoffen will, eine ſchöne Bearbeitung des Marmors nun noch zu allen den Vorzügen, die ſie hat, zu dem reinen Verhältniß aller Theile hinzukommt, ſo wird ſie eine vollendete Statue werden. Ein Engländer Hope hat ſie beſtellt und gibt dem Künſtler, der in ſeiner Beſcheidenheit kaum das Nothwendigſte forderte, 200 Zechinen mehr als er verlangte. Den Marmor mit eingerechnet gibt Hope 800 Zechinen.

Wir ſehen Schiller's Trauerſpiel [Wilhelm Tell] mit Verlangen und Ungeduld entgegen. Seien Sie menſchlich, beide, Sie und Schiller. Wenn Sie durch Fremde Gelegenheit haben, ſo ſchicken Sie uns immer etwas. Die deutſchen Worte klingen ſo ſchön unter italieniſchem Himmel. Ich bitte

Sie, uns Schillers und Frau von Wolzogen zu empfehlen. Ich ſchreibe heut über acht Tage an letztere. Sagen Sie ihr, daß wir in künftiger Woche die rudolſtädter Familie von Neapel zurückerwarten. Humboldt grüßt aufs herzlichſte und wird mit nächſtem ein Zeichen des Lebens von ſich geben. Meyer unſere beſten Glückwünſche und Empfehlungen. Leben Sie wohl und denken Sie, daß wir Ihnen mit treuer Liebe angehören.

Karoline von Humboldt.

Fernow iſt noch hier, doch ſpricht er von ſeiner Abreiſe im künftigen Monat.

42. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Rom, den 11. Julius 1803.

Fernow bedarf zwar gewiß keiner Empfehlung bei Ihnen, theuerſter Freund, indeß bittet er mich um eine Zeile an Sie, und es iſt immer angenehm, mit dem Blatt eines Freundes in der Hand zu erſcheinen. Er unternimmt ein großes Wagſtück, Italien, Rom, das mit jedem Tage in mir tiefere Wurzeln ſchlägt, zu verlaſſen, eine Römerin mit ſich zu nehmen, ſich ganz zu verpflanzen, um nach Deutſchland zu gehen, das ihm jetzt faſt fremd geworden iſt. Aber ſelbſt wenn er manche Wünſche nicht befriedigt finden ſollte, ſo iſt er von einem Charakter, der ihm immer durchhelfen wird, feſt, ſelbſtändig und von immer gleicher Stimmung.

Der bildenden Kunſt auch theoretiſch mehr Eingang zu verſchaffen, wäre er gar ſehr gemacht, da er auch Popularität im Vortrage beſitzt. Nur fürchte ich, hat er in Jena gar keine Hülfsmittel, die doch hier ſo unentbehrlich ſind. Immer von Statuen und Gemälden zu reden, ohne auch nur je einen Kupferſtich zu zeigen, darüber muß der Hörer

Ueberdruß empfinden, und der Lehrende verſtummen. Ob es ihm aber ſelbſt alsdann gelingen ſollte, die deutſche Aeſthetik weniger finſter und abgezogen zu machen, das wage ich nicht vorherzubeſtimmen.

Bei ſo manchen gleichen Richtungen in ihm und Ihnen zweifle ich nicht, daß Ihnen ſein Umgang Freude machen wird, und recht ſehr werde ich Ihnen verbunden ſein, wenn Sie ihm eine gütige Aufnahme ſchenken, und ſonſt dazu beitragen wollen, ihm ſeinen Aufenthalt angenehm und nützlich zu machen.

Meine Frau, die ſich Ihnen freundſchaftlichſt empfiehlt, wartet mit Sehnſucht auf eine Antwort von Ihnen. Leben Sie herzlich wohl und laſſen Sie bald ein Wort von ſich hören.

Mit inniger Freundſchaft und Ergebenheit

Ihr

Humboldt.

43. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Rom, den 25. Februar 1804.

Wir ſind ſehr gegenſeitig ins Schweigen gerathen, lieber Freund, und es iſt unendlich lange her, daß meine Frau mit Ungeduld einer Antwort auf ihren langen Brief an Sie entgegengeſehen hat. Brechen Sie dies Stillſchweigen bald, wie ich heute thue, mein Theuerer, und ſchicken Sie mir bald wieder ein Blatt, wie einigemal bisher. Wenn es auch nur Notizen enthielte, es kommt doch von Ihnen und durch Sie.

Daß es uns nicht wohl gegangen iſt, wiſſen Sie. Es läßt ſich über Ereigniſſe dieſer Art [Tod des Sohnes] eigentlich nichts ſagen, allein ich kann doch ſagen, daß ich durch dieſen Verluſt eine neue Erfahrung gemacht habe. Es war mein erſter und hat eine Aenderung in meinen Anſichten und

meinem Leben hervorgebracht, weil er mir zuerſt eine anſchauliche Idee vom Tode gegeben hat, der bisher ganz außer dem Feld meiner Gedanken lag. Ich bin von den erſten Augenblicken nach dem ſchrecklichen Fall an ruhig geweſen, getröſtet werde ich nie ſein, es iſt einmal eine Lücke, die nichts auszufüllen vermag. — Seit dem Sommer iſt es uns auch widrig mit Theodor gegangen. Er hat den Winter einigemal kalte Fieber gehabt, leidet noch, und es iſt endlich beſchloſſen, ihn wenigſtens einige Monate lang dem hieſigen Klima zu entziehen. Meine Frau reiſt mit ihm und der kleinen Karoline vermuthlich in acht bis zehn Tagen ſchon nach Erfurt zu ihrem Vater und kommt nach Rom erſt im Herbſt zurück. Sie freut ſich unglaublich darauf, Sie zu ſehen. Ich wünſchte es auch, und denn doch wieder möchte ich, wenn mich auch nichts hielte, doch nicht Rom verlaſſen. Denn Sie glauben nicht, wie es mich feſſelt, wie glücklich, wie heiter und ruhig ich mich darin fühle und wie mir jede Sehnſucht nach einem andern Orte erſtirbt. Ich genieße es trotz meiner Geſchäfte und ein Spaziergang in die Gegenden, die Sie kennen, ſtärkt auf Tage und Wochen. Auch bin ich vollkommen wohl und meine Geſundheit leidet ſo wenig, als die meiner Töchter, die auch alle ebenſo blühend und wohl ſind, als bei ihrer Ankunft hier.

Das Einzige, womit ich noch nicht im Reinen bin, ſind meine Studien und literariſchen Arbeiten. Sie glauben es in der That nicht, welche Zeit mir Geſchäfte, Privataufträge, Geſellſchaft und Briefwechſel wegnehmen. Ich ſtudire ſchon ſeit langer Zeit darauf, mir immer ſichere Stunden frei zu machen, und hoffe jetzt eher zu gelingen [sic!], da ich wirklich vieles, was mir im Wege ſtand, beſeitigt habe.

Ihre natürliche Tochter habe ich mit innigem Antheil und unglaublichem Vergnügen geleſen. Eine ſolche edle und ſchöne Sprache kenne ich ſonſt in keinem deutſchen Gedichte, ſie über-

trifft an classischer Schönheit und Reinheit vielleicht selbst das, was Sie selbst bis jetzt geschrieben haben. Nur von dieser Seite allein schon wäre dies Stück eine der wichtigsten Erscheinungen unserer Literatur, wenn nicht noch sein eigentlicher Gehalt und die Charakterzeichnung hinzukäme. Aber fast möchte ich über das Vergnügen selbst mit Ihnen hadern, das mir die Lesung gemacht hat. Denn wieviel größer wäre nicht der Genuß, wenn die andere Hälfte zugleich mit erschienen wäre, und man die Auflösung des schönen Räthsels auf der Stelle gehabt hätte. Sagen Sie mir ja, wie nah die Hoffnung ist, sie zu erhalten.

Ich habe diesen Winter viel mit Dichterlingen, denn Dichter mag ich sie nicht nennen, und Improvisatoren gelebt. Das Improvisiren läßt mich doch selten ganz kalt und ohne Interesse, es hat eine Lebendigkeit des Vortrags, die wir nicht kennen, und ich weiß nicht, warum eine improvisirte und eine studirte Poesie nicht ebenso nebeneinander bestehen könnten, als eine akademische Vorlesung aus dem Stegreif und eine gedruckte Abhandlung. Als Metier zur Parade ist das Improvisiren unausstehlich, aber wenn ein Dichter sich dadurch für sich oder vor Freunden zur größern Poesie stimmte, oder wenn er ein Gedicht, das er vorhätte, gleichsam präludirte, so sehe ich das Unglück nicht. Vielmehr gehört diese große Leichtigkeit poetischer Formen (ich abstrahire hier sogar vom Inhalt), man möge sie nun dem Geiste der Sprache, dem Temperamente der Nation oder dem Verdienste des Sängers zuschreiben, doch zu den Reizen dieses Landes und dieses Volkes, und ich kann nicht so ekel sein, als die meisten Fremden hier, die diese Art des Dichtens so entsetzlich herunter-setzen. Ich sehe nicht ab, daß sie die höhere und eigentliche ausschließt, ich glaube vielmehr, sie könnte ihr sehr freundlich die Hand bieten. Wie es die Menschen hier treiben, ist freilich entsetzlich. Es ist hier ein junges höchstens siebzehn-

jähriges und recht hübsches Mädchen, welches Poesie und Improvisiren treibt. Diese ist ordentlich einem Lehrer übergeben und muß nun täglich Ottaven und Sonette machen, bald auf jede von den neun Musen, bald auf die ersten zwölf Kaiser, bald auf Gott weiß was. Jetzt in der Fastenzeit improvisirt sie regelmäßig alle Abend eine Geschichte aus der heiligen Schrift. Ich habe vorgeschlagen, sie doch prosaische Uebersetzungen fremder oder alter Dichter in Reime bringen zu lassen, wenn sie denn einmal so dressirt werden soll, aber bis jetzt umsonst. Glauben Sie indeß auch nicht, daß es mir einfällt, die Mohren zu waschen, nur Experimente mit der menschlichen Natur möchte ich machen und darum lasse ich noch nicht von dieser Kleinen, die wirklich Talent besitzt. Ihr Lehrmeister ist Berardi, den Sie vielleicht kennen, der echte italienische Ramler, nur mit noch weniger Geist und Eigenthümlichkeit. Sonst ebenso pedantisch, ebenso eitel, ebenso steif, aber auch ebenso Bravo, wie man hier sagt, im Ausarbeiten und Feilen seiner Verse. Ich habe ihn neulich improvisiren hören und bin wirklich über die Rundung und mechanische Schönheit seiner Stanzen erstaunt gewesen.

Die italienische Sprache bewundere ich mit jedem Tage mehr. Ich halte sie für bei weitem dichterischer als die lateinische, und so ohne Vergleich über die französische und selbst die spanische erhaben, daß sie allein eine Vergleichung mit unserer aushält. Allein dennoch, bei allen großen, unglaublichen Vorzügen fehlt ihr etwas und (ich scheue mich fast, es auszusprechen) gerade das, was das innerste und geheimste Wesen des Dichterischen ausmacht. Es bleibt doch immer mehr römischer Geist in ihr übrig, und sie ist nicht um den zehnten Theil der griechischen so nahe, als die deutsche. Bei aller Freiheit der Construction, aller unendlichen Fülle ihres Wortreichthums, aller Mannichfaltigkeit dichterischer Formen und alles so überaus großen Wohllautes paßt sie sich der

wahren Dichtkunſt weniger an, als unſere, ſie behält immer eine Neigung zum Epigrammatiſchen, läßt mehr den Dichter ſehen, als die Dichtung, mehr die Kunſt, als die Natur. Worin dies im einzelnen liegt, iſt ſchwer zu ſagen. Allein dies iſt immer ſo in der Sprache; was in der Maſſe beim erſten Anblick frappant iſt, berührt ſich im einzelnen ſo, daß man es umſonſt aufzuſuchen glaubt. Auch iſt es ſchwer zu beſtimmen, ob es unabänderlich wäre, oder ob es nur daher kommt, daß die vorzüglichſten Dichtungsarten in ihr (Strophe und Sonett) ihrer Natur nach epigrammatiſch ſind. Allein die Treuherzigkeit, die Einfachheit und das volle, ohne alle künſtliche und an Kunſt erinnernde Symmetrie Fortrauſchen der Dichtung und des Verſes iſt ihr fremd. Göttliche Waffen aber, und die ich nicht ohne innige Freude benutze, leiht ſie gegen die Franzoſen, die genau genommen für ſie noch weniger Sinn haben, als für die deutſche. Denn in unſern Dichtern haſchen ſie wenigſtens noch das Sentimentale auf, wenn ihnen auch das Echtpoetiſche immer fremd bleibt, aber für die Italiener, wenn ſie nicht auf Glauben an Taſſo, Dante und Arioſt nachſchwatzen, haben ſie gar keinen Sinn. Das wird Ihnen auch an der Staël aufgefallen ſein, die überhaupt, meiner Empfindung nach, eine recht unpoetiſche Natur iſt, ohne eine proſaiſche zu ſein. Wirklich gibt es Menſchen, die von dem Ergreifenden in der Poeſie ſtatt in die Höhe geführt zu werden, zu Boden ſinken, auf die ſich poetiſch wirken, aber in denen ſich nichts Poetiſches erwecken läßt. Dennoch, geſtehe ich Ihnen, liebe und bewundere ich die Staël ſehr, und bedauere innig, daß ihr Schickſal ſie in einen ſo engen und armſeligen Kreis gebannt hat.

Von dem Kunſttreiben hier, mein theuerer Freund, hat Ihnen meine Frau neulich ſo ausführlich geſchrieben, daß ich nichts hinzuzuſetzen weiß. Thorwaldſen als Bildhauer, Schick als Geſchichtsmaler und Reinhard als Landſchaftsmaler blei-

ben hier unſtreitig die erſten unter den Nordländern. Von Franzoſen iſt neuerlich der bekannte Guerin und ein Bildhauer Dupaty angekommen. Auch mit dieſen habe ich ſchon einige Lanzen zur Vertheidigung des italieniſchen und deutſchen Geſchmacks brechen müſſen. Denn Sie glauben nicht, wie impertinent und vordrängend dieſer pariſer Geſchmack iſt, der überall herrſchen will. Sie haben ein Geſchwätz von Natur, vor dem man aus der Haut fahren möchte, und Ideen, die ſie um alle Natur bringen, und daher natürlich auch nicht einmal den Anfang der Bahn zum Ideal brechen.

Mit Aufſuchen, Kaufen, Sammeln, mein Liebſter, worauf Sie halten, bin ich unglücklich, und es iſt mir hierin auch nicht das Kleinſte bisjetzt vorgekommen. Außerdem, daß es viel Zeit und müßiges Herumgehen fordert, ſetzt es einen Geiſt voraus, der mir verſagt iſt.

Daß Riemer das Glück hat, in Ihrem Hauſe zu ſein, und daß Sie mit ihm zufrieden ſind, iſt mir überaus lieb. Er iſt bei Kindern in vieler Rückſicht trefflich, und es hat mich ſehr geſchmerzt, daß er nicht hier bleiben konnte. Ich hätte bei Theodor's Kränkeln in dieſer Zwiſchenzeit kaum einen eigenen Menſchen brauchen können, und jetzt hoffe ich, daß vielleicht die Reiſe meiner Frau mir zu einem verhelfen ſoll.

Ich bin ſo frei, mein lieber Freund, einen Brief an Eichſtädt beizulegen, der die jenaiſche, ich denke auch Allgemeine Literatur-Zeitung betrifft. Ein gewiſſer Rehfues hier, den Sie dem Namen nach unſtreitig kennen, wünſcht deren Mitarbeiter zu ſein, und erbietet ſich in dieſem Briefe dazu. Ich kenne ihn wenig; indeß ſcheint er ein denkender Kopf und der in Italien Beſcheid weiß, und überdies muß ja ſein Journal, das hierher noch nicht gedrungen iſt, für oder wider ihn ſprechen. Ich bitte Sie alſo nur um gütige Beſorgung der Inlage.

Grüßen Sie Schillers und Meyer, mein theurer Freund, und leben Sie herzlich wohl!

Ihr

Humboldt.

44. Goethe an Frau von Humboldt.

Nr. 1.

In wie mancher Stunde habe ich nicht mit wahrer und lebhafter Theilnahme an Sie gedacht, und mich faſt ebenſo oft über den frevelhaften Vorſatz verwundert, den man ausſprechen kann, ſich in großer Entfernung monatlich zu ſchreiben. Die Entfernung ſchließt das Nahe eben aus; wie kann man ſich das täglich Erfreuende und Bedrängende mittheilen, wenn die Stimme langſam herüber- und hinüberklingt, und dann treten die unerwarteten Vorfälle ein, die auf einmal uns außer Geſchick ſetzen und indem man fortfahren will, weiß man nicht, wo man anfangen ſoll.

Diesmal gedenk' ich in Erinnerung ſo manches Vergangenen, in Abſicht auf manches Künftige, Ihnen einen langen Brief zu ſchreiben, damit der Faden wieder ſo fortfließe.

Sie haben indeſſen (durch den Tod des Sohnes) einen großen Verluſt erlitten, von dem ich ſchweige. Möge alles, was die Natur den Menſchen von Linderungsmitteln ſolcher Schmerzen zugedacht hat, Ihnen geworden ſein und werden; denn ſie kann allein das Uebel, das ſie zufügt, wieder erſetzen.

Indeſſen iſt Fernow bei uns angekommen, er hält ſich wacker und gut; aber ein unglückliches Fieber macht ihm viel zu ſchaffen. Da es ihm Ernſt iſt, um das, was er treibt, und er von Haus aus eine redliche Natur iſt, ſo haben wir gute, nützliche und angenehme Zeit zuſammen.

Riemer ist bei meinem August und ich hoffe, sie sollen sich recht wohl zusammen befinden.

Schiller geht, nach seiner Art, mit großen Schritten immer vorwärts, sein Tell ist fürtrefflich angelegt und was ich davon gesehen habe, meisterhaft ausgeführt.

Mich selbst hat der in die jenaschen Herren, besonders aber der in die Unternehmer der A[llgemeinen] L[iteratur]-Z[eitung] gefahrene Schwindelgeist in die traurige Nothwendigkeit versetzt, für diesen antiken Stadt- und Lehrkörper wieder einmal persönlich zu wirken und vorzüglich eine dito Allgemeine Literatur-Zeitung in Jena zu conserviren, zu instauriren, zu restauriren, womit ich denn beinahe vier Monate für mich verloren habe, nicht eben daß ich viel that; aber weil doch alles gethan sein will und alles, was man thun muß, Zeit wegnimmt, und darum könnte ich aus dem letzten Vierteljahr auch nicht einmal mit einem Liedchen dienen.

Indessen hat das Leben manches Interessante gebracht. Professor Wolf von Halle ist 14 Tage bei uns gewesen, jetzt ist Johannes von Müller hier, und Frau von Staël beehrt uns auch schon vier Wochen mit ihrer Gegenwart.

Die von Fernow mitgebrachten Zeichnungen des verstorbenen Carstens haben mir viel Vergnügen gemacht, weil ich dadurch erst dieses seltene, freilich in früherer Zeit durch Umstände zurückgehaltene und dann zuletzt auch noch unreif weggemähte Talent habe kennen lernen.

Ein paar große Bilder von Hakert sind hierhergekommen, die als praktische Nachbildung des Wirklichen vielleicht nichts Vollkommeneres denken lassen.

Was meine Studien und Liebhabereien betrifft, so weiß ich nicht, ob ich Ihnen etwas von meiner modernen Medaillensammlung in Erz und Kupfer gesagt habe, die von

der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts anhebt und ſich bis auf die neueſten Zeiten erſtreckt.

Ich bin bei meiner neuen Bearbeitung Cellini's darauf gekommen; denn da man ſich im Norden mit Broſamen begnügen muß, ſo ſchien es mir nur möglich, durch Originalmedaillen aus den verſchiedenen Jahrhunderten, die doch immer, wie bekannt, ſich zur Bildhauerkunſt ihrer Zeit anzunähern wußten, irgendetwas Anſchauliches über die bildende Kunſt zu erhalten, und es iſt mir ſchon ſehr, durch Bemühung, Gunſt und Glück, gelungen, etwas Bedeutendes zuſammenzubringen. Erlauben Sie, daß ich ein paar Aufträge und Wünſche beilege.

1. Wegen ein paar alten Medaillen, welche Mercandetti beſitzen ſoll.

2. Wegen päpſtlicher Medaillen, von Innocenz XIII. an incluſive die hameraniſchen [?] von Clemens XI., habe ich ſehr ſchön.

3. Wegen einer bei Mercandetti zu beſtellenden Medaille, welches letztere ich beſonders ſowol Ihnen als Humboldt recht ans Herz lege; weil die Entrepriſe allerdings ernſthaft iſt, wobei am Ende wol einige Zufriedenheit zu gewinnen, ſollte ſie aber verunglücken, Geld zu verlieren und Verdruß einzuernten iſt.

Goethe an Wilhelm von Humboldt.

(Die ſo || || eingeklammerte Stelle dieſes Briefes iſt als ein ſelbſtändiges Ganzes in der Greizer Zeitung vom 27. Mai 1873, Nr. 120 abgedruckt und noch dazu mit dem Datum: Weimar, den 9. Auguſt 1803!)

An Herrn von Humboldt, Rom.

Vorliegendes Blättchen Nr. 1 hatte ich ſchon vor Monaten an Ihre liebe Dame geſchrieben, ſie iſt die Zeit hier ge-

weſen und ich habe das Vergnügen gehabt, mich mit ihr zu unterhalten; ſie iſt, wie ich höre, glücklich in Paris an- und niedergekommen. Möge ſie nun auch bald Ihren Herrn Bruder dort umarmen, der für uns gewiſſermaßen [nach der amerikaniſchen Reiſe] von den Todten wieder auferſteht. Ihr lieber Brief vom 25. Februar iſt mir ſeinerzeit auch richtig geworden und ich merke jetzt, indem ich die lange Pauſe, worin ich nichts von mir hören laſſen, überdenke, in welchen ſonderbaren Bewegungen mir dieſe Zeit verſtrichen.

|| Schiller's Tell iſt ſchon eine Weile fertig und geſpielt, ein außerordentliches Product, worin ſeine dramatiſche Kunſt neue Zweige treibt und das, mit Recht, eine große Senſation macht. Sie werden es auch bald erhalten; denn es wird ſchon daran gedruckt.

Ich habe mich zu einem Verſuche verführen laſſen, meinen Götz von Berlichingen aufführbar zu machen. Dies war ein faſt unmögliches Unternehmen, indem ſeine Grundrichtung antitheatraliſch iſt, auch habe ich wie Penelope, nun ein Jahr immer daran gewoben und aufgedröſelt, wobei ich viel gelernt, ich fürchte aber, zu dem vorliegenden Zweck nicht alles geleiſtet habe. In ungefähr ſechs Wochen denke ich ihn zu geben, und Schiller wird Ihnen wol ein Wort darüber ſagen. ||

Iſt Ihnen denn unſere Jena'ſche Literatur-Zeitung von dieſem Jahre zu Geſichte gekommen? und hat irgendetwas darin Enthaltenes Ihr Intereſſe erregt?

Für die ſehr angenehme Nachricht, die Sie mir von einer Improviſatrice geben, bin ich Ihnen ſehr dankbar. Dürfte ich wol davon in dem Intelligenzblatte der Literatur-Zeitung Gebrauch machen? Auf alle Weiſe würde ich das Geſagte dergeſtalt modificiren, wie das Verhältniß zum Publikum, das nicht alles zu wiſſen braucht, es mit ſich bringt. Kön-

nen Sie mir aus dem Schatze Ihrer Beobachtungen manchmal etwas dergleichen mittheilen, so würden Sie uns eine große Freude machen.

|| Nach dem Tode von Jagemann ist Fernow bei der Herzogin Mutter Bibliothek angestellt, und sein Verhältniß ist für ihr Haus und die daselbst sich versammelnde Societät unschätzbar, er belebt die Liebe zur italienischen Literatur und gibt zu geistreicher Lektüre und Gesprächen Anlaß.

Ueberhaupt ist man in Weimar wie im Himmel, seitdem der Böttigerische Kobold weggebannt ist; auch geht es auf unserer Schule recht gut. Voßens ältester Sohn ist als Professor angestellt, der von seinem Vater diese gründliche Neigung zum Alterthum und besonders von der Sprachseite geerbt hat, worauf doch alles bei einem Schulmann ankommt. ||

Riemer hält sich in meinem Hause auch recht gut, und ich bin mit den Fortschritten meines Knaben, der freilich mehr Neigung zum Gegenstande als zum Ausdrucke hat, ganz leidlich zufrieden.

Das Project der Frau von Staël, einen Theil des Sommers hier zuzubringen, ist durch den Tod ihres Vaters vereitelt worden. Sie hat [A. W.] Schlegeln von Berlin mitgenommen, sie sind zusammen in Coppet und werden wol gegen den Winter nach Italien kommen. Ein solcher Besuch muß Ihnen, werther Freund, erfreulicher sein als mancher andere.

Für die Mittheilung der übersetzten Pindarischen Ode danke zum schönsten, sie hat mir und Riemern eine sehr angenehme Stunde der Unterhaltung verschafft.

Beiliegendes Promemoria an Mercandetti haben Sie ja wol die Güte bestellen zu lassen und den Mann etwa selbst über die Sache zu sprechen. Dann haben Sie ja wol unter Ihren dienstbaren Geistern irgendjemand, der auf die Sache in der Folge ein Auge hätte. Ich möchte gern unserm alten

Gönner [Dalberg] ein ſolches öffentliches Zeichen des Dankes gebracht wiſſen, das auch von ſeiten der Kunſt bedeutend wäre; aber freilich in ſo weiter Ferne etwas zu beſtellen, iſt immer gewagt, deswegen ich Sie um freundliche Theilnahme bitte.

Vor allen Dingen kommt es darauf an, daß Mercandetti leidlich fordere. Für ſeinen Alfieri, den er anbietet, verlangt er drei Piaſter, welcher ſo groß als ſein Galvani werden ſoll. Wenn er nun für die Erzkanzleriſche Medaille, welche beſtellt wird und nicht größer ſein ſoll, etwas mehr fordert, ſo darf es doch nicht viel ſein, und wenn er verhältnißmäßig recht billig iſt, ſo getraue ich mir ihm 200 Subſcribenten zu verſchaffen, und er macht ſich, wie auch ſchon im Promemoria bemerkt iſt, durch dieſe Medaille in Deutſchland bekannter als durch irgendſonſt eine Arbeit, woran ihm bei der Suite von berühmten Männern des vorigen Jahrhunderts, die er herausgeben will, viel gelegen ſein muß. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen zu Ihren vielen Geſchäften auch noch dieſe Laſt mache; ſuchen Sie aber doch die Sache dergeſtalt einzuleiten, daß es nicht viel Hin- und Herſchreibens braucht, und daß ſich Mercandetti in einer Antwort auf das Promemoria annehmlich erklärt, die Briefe zaudern jetzt unerträglich, einer von Florenz hierher läuft 20 Tage und darüber.

Daß Sie an meiner natürlichen Tochter Vergnügen gehabt, gereicht mir zu großem Troſte. Denn wenn ich gegen meine abweſenden Freunde ſo lange ſtumm bin, ſo iſt mein Wunſch durch das, was ich im ſtillen arbeite, mich endlich auf einmal wieder mit Ihnen in Verhältniß zu ſetzen. Leider bin ich von dieſer Arbeit abgekommen und weiß nicht, wann ich die Folge werde leiſten können.

Haben Sie die 20 lyriſchen Gedichte geſehen, die in meinem Taſchenbuche dieſes Jahres von mir herausgekommen

ſind. Einiges befindet ſich darunter, das Ihnen nicht mißfällig ſein ſollte. Vergelten Sie nicht Gleiches mit Gleichem und ſchreiben mir bald. Theilen Sie mir manche Bemerkungen über Länder, Nationen, Menſchen und Sprachen mit, die ſo belehrend und auffordernd ſind. Verſäumen Sie auch nicht von Ihrer und der lieben Ihrigen Geſundheit etwas zu melden.

[Weimar, Ende Juli 1804.]

[Das Concept hat das von anderer als des erſten Schreibers Hand beigefügte unbegreifliche Datum: Weimar, den 9. Auguſt 1817!]

45. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Marino, den 23. Auguſt 1804.

Ihr Brief, mein theurer Freund, iſt nur 14 Tage unterwegs geweſen und ich habe ihn hier am 14. d. richtig empfangen. Am 16. ging ich, meine Poſt abzumachen, nach Rom, und habe dieſe Gelegenheit benutzt, mit Mercandetti zu ſprechen. Ich habe ihn ſeine Antwort Punkt für Punkt ſchriftlich aufſetzen laſſen, bin ſie mit ihm durchgegangen, und habe ihm bemerklich gemacht, wo Dunkelheiten waren. In dieſer Woche wird er ſeine Antwort nun noch einmal umgeändert, und die Medaillen, die er Ihnen zur beſſern Prüfung ſeiner Geſchicklichkeit ſchicken wollte, eingepackt haben, und morgen, da ich wieder nach Rom gehe, rede ich mit ihm und gebe Ihnen am Ende dieſes Briefs auf alles genügende Auskunft. Hier alſo nur noch zwei Bemerkungen. Ich werde mit Vergnügen jede auf dies Geſchäft Bezug habende Beſorgung übernehmen, allein die Aufſicht über die Arbeit kann ich nicht übernehmen, weil ich mich darauf nicht

verſtehe. Auch weiß ich nicht, welchem der hieſigen Künſtler ich dies auftragen könnte. Mir ſchiene Gmelin der paſſendſte und Gmelin wird es Ihret- und meinetwegen gern thun. Allein Fernow und Meyer kennen das ganze Perſonal hier und können am beſten rathen. Zeigen Sie mir alſo beſtimmt Ihre Wahl an. Ich kann Ihnen ſonſt für nichts einſtehen. Zweitens: ſcheint Ihnen Mercandetti wirklich ein ſo vorzüglicher Künſtler? Mir kommt es, offenherzig geſagt, nicht ſo vor. Vielmehr, dünkt mich, ſind einige Medaillen, die Bonaparte in Paris hat ſchlagen laſſen, viel ſchöner gemacht. Ob Abramſon oder Loos in Berlin gleich gut arbeiten, weiß ich nicht. Aber die Nähe wäre, ſchon bei gleicher Güte, ein Vortheil. Wegen Ihrer zu kaufenden Medaillen wundert es mich, daß Sie mir Kamerani [sic] nicht nennen. Er hat eigentlich die ganze Suite päpſtlicher Medaillen. Doch kommen Sie durch Mercandetti gleich gut zum Zweck.

Daß die Entfernung durch die Langſamkeit der Mittheilung das Schreiben unangenehm macht, liebſter Freund, iſt wol wahr, aber ein Theil dieſer Unannehmlichkeit wird doch durch ſchnelles Antworten gehoben, und wir beſonders leben, wenn auch weit entfernt, im Grunde doch in verwandten Kreiſen. Mehr oder weniger beſchäftigt uns beide doch Alterthum, Kunſt und deutſche Literatur. Wir brauchen alſo nur Eins zu thun, mein Theurer, wir brauchen wegzuſehen von der Entfernung, als einer „die Mittheilung hindernden", und hinzuſehen auf ſie, als eine „die Mittheilung doch nicht unmöglich und dagegen nothwendig machende", und haben ſomit in die Entfernung die Nichtentfernung aufgenommen, und müſſen uns nun ſelbſt über den Schein wundern, durch den wir uns entfernt glauben konnten.

Verzeihen Sie dieſe ſtreng metaphyſiſche Demonſtration. Aber es war eine Anſtrengung, ein Saltus mortalis nöthig, um Sie gleich zu überzeugen, daß ich auf den ſieben Hügeln

doch mitten unter den Geſpenſtern herumwandle, die bei Ihnen ſpuken; Sie werden nun nicht nach dem ſuchen, was Sie etwa mit mir verknüpfen könnte, ſondern aufs Gerathewohl ergreifen, was Ihnen nahe liegt, und Sie werden mich dann wieder vielleicht öfter mit Briefen erfreuen. Thun Sie es, wenn Sie können, Sie machen mich ſehr glücklich dadurch. Aber thun Sie es nicht, ſäumen Sie wie jetzt, ſo laſſen Sie nur eine falſche Scham einreißen. Der Augenblick, in dem Sie wieder anfangen, hebt immer die ganze Vergangenheit, in der Sie ſchwiegen, auf.

Mir geht es ſehr gut, mein beſter Freund; meine beiden kleinen Mädchen ſind ſehr wohl, und aus Paris [von der Gemahlin] habe ich fortdauernd gute Nachrichten. Nur gehe ich dieſen Sommer, meine Geſchäfte, die Gott mich bewahren ſoll, Thätigkeit zu nennen, ausgenommen, ein wenig müßig. Ich glaubte hier auf dem Lande viel zu arbeiten; aber wer könnte am Tiſch ſitzen in dieſer himmliſchen Gegend, in dieſem Sommer, der ſchlechterdings nicht heiß iſt? Jeden Nachmittag alſo gehe ich, oder reite ich, zu Pferd oder Eſel aus, näher oder weiter, und gehe und genieße ſo viel und ſo innig, daß ich doch dieſen Sommer zu der am beſten angewendeten Zeit rechnen werde. Ich weiß nicht, ob Sie dies Latiner Gebirge und die Ufer des Albaner- und Nemier-Sees recht kennen. Wer verhältnißmäßig nur kurz in Rom iſt, den zieht Rom mehr an. Aber wer Muße hat, hier alles Einzelne zu durchgehen, der findet unbegreifliche Standpunkte, einen Reichthum in einem ſpannenlangen Raume, der ſich immer wieder durch ſich ſelbſt von der Phantaſie neu befruchtet. Den großen Unterſchied zwiſchen dieſen und unſern Gegenden finde ich darin, daß die unſern uns immer entweder aus uns hinaus ins Ungeſtüme, oder in uns hinein ins Düſtere treiben, immer unruhig oder ſchwermüthig, alſo empfindſam machen. Hier löſt ſich alles in Ruhe und Heiterkeit auf.

Man bleibt immer klar, immer gleichmüthig, immer objectiv geſtimmt. Die ſpaniſchen Gegenden, habe ich oft bemerkt, wirken im ganzen wie die deutſchen.

Ich habe oft darüber und über die ganze Wirkung nachgedacht, die Rom macht, und mich gefragt, wieviel wol davon objectiv ſein mag. Schelling hat, denke ich, irgendeinmal geſagt, daß das claſſiſche Alterthum eine Trümmer eines urſprünglichen höhern Menſchengeſchlechts ſei, und etwas Wahres liegt darin; jede Vergleichung zwiſchen Modernen und Alten hinkt, weil es für uns nicht mehr dieſelbe Gattung iſt, die beide umfaßt. Ein Vers Homer's, ſelbſt ein unbedeutender, iſt ein Ton aus einem Lande, das wir alle als ein beſſeres und doch uns nicht fernes anerkennen, jeder ergreift zugleich und in Einem Gefühl mit Götterehrfurcht und mit Heimatſehnſucht. Vieles kommt zuſammen, das hervorzubringen; ſchon das trägt bedeutend dazu bei, daß jene Glücklichen eine Sprache redeten, die für uns nie zum Gepräge des Gemeinen dient. Aber der eigentliche Erklärungsgrund liegt für mich in den Zeiten der Barbarei. Durch das Chriſtenthum und den Zuſtand geſellſchaftlicher Wildheit (die Griechen kannten nur eine Naturwildheit), wurde der Menſch ſo mürbe gemacht, daß natürliche Ruhe, ungeſtörter innerer Friede auf ewig für ihn verloren war, und beide jetzt uns erſt durch einen ſauern Sieg erkämpft werden müſſen. Man ſpaltete ſeine Natur, ſetzte der Sinnlichkeit eine reine Geiſtigkeit entgegen, und erfüllte ihn mit nun nie mehr weichenden Ideen von Armuth, Demuth und Sünde. Wenn er nun ſo, in ſeinem Innern zerknirſcht durch ein Gemiſch gnoſtiſcher Spitzfindigkeiten und Schwärmereien, engherziger ſchreckenvoller Begriffe des Judenthums, in ſeinem Aeußern geſchreckt und geplagt durch willkürliche Gewalt, die aber immer mit dem Namen des Rechts (wie keine Tyrannei bei den Alten) Unterwerfung forderte, wenn er ſo zum erſten

mal aufblicken konnte zu jenen Geſchlechtern, die in ganz entgegengeſetztem Zuſtande gelebt hatten, wenn er ihre Werke noch dazu mit allem Zauber der Einbildungskraft umgeben ſah, ſo mußte er niederfallen, wie vor Göttergeſtalten, und da wir noch immer, nur hier und da geringer, in demſelben innern und äußern Zwieſpalt fortleben, ſo muß auch jene Anbetung bei uns fortdauern. Niemand hat je die moderne Welt aus der alten eigentlich deducirt, und niemand kann es. Es iſt da eine Kluft, die jeder bemerken muß, wo nur noch das plötzliche Erſcheinen des Chriſtenthums einen nothdürftigen Erklärungsgrund abgibt.

[Die folgende ſo || || eingeklammerte Stelle iſt von Goethe in ſeinem Aufſatz: Winckelmann, Kapitel: Rom, III, 477 übernommen worden].

|| Rom iſt der Ort, in dem ſich für unſere Anſicht das ganze Alterthum in Eins zuſammenzieht, und was wir alſo bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfaſſungen empfinden, glauben wir im Rom mehr noch als zu empfinden, ſelbſt anzuſchauen. Wie Homer ſich nicht mit andern Dichtern, ſo läßt ſich Rom mit keiner andern Stadt, römiſche Gegend mit keiner andern vergleichen. Es iſt allerdings alſo das meiſte an dieſem Eindrucke ſubjectiv, aber es iſt nicht blos der empfindende Gedanke zu ſtehen, wo jener oder dieſer große Mann ſtand. Es iſt ein gewaltſames Hinreißen in eine von uns nun einmal, ſei es auch durch eine nothwendige Täuſchung, als edler und erhabener angeſehene Vergangenheit eine Gewalt, der ſelbſt, wer wollte, nicht widerſtehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land laſſen, und die unglaubliche Maſſe der Trümmer ſelbſt das Auge dahin führen, und da nun dieſe Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erſcheint, die allen Neid ausſchließt, an der man überglücklich ſich fühlt, nur mit der Phantaſie theilzunehmen, ja an der keine andere

Theilnahme nur denkbar ist, und dann dem äußern Sinne zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation (die doch wieder nicht überüppig ist, wie in noch südlichern Gegenden), die Bestimmtheit der Umrisse im klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt, — so ist nur hier der Naturgenuß reiner, von aller Dürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Ueberall sonst reihen sich Ideen des Contrastes daran, er wird elegisch oder satirisch. Freilich indeß ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweist sein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen. Es geht damit, wie wenigstens mir und Zoega mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halbversunkene ausgräbt. Es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phatasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer policirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was aber die 72 Cardinäle verhüten mögen! so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht. ||

Sie glauben nicht, welchen Aerger ich manchmal in mich fressen muß bei gewissen Fremden, denen keine Villa hier recht ist, die bald zu wenig Schatten, bald zu viel geschnittene [unlesbar] finden, die sich immer wundern, warum die Römer keine englischen Gärten anlegen, und nicht sehen, daß das gerade noch eine der größesten Exemtionen ihres gesunden

Menſchenverſtandes iſt, höchſtens noch der Partie am See in der Villa Borgheſe Gerechtigkeit widerfahren laſſen, weil da ſogar künſtliche Ruinen ſind, nicht einſehen, daß der Anblick der Campagna mit den vielen Waſſerleitungen und Trümmern darin, und den hohen, ſchön bewachſenen und reichlich bevölkerten Bergen am Ende unendlich größer iſt, als wenn nun da eine Menge moderner Landhäuſer und Gärten und Parke wie um Paris, alles verdeckte und verwirrte, endlich klagen, daß um Rom keine Bäume ſind, und rein aus Eigenſinn die Gegenden nicht beſuchen, wo die göttlichſten ſtehen, die Gottes Erdboden trägt, darauf nach Neapel gehen, in Entzückung gerathen und bei der Zurückkunft einen ordentlich mit Gutmüthigkeit bedauern, daß man in Rom wohnen muß! Ich konnte Ihnen, mein theurer Freund, dies Bild meiner Leiden nicht ſchenken. Glücklicherweiſe treffen ſie immer mit den Leiden des Herrn in der Paſſionswoche zuſammen, zu ihnen ſtoßen die Langeweile der kirchlichen Functionen und die mir in den Tod verhaßte Muſik; ſo dient mir alles zuſammengenommen zur heilſamen Buße und löſt ſich im Sommer, wo das Phantom der böſen Luft glücklicherweiſe alle dieſe ultramontanen Unholde wieder verſcheucht, in reinen Genuß auf.

Da ich erſt der Aufgrabungen erwähnte, ſo weiß ich nicht, ob Sie einen Begriff von der Scheußlichkeit haben, die man um den Bogen des Septimius Severus gemacht hat. Man hat ein Loch, wie um die Trajansſäule angelegt, und mit einer Mauer eingefaßt, und dadurch nun nichts gewonnen, als daß man einen ſehr mittelmäßigen Bogen und gleiche Basreliefs allenfalls ausmeſſen kann. Denn an Sehen iſt, da von oben immer noch die Hälfte verdeckt iſt und unten man immer zu nahe ſteht, nicht zu denken. Der ſchöne Eingang auf den Campo vaccino durch den mehr als halbverſchütteten Bogen hindurch iſt nun ganz verdorben. Jetzt

legt man einen gleichen Brunnen um den Bogen des Konſtantin an, und gräbt auch im Circus Maximus.

Hier in Marino beſuche ich faſt jeden Nachmittag neue und in Vignen und in dichtverwachſenen Macchien verſteckte Ruinen. Merkwürdiges findet ſich natürlich ſelten, aber als Zweck eines Spazierganges kenne ich nichts Unterhaltenderes. Dabei kommt man ſo am beſten in der ganzen Gegend herum, und verfehlt keinen ſchönen Geſichtspunkt. Manchmal freilich mache ich auch ermüdende Fehlverſuche und werde zu ziemlich modernem Gemäuer verführt. So ging es mir auch geſtern, wo man mich 11 Miglien weit auf das Caſtell Ariano über Velletri ſchleppte und hernach alles neu, nur einiges einigermaßen zweifelhaft war. Aber ich war durch den Weg und die Gegend entſchädigt. Denn das Caſtell liegt, vielleicht höher als Monte Cavo, Cori gegenüber, mit der himmliſchſten Ausſicht auf das Land und das Meer bis Monte Circello hin. Gleich ſchön war der Weg dahin, da man über Rocca di Papa und die ſogenannten Hannibalswieſen hin den Wald der Fajola faſt in ſeiner ganzen Länge durchmißt.

Ich hatte den Tag zuvor gerade und mit großem Genuß Voßens Abhandlung zu ſeiner Heſiodiſchen Karte geleſen. Von der Gründlichkeit und Gelehrſamkeit ſeiner Forſchungen iſt es nicht nöthig ein Wort zu ſagen. In der Darſtellung hat mir der Stil weit mehr als in der Recenſion Adelung's gefallen, wo er alle Augenblicke von der Proſa zur Poeſie ſteigt und zurückfällt, aber etwas Ermüdendes behält ſein Stil immer. Bei einer Materie wie dieſe, wo es ſo viele Mühe koſtet, feſte Reſultate zu finden, ſollte man am meiſten das unangenehme Gefühl der Verwirrung vermeiden, das aus widerſprechenden Zeugniſſen entſteht, und dafür hat er wenig geſorgt. Man hat ſogar Mühe, ſeine Reſultate feſtzuhalten. In Schlözer's Nordiſcher Geſchichte gibt es

einige treffliche Beispiele von dem, was man in dieser Art leisten kann und leisten sollte.

Ihre Literaturzeitung, mein Bester, lese ich nicht blos, sondern sie ist einer meiner größten Genüsse. Ich halte zugleich die Hallesche (Ihre hält eigentlich der bairische Gesandte, ein Bischof Häffelin, ein unterrichteter Mann und mir in solchen Dingen ein großer Trost hier), und so suche ich mir wenigstens ein Schattenbild deutscher Literatur zu machen. Sollte ich beide Zeitungen, die nicht mehr vergleichbar sind, vergleichen, so würde ich sagen, daß die Hallesche nun erst vollkommen zeigt, wie philisterhaft sie ist. Die Ihrige liefert weniger eine Darstellung der Schriften (manchmal für den Entfernten, der sie nicht selbst consultiren kann, zu wenig), als ein Raisonnement über sie. Die meisten Recensionen sind eigentliche Aufsätze, immer belehrend für sich und oft pikant, sie lesen sich besser und geben mehr Anlaß, selbst zu denken.

Ich habe jetzt bis zu Ende April gelesen. Doch ist eben der Rest bis zum Juli gekommen. Bis dahin hat meinen unbedingtesten Beifall die Recension der Vossischen Gedichte. Sie ist wirklich genialisch, wahr gesehen, fein ausgedrückt und sehr schön geschrieben. Sie geht leise vorüber, wo man nicht fest auftreten durfte, ohne wirklich Unrecht zu thun, und kommt gemach zu dem Ziel, bei dem man mit aller Gerechtigkeit verweilen kann. Einige metaphysische Recensionen haben mir gefallen, weil sie kurz und bündig die Verschiedenheit der Systeme anzeigen, allein ich weiß nicht, ob eine einzige ist, die ihren Verfasser vollkommen auf der metaphysischen Höhe zeigt. Am meisten misfallen, damit Sie alles wissen, hat mir die Recension von Schiller's Braut. Es ist eine Verwirrung aller Dichtungsarten darin, und zugleich eine Prätension, eine Declamation über die arme Zeit, die jetzt so oft herhalten muß, die einen anekeln. Von Chor im Schiller'schen Sinne scheint der Recensent nicht einmal

die Idee gefaßt zu haben. Er ſoll nach ihm ſo eine Art Aushelfer ſein, wo die Handlung nicht alles ausſpricht, oder ein Milderungsmittel zu ſtarken Eindrucks und Gott weiß was. Daß der Chor die Welt zu den einzelnen Perſonen der Handlung iſt, — ſelbſt das ſcheint er nicht geahnt zu haben. Daher ihm denn auch die gerade ſehr ſchöne Theilung des Chors ganz wunderbar vorkommt. Im Affect geſagte und ſo verſtandene Stellen führt er wie aktenmäßige Beweiſe an, kurz es ſcheint mir ein wunderlicher Heiliger. Voßens Recenſion von Adelung hat mich ſehr gefreut. Ich habe den Adelung hier faſt immer in Händen, weil mir viele andere Hülfsmittel abgehen, und ſehe täglich mehr ſeine Mangelhaftigkeit ein, nur hätte ich gewünſcht, Voß ſelbſt hätte mehr Facta angeführt.

Voß muß eigene und viele Materialien über Etymologie haben. Davon ſollten Sie ihn vermögen, einiges manchmal der Literaturzeitung mitzutheilen. Am Eingang der Bände ſtände ein ausführlicheres Raiſonnement, und hinter den Strichen am Ende der Blätter eine Menge einzelner Bemerkungen ſchon an ihrer Stelle.

Mit großem Intereſſe habe ich die Anzeige der Peſtalozzi'ſchen Methode geleſen. Nur finde ich den Recenſenten zu nachſichtig. Sagen Sie mir einmal ſelbſt, was aus dem Menſchengeſchlechte würde, wenn alle Kinder nun 30 Jahre hintereinander nachbeteten: das Auge liegt unter der Stirn, zweimal zwei iſt vier, ein Quadrat hat vier gleiche Seiten und ſo fort. Ich fürchte ſehr, indem man beſonders die Schulen der niedern Stände verbeſſern will, räumt man als Unrath gerade das mit weg, was allein Heil brachte. Auch der Bauer und Bettler hat eine Phantaſie und ein anderes Gefühl, als das bloße ſeiner Dürftigkeit und ſeines kärglichen Genuſſes, auch in ihm kann und muß etwas Höheres geweckt werden, und bisher wurde es geweckt. Man las in allen

Schulen kapitelweiſe die Bibel. Da war Geſchichte, Poeſie, Roman, Religion, Moral, alles durcheinander; der Zufall hatte es zuſammengefügt, aber die Abſicht möchte Mühe haben, es gleich gut zu machen. Aus dieſer Quelle ſchöpfte bisjetzt der gemeine Mann alles, wodurch er mehr als bloßes Laſtthier war, und dafür werden ihm alle Syſteme der Anſchauung keinen Erſatz gewähren. Es iſt wirklich ein fürchterlicher Gedanke, dem Menſchen die Anſchauungen ſeiner eigenen Glieder zuzählen zu wollen, da man genug zu thun hat, Ordnung in dem Chaos von Anſchauungen zu ſtiften, die ſich von ſelbſt aufdrängen. Die mathematiſche Richtung zur Hauptrichtung machen, iſt gar entſetzlich. Aeußerſt gefällig iſt aber der Recenſent, daß er zugibt, daß eines der Peſtalozzi'ſchen Unterrichtsmittel die Sprache iſt. Was hat die Sprache mit dem trockenen Benennen der Gegenſtände gemein? Die Sprache würde oder könnte wenigſtens als Vehikel alles in der That leiſten, da ſie der Form und Materie nach ein Abdruck der Welt iſt. Aber dann müßte man nicht, wie bisher geſchehen, blos Grammatik unter ihr verſtehen, und dazu gehörten für die Lehrer ſelbſt Studien, die man jetzt mit Billigkeit nur von wenigen unter ihnen fordern kann.

Aber ich mache dieſem langen Geſchwätz ein Ende. Grüßen Sie Schiller herzlich, und den ganzen Kreis unſerer übrigen Freunde. — Ob Sie von meiner Improviſatrice Gebrauch machen ſollen, kann ich wirklich nicht ſagen, weil ich nicht weiß, was ich geſchrieben habe. Aber alles iſt ja doch (von meiner Seite) namenlos und was Sie thun iſt gut gethan. Ich ſelbſt habe ſie, da ich und ſie auf das Land gegangen ſind, ſeit einiger Zeit aus dem Geſicht verloren. Leben Sie herzlich wohl, und gedenken Sie manchmal Ihres abweſenden Freundes.

Humboldt.

46. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Rom, den 5. Juni 1805.

Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die ſchreckliche Nachricht von Schiller's Tode empfing. Nichts hat mich je gleich ſtark erſchüttert. Es iſt das erſte mal, daß ich einen erprüften Freund, mit dem ſich durch Jahre des Zuſammenſeins Gedanken und Empfindungen innig vermiſcht hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten Jahren lebten, noch ſchrecklicher. Seinen letzten Brief ſchrieb er mir im September 1803 [unrichtig] über meines Wilhelm's Tod. Er war über meinen Schmerz ſehr bewegt, aber was er darin wünſcht und hofft, iſt in Erfüllung gegangen. Er iſt hingeſchieden, ohne ſelbſt einen von denen, die ihm zunächſt lieb waren, verloren zu haben. Seine ſchwächliche Conſtitution, ſagt er, laſſe es ihn hoffen. Wäre er ſelbſt nur uns nicht ſo früh entriſſen worden! Jetzt denke ich oft, er hätte die letzten Jahre ſeines Lebens hier zubringen ſollen. Rom würde einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben, er hätte das mit ſich hinübergenommen. Er hätte ſich auch vielleicht länger erhalten, der ſtrenge Winter ſcheint ihm doch verderblich geweſen zu ſein, vielleicht auch die ewige Anſtrengung, die nachgelaſſen oder doch milder gewirkt hätte, wenn er ſeinen äußern Sinn durch große Umgebungen getragen, ſeine Einbildungskraft durch eine ihrer würdigere Natur um ſich her unterſtützt gefühlt hätte. Wie einſam Sie ſich fühlen müſſen, kann ich mir denken; und doch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch ſich noch den Ton der Worte ſeiner letzten Tage zurückrufen, mir iſt er wie ein Schatten entflohen, und ich muß

alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühsam herbeiholen. Wie oft ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt und muthwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals den Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte.

Sie, liebster Goethe, sollten jetzt den nächsten Winter in Italien zubringen. Solange Schiller lebte, hätte ich Sie nie recht ernstlich einladen mögen. Sie besaßen sich gegenseitig, keiner von Ihnen hätte für eine lange Trennung Ersatz gefunden. Jetzt, da dies Band zerrissen ist, sollten Sie auf eine Zeit ein schöneres Land, und die Umgebungen suchen, die Ihnen schon aus dem Andenken her so werth sind. Die politischen Umstände scheuen Sie nicht. Selbst wenn, wie ich nicht glaube, Krieg entstände, kann man, trauen Sie meiner Erfahrung, ruhig genießen, und das armselige Getreibe um sich her ruhig geschehen lassen. Die äußern Unbequemlichkeiten Italiens sollen Sie nicht drücken. Die ersten Wochen wohnen Sie bei uns, richten sich dann mit Muße ein, in dieser Rücksicht hat Rom, wie jede viel von Fremden besuchte Stadt, seit Ihrem Hiersein unstreitig gewonnen. Für Ihre Gesundheit wäre mir auch nicht bange. Das mildere Klima muß Ihnen wohlthätig sein, und Sie finden auch künftiges Jahr noch Kohlrausch bei mir im Hause, der Sie ja, denke ich, in Weimar gesehen hat, und den Schiller sehr liebte. Thun Sie es, mein Bester. Ueber uns können Sie ganz gebieten, so einsam Sie wollen, und so viel in unserer Gesellschaft als Ihnen lieb ist, leben. Wenn Ihnen Rom wirklich noch theuer ist, so lassen Sie sich nicht durch kleine Bedenklichkeiten abhalten. Ein Genuß wie Natur und Kunst ihn Ihnen hier gewähren müssen, verdiente

ſelbſt, daß man ihm große Opfer brächte, und wie glücklich Sie uns machten, welchen neuen unbeſchreiblichen Reiz Sie Rom für mich geben würden, ſage ich Ihnen nicht, weil ich Sie nicht beſtechen, ſondern nur Ihnen rathen möchte, was ich rein und allein auch für Sie unendlich wohlthätig halte.

Sagen Sie mir doch bald, ob ſich unter Schiller's Papieren noch etwas uns Unbekanntes erhalten hat? Ich glaube es zwar nicht, es war nicht ſeine Art, etwas lange liegen zu laſſen. Es ſchmerzt mich jetzt, daß er in den letzten Jahren ſo wenig Proſaiſches geſchrieben hat. Der Schriftſteller ſpricht in der Proſa mehr unmittelbar ſich ſelbſt aus, und nach ihm, nach einem Laute ſeines Weſens ſehne ich mich. Wie aber in Leben und Kunſt alles ſo ewig unvollendet bleibt! Jedes Schauſpiel Schiller's iſt eigentlich ein neuer Verſuch; er ging immer von der Liebe zur Kunſt, immer von dem Wunſche, ihr eine neue Seite abzugewinnen, aus, und kaum möchte ich ſagen, daß die große Reihe ſeiner dramatiſchen Productionen ein Reſultat darüber vollendet hätte. In jedem iſt ein ſichtbarer Fortſchritt, wenigſtens immer einer, durch den man dem Ziele, das er ſich vorſteckte, näher kommt; hätte er gelebt, er hätte endlich klar geſehen und ſich bis zum Gipfel hinausgearbeitet; nach ihm, wer kann auf dieſer Bahn weiter gehen? in wem iſt dieſe Verbindung kritiſcher und intellectueller Kraft? Es wäre ſchrecklich, wenn die deutſche Poeſie ihren Zenith ſchon wieder erreicht haben ſollte, da beinahe wir ſie entſtehen ſahen. Und doch iſt es gewiß ſo. Erhalten Sie ſich jetzt uns, mein Theurer. Verlieren wir auch Sie einmal, ſo iſt überall Nacht und Verwirrung.

Schlegel [A. W.] war mit der Staël einige Monate hier, und die Staël hat oft und immer mit gleicher Begeiſterung von Ihnen geſprochen. Sie iſt mir viel werther geworden als ſie war. Sie hatte hier mehr Ruhe und Stille, war

nicht ſo umgetrieben von den Geiſtern, die auch ſie plagen und irre leiten, und wenn ihre Regſamkeit, die ſonſt nur ermüdend iſt, die rechte Bahn trifft, iſt ſie ſtärkend und wohlthätig. Schlegel war hier viel milder, als ich ihn ſonſt gekannt habe. Er hat durch den Umgang mit der Staël indeß vielleicht weniger an Vielſeitigkeit gewonnen, als an Thätigkeit verloren. Er hat ein unleugbares, aber, ſo viel ich beurtheilen kann, immer ſubalternes Talent, und ſeine wahre Sphäre wird er immer nur in Ueberſetzungen finden.

Auf die Arbeiten, von denen Sie mir ſprachen, bin ich im hohen Grade begierig. Ich habe Cotta gleich geſchrieben, ſie uns zu ſchicken. Daß Sie Diderot gewogen bleiben, freut mich ſehr. Er iſt mir der einzige echt genialiſche Franzoſe.

Ich werde Ihnen gegen den Herbſt vielleicht durch meinen Bruder, wenn er über Weimar gehen kann, meinen vollendeten Agamemnon ſchicken. Die Einſamkeit am Albanerſee in dem letztvergangenen Sommer hat ihn zu Ende gebracht. Die Stücke, die Sie haben, habe ich faſt ganz umgearbeitet. Das Metrum iſt jetzt, glaube ich ziemlich rein, und auch in der Ueberſetzung habe ich ſehr nachgeholfen. Ich erwarte nur Voßens Proſodie, die ich leider nicht hatte, als ich arbeitete, um die letzte Hand daran zu legen. Ich habe bei dieſer Arbeit einen großen Genuß gehabt. Es bleibt das größte Stück des griechiſchen Theaters, und es wirkte hier in dieſer einzig ſchönen Natur, dieſer Gegend voll der größten Erinnerungen, doppelt tief auf mich. Oft dachte ich da noch auf meinen einſamen Spaziergängen in den Wäldern um den Albaner- und Nemierſee, einmal dort mit Schiller und Ihnen zu gehen, da Sie mir doch beide nicht ganz die Hoffnung abgeſchnitten hatten. Das Eine iſt nicht mehr möglich, machen Sie, mein Lieber, das Andere wahr. Daß der arme Schiller auch Ihren Fauſt nun nie vollendet ſieht. Wohin

ich denke, ſehe ich abgeriſſene Fäden, die nichts wieder anknüpft.

Mein Bruder läßt in Paris einen Verſuch einer Pflanzengeographie drucken, und arbeitet ſie hier deutſch aus. Im Gebiete der Erfahrung hat man ſchwerlich je eine größere Arbeit unternommen. Das Buch iſt eigentlich Commentar zu einer Karte der Tropenländer, auf der die Beſchreibung dieſer von Grad zu Grad nach allen verſchiedenen Rückſichten, welche Phyſik und Naturgeſchichte an die Hand geben, verzeichnet iſt. Der Anblick ſchon wird Ihnen einen großen Genuß geben.

Meine Auslagen für Sie, mein Beſter, betragen 6 Scudi 50 Bajochi, welche nach jetzigem Curs 17 Fl. Reichsgeld (11 zum Karolin) machen. Wollen Sie dies Cotta bezahlen, mit dem ich immer in Rechnung ſtehe, ſo werde ich Ihnen ſehr verbunden ſein.

Leben Sie recht wohl, und ſchreiben Sie mir recht bald wieder.

Von ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

47. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Rom, den 20. Februar 1808.

Ich erwidere Ihr Blättchen, mein Theurer, vom 1. Februar, für das ich Ihnen herzlich danke, auch nur mit wenigen Worten, da Luſt und Muth zum Schreiben gar ſehr in dieſer Zeit vergehen, und ich noch immer die Hoffnung eines nahen und frohen Wiederſehens mit Ihnen vor mir habe. Nur daher darüber, ſoviel nöthig iſt.

Meine Reiſe, wenn ich einmal fort kann, iſt allerdings dringend, es iſt vorzüglich wichtig, daß ich ſchnell nach Erfurt komme; indeß werde ich auf keinen Fall die Freude verſäumen, Sie zu ſehen, und daher, wenn es nöthig iſt, gewiß den Umweg über Karlsbad machen.

Ich bitte Sie deshalb, etwa 14 Tage vor Ihrer Abreiſe, mir nach Augsburg unter der Adreſſe J. und G. W. von Halder zu ſchreiben, und dies Handlungshaus zu erſuchen, den Brief bis zu meiner Ankunft an ſich zu behalten. Können Sie in Ihrem Briefe die Dauer Ihres Aufenthalts in Karlsbad mit einiger Gewißheit beſtimmen, ſo iſt es mir doppelt lieb.

Sehe ich nun danach, daß ich, bei Ihrer Zurückkunft nach Weimar, nicht mehr in Erfurt ſein kann, und bin ich nicht gewiß, nach Italien zurück- und alſo abermals im Spätjahr durch Ihre Gegend zu gehen, ſo komme ich nach Karlsbad, ſonſt aber eile ich weiter und ſchiebe unſer Wiederſehen einige Monate um ſo lieber auf, als es mir angenehmer in Weimar, bei Ihnen zu Hauſe, als am dritten Orte, wäre.

Dem guten Niemer bitte ich Sie inſtändigſt, recht ſehr für ſeinen Brief und ſeine Rathſchläge zu danken. Ich antworte ihm jetzt nicht, weil theils ſein Brief keine Antwort fordert, theils er mir noch auf einen zweiten ausführlichern Hoffnung macht.

Meine Frau grüßt Sie herzlich.

Erhalten Sie uns Ihr liebevolles Andenken, und leben Sie herzlich wohl!

Mit innigſter Freundſchaft

Ihr

Humboldt.

48. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Erfurt, den 14. November 1808.

Hier bin ich, liebſter Goethe, und wäre ſchon heute bei Ihnen, wenn ich nicht die erſten Tage meiner Anweſenheit meinem Schwiegervater widmen müßte. Aber ich ſehne mich unendlich, Sie zu ſehen, und wenn es Ihnen recht iſt, bin ich Donnerstag bei Ihnen, und bitte mich ſogar, wenn Sie es mir erlauben, bei Ihnen zu Gaſte. Ich kann diesmal nur bis Freitag Abend bleiben, aber ich komme öfter, wenn ich hoffen darf, daß es Ihnen lieb iſt, und einmal gewiß auf länger. Von meiner Frau, von Jacobi, von Italien, das ich mit Schmerzen verlaſſen, habe ich Ihnen viel zu ſagen, über Deutſchland, das ich doch auch nicht ohne Freuden wieder betreten, viel von Ihnen zu hören. Aber ich verſpare alles auf unſere Zuſammenkunft. Darf ich Sie noch vor Donnerstag um ein freundliches Wort, ob ich Sie finde und Ihnen recht komme, bitten? Von Herzen

Ihr

Humboldt.

49. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, den 8. April 1809.

Ich ſchäme mich recht eigentlich, theurer Goethe, Ihnen heute zum erſten mal von hier aus und nur dieſe wenigen Zeilen zur Empfehlung eines braven Mannes, des Buchhändlers Hitzig, zu ſchreiben. Allein ich bin noch wenig zu mir ſelbſt gekommen, und ſoll mich in zwei Stunden in den Wagen ſetzen, um in den tiefen Norden nach Königsberg zu reiſen. Doch komme ich in ſechs Wochen ſpäteſtens zurück.

In meinem neuen Fache habe ich bisjetzt immer zwar etwas gethan, allein freilich nicht viel. Es kommt auf einige Punkte an; kann ich die jetzt in Richtigkeit bringen, so geht hernach vieles leicht. Das einzige eigentlich Gute, was ich bisjetzt gewirkt habe, ist, daß Wolf hier gehalten worden ist, und einen Ruf nach Landshut aufgegeben hat. Sie sehen, daß ich mit Freund Jacobi in wunderſamen Conflikt komme. Allein wir machen es wie die großen Potentaten, und ſchreiben uns ſehr freundſchaftlich, und ignoriren, wie unſere Miniſter ſich miteinander balgen. Grüßen Sie herzlich Frau von Wolzogen, ihren Mann, die Schiller und den guten Riemer. Mit Theodor geht es hier recht brav und gut. Von ganzem Herzen

Ihr

Humboldt.

50. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Königsberg, den 2. Juni 1809.

Ich entſchuldige mein Stillſchweigen nicht, theurer Freund, weil nicht das Stillſchweigen, ſondern das Schreiben in dieſer tollen Zeit wunderbar iſt. Dennoch kann ich die Gelegenheit der Durchreiſe Ihres Prinzen nicht vorbeigehen laſſen, ohne Ihnen einige Worte zu ſagen. Sie hatten vermuthlich ſchon aus den Zeitungen geſehen, daß mich dieſer hohe Norden endlich auch nach ſich gezogen hatte. Das wird Ihnen zugleich ein Beweis geweſen ſein, daß meine amtliche Thätigkeit angefangen hat. Denn was könnte einen, als Geſchäfte, verleiten, in dieſe Ungegend zu wandern, in eine Stadt, die wirklich nur Kant, weil er nie eine andere geſehen hatte, zu loben im Stande war? Doch habe ich noch die beſte Jahreszeit erwählt, und denke, ehe die ſchlimmere kommt, wieder

in Berlin zu ſein. Von Menſchen iſt doch ein und der andere Intereſſante hier, Süvern, der Rath in meiner Section iſt, Hüllmann, und der neulich aus Göttingen berufene Herbart, der immer in der Nähe viel beſſer gefällt, als von Ferne in den Recenſionen ſeiner Bücher. Ueberdies wird die Univerſität anſehnlich verbeſſert, und ich berufe auf einmal fünf neue Profeſſoren. Auch an Frankfurt [a. O.] denkt man, und ob Berlin noch zu Stande kommen wird, muß ſich im kurzen entſcheiden. Da Sie mich ſchon in Weimar immer mit meinem Muthe verſpotteten, die Menſchen entweder klüger oder noch toller zu machen, ſo ſcheue ich mich nicht, Ihnen zu ſagen, daß ich auch die [Univerſität in Berlin] beſchütze und betreibe. Für die Elementarſchulen habe ich ſchon hier viel in Peſtalozzi's Manier vorgefunden, und gehe weiter darin fort, kurz es fehlt mir nicht an Thätigkeit und Beſchäftigung, der ich indeß mich mehr hingebe, weil man einmal ganz treiben muß, womit man in Berührung geſetzt iſt, als weil ich ſelbſt Zuverſicht und Vertrauen hätte. Wo ſollte jetzt Vertrauen herſtammen? und wer könnte es hegen? Ihren Rath für die Muſik habe ich befolgt. Ich habe alle Feindſchaft verbannt, Zelter iſt auf meinen Antrag zum Profeſſor der Muſik bei der Akademie der Künſte gemacht worden, und durch ihn ſoll bei der Akademie eine eigene Muſikbehörde entſtehen, die nach und nach eine Schule bildet, und beſonders die Muſik, die in Kirchen, bei Feierlichkeiten und ſonſt öffentlich vor dem Volke erſcheint, veredeln ſoll. Ich glaube, der Gedanke, der von Zelter ſelbſt herrührt, iſt gut, er iſt der Mann dazu und mich freut es, meine Thätigkeit mit Begünſtigung der Kunſt angefangen zu haben, für die mir der Sinn am wenigſten gegeben iſt. — Wolf war vor einigen Monaten im Begriff uns zu verlaſſen und nach Landshut zu gehen; es iſt meines Bedünkens das wichtigſte, was ich gethan habe, daß ich ihn erhalten habe,

und ich kann ſagen, daß, obgleich ſein Gehalt nun auch bis auf 3000 Thlr. erhöht iſt, er doch ohne mich gegangen wäre. Er hat in Berlin in vier Wochen Ariſtophanes' Wolken überſetzt in allen Silbenmaßen des Originals, und wirklich ſehr gut. Er hat dadurch auf eine herrliche Weiſe die Gewandtheit ſeines Talents beurkundet. Nur ob er leicht wieder zu einer ernſten und großen Thätigkeit kommen wird, daran möchte ich, wie ſchade es iſt, zweifeln. Er iſt ein wenig in einer Art Müßiggang verwildert. Daß er den Kanonen in Landshut entgangen iſt, wird er mir unſtreitig ſehr danken. — Die Meinigen in Rom ſind wohl und munter. Aber ich denke noch nicht daran, ſie kommen zu laſſen. Es ſcheinen mir weit mehr Zeiten des Gehens als des Kommens in Deutſchland, wo es bald ärger, als im Dreißigjährigen Kriege ausſehen wird. Auch Ihre Badereiſe wird der Krieg zerſtört haben? Und wie wird nun ihr Roman [die Wahlverwandtſchaften] gedeihen? Sagen Sie mir doch ein Wort darüber, und über Pandora und die Sonette. Sie wiſſen, wie viel Theil ich an allem nehme. Daß Sie oder Meyer die Beſchreibung der Raphaels in Spanien drucken laſſen, dafür danke ich Ihnen ſehr. Sie iſt in der Kürze wirklich charakteriſtiſch. Hirt hat nunmehr ſein großes architektoniſches Werk beendigt. Sonſt, womit ich aber nicht geſagt haben will, daß dies viel ſei, iſt nichts Erhebliches in Kunſt oder Wiſſenſchaft hervorgebracht. Auch wird der Boden dürr bleiben, bis man Fremde hinberuft, worauf ich jetzt ſinne. — Leben Sie wohl, theurer, liebſter Freund, und nehmen Sie diesmal mit dieſem Lebenszeichen vorlieb. Wenn Sie können, ſo laſſen Sie auch mir durch Riemer's Hand, den ich herzlich grüße, einige Worte ſagen.

Humboldt.

51. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, den 10. Februar 1810.

Wenn ich ſpäter ſchreibe, als ich wollte und ſollte, ſo iſt auch mein heutiger Brief doch gewiß ein Anfang einer ordentlichen und regelmäßigen Correſpondenz, und iſt übrigens von einem Geſchenke begleitet, das Ihnen Freude machen wird. Der Dr. Motherby in Königsberg iſt neulich ſo entzückt geweſen über die gütige Aufnahme, die Sie dem einen Kant'ſchen Blatte geſchenkt haben, daß er Sie bittet, das ganze hier beiliegende Büchelchen anzunehmen. So viel Freude als das Blatt, wird Ihnen das Buch vielleicht zwar nicht machen, es kann hier leicht das Heſiodiſche eintreten: daß die Hälfte mehr iſt, als das Ganze. Aber beſſer iſt doch wieder das Buch, als das Blatt, weil es doch ſo unmittelbar auf Kant's Tiſch gelegen hat, in ſeinen Händen geweſen iſt, und alſo zu einem reinern Andenken dient. Motherby wünſcht aber dagegen auch von Ihnen, mein Theurer, eine Gefälligkeit, die, wie ich Sie recht herzlich bitte, da ich dem Mann ſehr gut bin, Sie ihm nicht abſchlagen müſſen. Er wünſcht einige Zeilen von Ihrer Hand, nur einen Empfangsſchein des Büchelchens. Haben Sie die Liebe zu mir, ihm einen ſolchen freundlich abgefaßten recht bald durch mich zu ſchicken. Er ſucht jetzt für Sie nach Hippel'ſcher Handſchrift und verſpricht auch ſonſt, was er immer kann, zuſammenzubringen.

Hier geht alles einen ſtillen Gang fort, den ich, ſoviel an mir iſt, zu beſchleunigen ſuche. Wolf und Fichte leſen mit vielem Beifall, ich beſuche, wenn ich kann, beide Vorleſungen. Auf neue Berufungen wird auch gedacht, nur ſind ſie überall mit ſo viel Umſtänden verknüpft, daß es immer langſam damit hergeht. Die Akademie ſuche ich ihrer

Richtigkeit zu entheben, aber es ist ein schweres Stück Arbeit.

Wolf sehe ich weniger, als ich wünschte, weil er immer im Thiergarten wohnt. In den Geschäftsverbindungen sind, wie Sie ihn kennen, allerlei kleinliche Schwierigkeiten zu überwinden. Ueberhaupt fehlt es nicht an Gelegenheit zu Menschenkenntniß und an Geduldsprüfung. Ich bin jetzt auch Chef des Medicinalwesens, und fand die Aerzte hier fast in offenbarem Kriege.

Von Alexander habe ich einen sehr frischen Brief, aber freilich ohne Datum. Er beschäftigt sich, außer der Herausgabe seines Werkes, vorzugsweise mit Astronomie. Er spricht mir viel von den Wahlverwandtschaften, die Sie ihm geschickt haben. Es hat ihn unendlich gefreut. Auch mit Achim Arnim läßt sich darüber besser wie mit andern reden. Adam Müller bildet hier eine förmliche Oppositionspartei, hält Vorlesungen über den preußischen Staat, vertheidigt alle Privilegien des Adels und gibt Beweise seiner Lebenslust und der hiesigen Langmuth. Es ist auch ein guter Kopf, der sich selbst um das bringt, was ihm nothwendig zufallen müßte, wenn er vernünftig wäre.

Ich erwarte mit Sehnsucht Nachricht von Ihnen und den Ihrigen, mein theurer Freund; und rechne mit Gewißheit auf Ihr freundliches Versprechen, unsern Briefwechsel nicht wieder sinken zu lassen. Sobald Sie mir manchmal abgerissene Zeilen wie diese erlauben, hören Sie gewiß oft von mir. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau und grüßen Sie Niemer. Leben Sie recht wohl! Mit innigster Freundschaft

Ihr

Humboldt.

52. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, den 19. Februar 1810.

Mein königsberger Freund [Dr. Motherby] hält Wort, und ſchickt Ihnen die anliegende Handſchrift Hippel's. Ich bitte auch Sie nunmehr, mein Beſter, um den von ihm zum Gegengeſchenk gewünſchten Empfangſchein.

Für Ihren Brief meinen herzlichſten Dank. Auch ich und ich vorzüglich habe das Unangenehme und Schmerzliche der Kürze unſers neulichen Wiederſehens gefühlt. Schon ſeit langer Zeit wird es mir nur immer Geſpräche mit Ihnen anzufangen, und doch gewährt nur das ruhige Ausſprechen die wahre Genugthuung. Hier bin ich bisjetzt in einen Schwall verſchiedenartiger Dinge begraben; indeß gelingt es mir dennoch ſo ziemlich mit freiem Kopfe aus der Flut aufzutauchen.

Ihre Stanzen [Die romantiſche Poeſie] hat mir die Wolzogen noch nicht geſchickt, nur eine abgeſchrieben, die meine Ungeduld nach den übrigen verdoppelt. Laſſen Sie ſie mir doch unmittelbar zukommen.

Für den göttinger Freund iſt bei der mir durch Sie angezeigten Tendenz hier nicht große Hoffnung. Wenigſtens laſſen Sie ſich nicht aufhalten. Doch werde auch ich ihn nicht aus dem Geſichte verlieren, allein nie einen Schritt ohne Sie thun.

Hier hat man aufs neue die Weihe der Kraft gegeben, oder vielmehr Iffland hat ſich aufs neue die Freude gemacht, auf der Bühne zu predigen, da ihm die Kanzel verſchloſſen iſt. Welcher Mangel an Takt dazu gehört, dieſe Vorgeſpenſter aller unſerer Unglücksfälle wieder hervorzurufen, iſt unglaublich.

Leben Sie herzlich wohl. Auch zum 24. Februar im voraus meinen Glückwunſch. Meine Frau ſieht Werner oft. Er macht Sonette und ſcheint ſich zu gefallen.

Ihr

Humboldt.

53. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, den 3. Auguſt 1810.

Sie können mit Recht ſehr über mich klagen, mein theurer Freund, daß ich Ihnen in ſo undenklicher Zeit nicht ſchrieb, daß ich Ihnen für Ihre gütigen Briefchen nicht dankte, daß ich Ihnen nichts auf die Stanzen [Die romantiſche Poeſie] ſagte, die mir eine ſo herzliche Freude gemacht haben. Allein ich war in einer mit Geſchäften überhäuften, eine Zeit lang von Unannehmlichkeiten umdrängten Lage, und ſah einer freien und heitern entgegen; in dieſer Stimmung kann man nicht anders, als das Schreiben aufſchieben, und für ein ſolches Aufſchieben müſſen Sie meinen jetzigen Brief auch nur nehmen, der blos beſtimmt iſt, Ihnen Nachricht von mir zu geben, und Sie um Nachricht über Ihren Aufenthalt zu bitten. Ich gehe ſo gut als gewiß am 10. oder wenige Tage ſpäter hier ab, treibe mich im Mansfeldiſchen und Schwarzburgiſchen bis gegen Ende Auguſt herum, und reiſe dann über Eger nach Prag. Sind Sie alsdann in Karlsbad, ſo ſehe ich Sie gewiß; ſind Sie in Teplitz, ſo hängt es freilich von den Umſtänden ab. Aber es wäre mir unendlich leid, Sie zu verfehlen. Sagen Sie mir alſo in wenigen Zeilen, die ich am 25. Auguſt etwa bei der Schillern finden, oder mir von ihr erbitten kann, ob Sie noch in Böhmen und wo ſind? Hätten Sie auch nicht Luſt nach Wien zu kommen? Es gibt da doch mannichfaltiges Intereſſe für Sie.

Sartorius ist von hier eine Staatsrathsstelle und Professur angeboten worden; aber er hat Forderungen gemacht, die nicht billig in sich waren und die man hier nicht erfüllen konnte. Sonst steht es gut mit der Universität [in Berlin] meines Abganges ungeachtet. Ich bin bis auf diesen Augenblick noch so eifrig dafür beschäftigt gewesen, daß mit Michaelis gewiß die Lectionen und Promotionen angehen. Auch die theologische Facultät, mit der es bisjetzt am schlimmsten aussah, hat in diesen Tagen eine Acquisition gemacht, die ihre Existenz sichert. Grüßen Sie Riemer, mein Bester, und leben Sie herzlich wohl! Mit unveränderlicher Anhänglichkeit

Ihr

Humboldt.

54. Goethe an Frau von Humboldt.

Habe ich auch schon wieder so lange auf Ihren lieben Brief vom 22. Januar geschwiegen, so hätte ich auch meine abermalige Ankunft in Böhmen abwarten können, um Ihnen dort aus der Nähe, und vielleicht etwas heiterer, zu schreiben, denn der Schluß des Winters hat nicht zum günstigsten auf mich gewirkt, und ich sehne mich nach jenen erprobten Heilquellen.

Wie angenehm war mir's, wieder unmittelbar etwas von Ihnen zu erfahren; denn daß Sie sich wohl und vergnügt in Wien befinden, habe ich manchmal von reisenden Freunden vernommen. Recht herzlich habe ich Sie früher bedauert, daß Sie nach hartnäckigem Widerstand doch noch endlich das liebe Rom mit dem Rücken haben ansehen müssen. Ich weiß recht gut, was das heißt, und nehme aufrichtigen Antheil an jedem, der mit seinem Gepäck zur Porta del Popolo hinaus-

fährt. Wien mag indeſſen in manchem Betracht für Sie ein ſehr günſtiger und angenehmer Aufenthalt ſein.

Zu der im November angeſetzten Auction möchte ich wol eine kleine Fahrt nach Zante machen. Es war ein köſtlicher Fund, denn nach aller Beſchreibung ſind es doch wol Werke des ältern Stils, wie die Geſichter zeigen. Die höchſt reinliche, bis ins Kleine gehende Ausführlichkeit der Gewänder und Waffen widerſpricht dieſer Vermuthung nicht. Uebrigens war für die Verbreitung dieſer Nachricht ſchon geſorgt, indem eine Ueberſetzung derſelben ſehr bald im Morgenblatt erſchien; doch war es mir ſehr angenehm, Ihrer Gefälligkeit das Original zu verdanken, welches in meinem Kreiſe ſehr wohl aufgenommen wurde.

Dieſen Winter habe ich mich viel mit dem Theater beſchäftigt; es war um ſo nöthiger, etwas in unſerm Innern zu thun, weil uns von außen wenig Erbauliches zukommt. Ich habe Shakeſpeare's Romeo und Julie concentrirt und zu einem feſtlichen Ganzen organiſirt. Es iſt gut gegeben und aufgenommen worden. Um ein Calderon'ſches Stück, das Leben ein Traum, haben ſich Einſiedel und Riemer verdient gemacht; auch dieſe Vorſtellung iſt ſehr gelungen.

Freund Riemer iſt ſeit kurzem als Profeſſor bei dem hieſigen Gymnaſium angeſtellt. Da er dieſer Stelle vollkommen gewachſen iſt, ſo kann er ſie mit Zufriedenheit bekleiden. Ich habe mich ungern von ihm getrennt; indeſſen mußte das wol einmal ſein.

Mögen Sie mit Ihrem Herrn Gemahl, dem ich mich tauſendmal empfehle, mir einige Worte nach Karlsbad ſchreiben, ſo finden ſie mich dort anfangs Mai. Nur eine kurze Nachricht, daß Sie und die lieben Ihrigen ſich wohlbefinden, ſoll mich genugſam erfreuen. Könnten Sie mir doch auch etwas Gutes von dem Geſundheitszuſtande der Frau von Eichenberg ſagen, der mir ſehr zu Herzen geht.

Mich Ihrem lieben Herzen treulich und freundlich empfehlend.

Weimar, den 7. April 1812.

Goethe.

55. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Fragment eines Concepts.]

[31. Auguſt 1812.]

Teplitz, verehrter Freund, behauptet ſich alſo bei ſeiner Eigenſchaft, unſern Zuſammenkünften ungünſtig zu ſein, und ſie iſt mir diesmal doppelt verdrießlich, weil ich nach Ihrer Abreiſe von Karlsbad den Werth Ihrer Gegenwart recht mit Bewußtſein recapitulirte und ſo manches Geſpräch wieder anzuknüpfen und fortzuführen wünſchte; beſonders war mir peinlich, daß ich Ihre ſchöne Darſtellung, wie die Sprachen über die Welt verbreitet wären, nicht gleich vollſtändig aufgezeichnet, ob mir gleich davon das meiſte geblieben iſt. Wollen Sie mir etwas recht Freundliches erzeigen, ſo ſchreiben Sie mir eine ſolche Ueberſicht gefällig auf und ich würde mir eine Hemiſphärenkarte danach illuminiren und ſie zu dem Atlas des Leſage hinzufügen, wie ich denn überhaupt, da ich mich des Jahres ſo lange auswärts aufhalte, immer mehr an eine compendiariſche und tabellariſche Reiſebibliothek gedenken muß. So wird jetzt mit Beihülfe des Hofrath Meyer die Geſchichte der

56. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Wien, den 7. September 1812.

Ihr lieber Brief vom 31. v. M., theurer Freund, iſt mir geſtern zugekommen, und obgleich der Auftrag der Arbeit,

den er enthält, mich veranlassen könnte, ihn länger unbeantwortet zu lassen, so erscheine ich lieber gleich, wenn auch mit leeren Händen vor Ihnen, als ich wieder das gefährliche Schweigen einreißen lasse. Auch mir, mein Lieber, waren die 7½ Tage in Karlsbad eine belebende Aufmunterung, und noch oft nachher eine interessante Beschäftigung in Gedanken. Am meisten frappirt haben mich einige Ansichten über Shakespeare, auf die Sie mich bei unserm Spaziergange aufmerksam machten. Es wäre sehr hübsch, wenn Sie sie weiter verfolgten, und wäre es auch nur in einem Briefe an mich; wollten Sie auch nicht den Alten in dem Grabe seines verdienten Ruhmes stören, so muß ja nicht gerade alles gedruckt werden, und es ist doch schön, sich nur untereinander zu belehren und zu verständigen. — In Berlin habe ich die Sachen zwar in mancher Hinsicht mangelhaft, allein im ganzen doch höchst erfreulich gefunden. Ich habe mich da abermals überzeugt, daß man nur etwas stiften darf, um es dann mit Sicherheit seiner eigenen lebendigen Kraft zu überlassen. Bei den einzelnen Menschen habe ich viel Freundschaft und Anhänglichkeit gegen mich gefunden; in interessante Gespräche einzugehen, habe ich bei einer Flut von Geschäften und Zerstreuungen keine Zeit gehabt, selbst Niebuhr und Wolf habe ich nur wenig gesehen. Ueber Wolf urtheilen Sie vollkommen richtig. Auch im praktischen Leben ist er immer mit allem im Widerspruch. — Hier bin ich wieder, wie sonst, beschäftigt, und strebe immer mehr, mich in meinen eigenen Studien einzuspinnen. Ich bin sogar, was Sie vielleicht wundern wird, zu der Ueberarbeitung meiner Uebersetzung des Agamemnon zurückgekehrt. Allein ich liebe einmal diesen Stoff zu sehr, um ihn liegen zu lassen, und kann doch keinen Gebrauch für das Publikum von dem Ganzen machen, ohne ihm noch eine letzte Feile zu geben. Uebersetzungen dieser Art sind eigentlich Kunststücke, wie

Schnitzwerke aus Holz oder Elfenbein. Es schadet nicht, es ist vielmehr lobenswürdig, wenn man die Sorgfalt des Verfertigers darin erblickt. Ich werde in der Metrik viel genauer sein als meine Vorgänger, z. B. Solger und der junge Voß. Beide zwängen den Silben noch oft Geltungen auf, die sie nicht haben. Wolf ist viel genauer, und so viel Richtigkeit und Präcision mit so viel Leichtigkeit zu verbinden, mag sich sonst wol keiner rühmen. — Ihr Urtheil an meinen Sprachuntersuchungen hat mich zugleich gehoben und innig gefreut. Man bedarf dessen nirgend so sehr, als auf diesen dornigen Pfaden, wo man immer zwischen der doppelten Klippe herumirrt, an trockenen Wörtern zu kleben, oder in aprioriſchen Ideen chimärisch sich zu verlieren. Die Arbeit, die Sie wünschen, ist mit einer gewissen Schwierigkeit verknüpft. Sie mit geringer Genauigkeit und Uebergehung des Details zu machen ist äußerst leicht und fast aus dem Kopfe möglich, allein auch wenig belohnend. Mit Genauigkeit aber stößt man auf einige schwer zu lösendende Punkte. Ich werde aber sehr gern ganz kurz eine Tabelle entwerfen, das Mittel zu halten zwischen zu ängstlicher und zu allgemeiner Bestimmung, und Ihnen Welttheil nach Welttheil schicken, indem ich mit Europa, als dem leichtesten, anfange. Ich sage Ihnen voraus, daß ich nicht gerade der Fähigste hierzu bin. Ich habe mich bisjetzt mehr mit dem Allgemeinen des Sprachstudiums und einzelnen Sprachen beschäftigt, aber sehr wenig mit geographischer Linguistik. Ich werde also auch den Mithridates [Adelung's] und Schlözer's nordische Geschichte zum Grunde legen. Allein einzelnes werde ich nach eigenen Erfahrungen hinzufügen können, und die ganze Arbeit, die ich längst einmal selbst durchmachen wollte, wird mich sehr selbst interessiren und belehren. Wollen Sie alsdann, wozu ich weniger Hülfsmittel und Gelegenheit habe, nach meinen Angaben eine Karte entwerfen lassen, so bitte ich Sie ge-

legentlich um eine Copie davon, und wir verbeſſern nach und nach das Einzelne. Ich beſchäftige mich aber auch jetzt, meine allgemeinen Ideen aufzuzeichnen, und wenn ich damit weiter vorrücken ſollte, ſo erlauben Sie mir gewiß, Ihnen nach und nach das Gemachte mitzutheilen. Ich bin feſt überzeugt, daß dies ganze Studium erſt auf ſeine rechte Stelle gerückt werden muß, und wenn ich dazu im Stande wäre, würde ich meine Wirkſamkeit dabei für beendigt und geglückt anſehen. Denn wenn einmal nur die wahre Richtung gegeben iſt, gedeiht das Uebrige von ſelbſt. Man muß aber ſchlechterdings die Sprachen als einen Theil der Geſchichte des Menſchengeſchlechts und als das wichtigſte Mittel in der Oekonomie der intellectuellen Natur anſehen, um daſſelbe ſeiner Beſtimmung zuzuführen, und daher gehören die Hauptmomente aller Unterſuchungen über Nationalcharakter und über die Vertheilung des Menſchengeſchlechts in Stämme und Nationen weſentlich mit in dieſe Unterſuchungen, die aber freilich mit vieler Feinheit geführt werden müſſen, wenn man nicht Einer Urſache fälſchlich zuſchreiben will, was eigentlich mehrern angehört. Auch hilft eigentlich die ganze Kenntniß der Einwirkung der Sprachen im ganzen auf den Geiſt und die Sinnesart der Nationen nur wenig für das eigentliche Sprachſtudium, wenn man nicht zugleich zu erkennen weiß, auf welchen einzelnen Beſchaffenheiten ihrer Beſtandtheile dieſe Wirkung beruht. Hier aber gerade entſteht die Schwierigkeit; denn da der Eindruck immer ein Totaleindruck iſt, der von unendlich vielen Punkten auf Einen zuſammentrifft, ſo iſt dasjenige, was davon in jedem einzelnen Elemente haftet, faſt unmerklich. Hier beſonders iſt es, wo die Raiſonnements a priori wenig oder nichts wirken; denn durch die Vergleichung vieler Sprachen und ihrer Wirkungen miteinander iſt darin doch noch mehr auszurichten. Die Epheſiſche Diana hat uns ſehr viel Vergnügen gemacht. Sie

malt lebendig die Herren, denen es an Luſt und Geſchicklichkeit fehlt, je einen Meiſel in die Hand zu nehmen und den großen und natürlichen Anſichten ihre kleinlichen Hirngeſpinſte vorziehen. Fahren Sie ja fort, uns mitzutheilen, was Ihnen von dieſer Art eben in die Hand kommt. Körner's waren gerade am Tage vor Ankunft Ihres Briefes abgereiſt. Ihre Anweſenheit hier hat uns ſehr viel Freude gemacht. Er iſt wirklich ein trefflicher und ſich immer ganz gleicher Menſch. Dem Sohne, den ich nun ſeit geſtern nicht geſehen, werde ich Ihre freundliche Einladung ausrichten. Sein Zriny iſt hier noch nicht bis zur Aufführung gediehen. Man hatte Anſtände wegen der Cenſur. Die wichtigſten zu heben, habe ich ſelbſt mit beigetragen. Allein es bleiben doch noch andere übrig. Das Stück hat gewiß ſehr viel Verdienſtliches. Nur iſt im Stoff ſelbſt etwas, das ſich nicht ändern ließ und das doch immer Unbequemlichkeit mit ſich führt. Ich müßte nur zu weitläufig werden, um Ihnen meine Meinung darüber auseinanderzuſetzen, da Sie das Stück ſelbſt nicht geleſen haben. Wenn Sie es kennen werden, wird es ſehr leicht ſein, mich Ihnen klar zu machen. Eine Sonderbarkeit des Stückes auch iſt es, daß die ganze letzte Scene eine ſtumme iſt. Der Held des Stückes fällt im Gefecht, ein Pulverthurm wird in die Höhe geſprengt, kurz die ganze eigentliche Kataſtrophe geht, ohne ein Wort zu reden, vor ſich. Sie iſt freilich vorher, wie ſich von ſelbſt verſteht, deutlich und hinlänglich angezeigt. Adieu, theurer, lieber Freund, meine Frau grüßt Sie freundſchaftlichſt. Leben Sie herzlich wohl! Ganz der Ihrige.

Humboldt.

57. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Wien, den 15. November 1812.

Sie haben vermuthlich verzweifelt, daß ich Wort hielte, mein theurer Freund, und Ihnen die versprochene Arbeit schickte. Allein der inliegende Aufsatz war schon seit mehrern Wochen fertig, da er natürlich nur das Werk weniger Tage war und seine Absendung verzögerte sich nun bisjetzt. Ich theilte ihn nämlich einem hiesigen, in den slawischen Sprachen sehr bewanderten Manne mit, seine Bemerkungen veranlaßten mich, einige Bücher nachzulesen, die ich mir nicht gleich verschaffen konnte; dann lag der Aufsatz bei meinem Abschreiber, der gerade mit anderer Arbeit überhäuft war, und zuletzt wartete ich die Gelegenheit eines Reisenden ab, um Ihnen nicht für eine unbedeutende Sache zu viel Postgeld zu verursachen. — Ich wünsche, daß Sie mit der Einrichtung des Aufsatzes zufrieden sein mögen. Sie schien mir, wie ich mir Ihren Zweck dachte, die bequemste. Sie zeigt wenigstens vollkommen, welches Gebiet jeder Sprachstamm einnimmt und welche Sprachen in jedem Lande (nach den gewöhnlichen Abtheilungen) zusammenkommen. Nach beiden läßt sich nun leicht eine Karte verfertigen. Ich habe dies letztere auch versucht, allein da ich niemand im Hause habe, der die mechanische Arbeit dabei gut verrichten könnte, so habe ich es wieder liegen lassen. — Was die in dem Aufsatz enthaltenen Daten betrifft, sind sie zwar größtentheils, doch bei weitem nicht ganz, aus Adelung's Mithridates genommen. Der Artikel über die slawischen Sprachen namentlich ist gewiß vollständiger und richtiger, als dieser Gegenstand in irgendeinem andern Buche abgehandelt ist. Einzelne Versehen, Auslassungen u. s. f. können vielleicht noch irgendwo

ſtecken. Doch iſt mir bei wiederholter aufmerkſamer Durchſicht nichts von dieſer Art aufgeſtoßen. — Ich werde nun unmittelbar Aſien ebenſo bearbeiten, aber Ihnen die Arbeit nicht eher ſchicken, als bis ich von Ihnen höre, ob ſie Ihnen auf dieſe Weiſe genehm iſt, oder Sie etwas daran abgeändert wünſchen. — Ich habe außerdem ruhig und fleißig fortgelebt; und meine Woche verſtreicht wirklich ſehr ſonderbar. Drei bis vier Tage muß ich mich mit den lärmenden und beunruhigenden Tagesereigniſſen herumſchlagen, die übrigen verbringe ich in zurückgezogenen Studien. Freilich rücke ich bei dieſer abgebrochenen Manier nur langſam vorwärts, allein dies läßt ſich nun einmal in meiner jetzigen Lage, die ich doch noch Grund beizubehalten habe, nicht ändern, und jede Woche fügt wenigſtens dem ſchon Gemachten etwas hinzu. In der Ueberarbeitung des Agamemnon bin ich bis zur vorletzten Scene gekommen. Mit dem Ende des Jahres, ſpäteſtens im Januar, hoffe ich fertig zu ſein. Die Chöre, die ganz in den Silbenmaßen des Originals, nur dieſe, innerhalb der geſetzlichen Schranken und dem Bedürfniß unſerer Sprache nach hier und da abändernd, überſetze, halten mich am meiſten auf. Im Trimeter, hoffe ich, ſollen Sie mich viel vollkommener geworden finden. Nur äußerſt wenige Verſe bleiben wie ſie waren. Ueberall ſuche ich mehr auf Reinheit der Längen und Kürzen, auf beſſere Abſchnitte und auf mehrſilbige, recht volltönende Schlußwörter zu ſehen. Die Schwierigkeit wächſt dadurch ungemein, allein der Rhythmus wird auch bei weitem ſchöner und volltönender. — In den Sprachen arbeite ich, außerdem daß ich eifrig böhmiſch lerne, an einer Vergleichung der Grammatik aller ſlawiſchen Sprachen, erſt untereinander und dann mit der Lettiſchen, die ich in Königsberg ſchon getrieben habe, und finde hierin hier einen ſehr braven Gehülfen. An die raiſonnirende Schrift, über das Sprachſtudium, kann ich erſt ernſthaft dann

gehen, wenn ich mit dem Agamemnon fertig bin, dem ich jetzt meine besten Stunden widmen muß. — Sehr unangenehm kommt mir seit schon beinahe 14 Tagen eine häusliche Störung. Meine Frau wurde um diese Zeit gar nicht wohl, und ist noch nicht ganz hergestellt, und seit acht Tagen hat mein jüngster, noch nicht vierjähriger Sohn ein nervöses Fieber, das zwar bisjetzt keine Gefahr droht, allein doch immer sehr ernsthaft ist. Ich hoffe jedoch, daß es nicht von Folgen sein soll. — Den zweiten Theil Ihres Lebens habe ich noch nicht lesen können; ich habe ihn verschrieben, aber alle neuen Bücher kommen unglaublich langsam hierher. — Diesen Brief nimmt ein berlinischer Oberstabs-Chirurgus, Prozmin, mit sich. Ich weiß nicht, ob er selbst durch Weimar kommt. Allein er wird den Brief, da wo er Ihnen am nächsten ist, auf die Post geben. Käme er selbst zu Ihnen, so gewähren Sie ihm wol eine gütige Aufnahme. — Meine Frau grüßt Sie herzlich und innigst, empfehlen Sie mich der Ihrigen und leben Sie herzlich wohl! Ewig ganz der Ihrige

Humboldt.

58. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung, 28. Mai 1873, Nr. 121.]

An Herrn Gesandten von Humboldt in Wien.

Weimar, den 8. Februar 1813.

Mit aufrichtigem Danke erkenne ich, daß Sie Ihre freundschaftliche Zusage so bald und so vollkommen erfüllen mögen. Ihr schöner Entwurf (zu einer Sprachenkarte) hat mir einen ganz neuen Anstoß zu allerlei Studien gegeben. Es ist mir nicht mehr möglich, Materialien zu sammeln, aber

wenn ſie mir ſo concentrirt werden gebracht, ſo freue ich mich gar ſehr, die Lücken meines Wiſſens ſchnell zu complettiren und zu dem, was ich ſchon beſitze, tauſend Beziehungen zu finden.

Sobald ich im Monat März einige ruhige Wochen in Jena verbringen kann, ſo ſoll es an die Arbeit gehen, die nach Ihrer Vorarbeit eigentlich nur ein Spiel iſt. Bertuch hat mir einige Europas bräunlich abdrucken laſſen, davon ſoll eins auf ein großes Reißbret aufgezogen und die Grenzen illuminirt werden. Alsdann will ich mit kleinen aufgeklebten Zetteln die Hauptſprachen, und inſofern es möglich iſt, auch die Dialecte marken, und Bertuch hat nicht übel Luſt, alsdann eine ſolche Karte ſtechen zu laſſen, welches, bei ſeiner großen mit allerlei Künſtlern verſehenen Anſtalt, leicht iſt. Haben Sie daher ja die Güte, fortzufahren und mir baldmöglichſt das Weitere zu ſenden. Eine Karte der beiden Hemiſphären liegt auch ſchon da und erwartet auf gleiche Weiſe beſpracht zu werden.

Zu Ihrer immer mehr ausgearbeiteten Ueberſetzung des Aeſchylus wünſche ich von Herzen Glück, und ich freue mich, daß Sie ſich durch die Drohungen des heidelberger Cyclopen [Voß] und Familie von dieſem Werke nicht abſchrecken laſſen. Jene bedräuen gegenwärtig unſern Wolf, der doch auch keine Katze iſt, mit ſchmählicher Hinrichtung, weil er es gewagt, auf der Ueberſetzungsinſel, die ſie vom Vater Neptun privative zu Lehen erhalten, gleichfalls zu landen, und einen lesbaren Ariſtophanes mitzubringen. Es ſteht geſchrieben, ſelig ſind, die im Herrn entſchlafen, aber noch ſeliger ſind die, welche über irgendeinen Dünkel toll geworden.

Selig im erſten Sinne iſt nun unſer Wieland; er iſt in ſeinem Herrn entſchlafen und ohne ſonderliche Leiden zu ſeinen Göttern und Herrn [oen?] gegangen. Was Talent und Geiſt, Studien, Menſchenverſtand, Empfänglichkeit und

Beweglichkeit, verbunden mit Fleiß und Ausdauer, vermögen utile nobis proponunt exempla. Wenn jeder ſeine Gaben und ſeine Zeit ſo anwenden wollte, was müßten für Wunder geſchehen!

Dieſer Winter iſt mir, wie gewöhnlich, ſehr zerſtreut, aber doch bei leidlicher Geſundheit, ſchnell und nicht ungenutzt vorübergegangen. Theatraliſche Vorbereitungen auf den lang erwarteten Iffland, welcher erſt gegen Ende des Jahres ankam, ſowie auf ſeine Gegenwart, die mir viel Vergnügen gewährte, brachten mich November und December aus dem Geſchicke. In den Januar und Februar fallen viel Geburtstage, wo man entweder unſere Einfindung oder unſere Mitwirkung anſpricht, und ſo wird manches, zwar mit gutem Willen, aber ohne Frucht verzettelt.

Was ich mit Vergnügen und wahrem Antheil dazwiſchen getrieben, war ein erneuter Verſuch, von alten Monumenten, deren Beſchreibung auf uns gekommen iſt, die Spur unter den vorhandenen Bildwerken zu finden. Die Philoſtrats waren wieder an der Tagesordnung, und was die Statuen betrifft, ſo glaube ich dem Olympiſchen Jupiter, über den ſchon manches vorgearbeitet iſt, hernach aber der Juno von Samos, dem Doryphorus des Polyklet, beſonders aber der Kuh Myron's und dem Stier, der die Europa trug, auf die Spur gekommen zu ſein. Meyer, durch deſſen alte Kunſtgeſchichte, die nunmehr ins Reine geſchrieben iſt, die Hauptanregung geſchehen, nimmt lebendigen Antheil, da ſeine Zweifel, ſowie ſeine Beiſtimmung immer gegründet ſind.

Und ſo will ich denn für diesmal ſchließen, in Hoffnung, bald wieder etwas von Ihrer lieben Hand zu ſehen.

59. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena, Dienstag, 26. October 1813.

Ich ſchreibe Ihnen, theurer Freund, aus des wackern Knebel's Stube, und bin heute Abend in Weimar. Könnten Sie mir ein Stübchen in Ihrem Hauſe einräumen, ſo käme ich blos mit meinem Jäger zu Ihnen, und zöge einen Winkel bei Ihnen jeder andern Wohnung vor. Wenn die öſterreichiſche Staatskanzelei nicht mehr in Weimar iſt, ſo kann ich ohnehin nur dieſe eine Nacht bleiben, und deſto werther wäre es mir, den Abend ganz bei Ihnen zuzubringen. Können Sie mich nicht beherbergen, ſo hat der Ueberbringer dieſes Auftrag, mir ein Unterkommen auszumachen. Ich bitte Sie daher, ihm Beſcheid zu ſagen, ob Sie mich behalten können oder nicht. Ich freue mich unendlich, Sie zu ſehen. Leben Sie innigſt wohl!

Ihr

Humboldt.

[Auf der Adreſſe:]

Sollte der Herr Geheimerath gerade nicht zu Hauſe ſein, wird die Frau Geheimeräthin den Brief zu erbrechen gebeten.

60. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Wir ruhen hier zwei Tage aus, theurer Freund, und ich befinde mich ganz behaglich in dem erzproteſtantiſch finſtern und ſchwarzen Schmalkalden. Da gerade ein Courier abgeht, der mir eine ſichere Gelegenheit darbietet, ſo ſchicke ich Ihnen, Ihre [Myron's] Kuh zurück, die mir ſehr viel Freude gemacht hat. Eine ſo geiſtreiche Behandlung antiquariſcher

Gegenstände ist bei uns ganz neu, und sie haben dem Gegenstande abgewonnen, was ein anderer und tausend andere vergeblich darin gesucht hätten. Auch die Stelle gegen die Madonnen liebe ich sehr, da mich alles Heidnische anspricht. Allein es ist mir dabei eine Bemerkung eingefallen, die ich Ihnen mittheilen muß. Es scheint mir ausgemacht, daß die Alten in unserm Sinne des Wortes keine Malerei hatten. Verschiedene Plane, jede Art der Perspective und die mannichfache Farbenverschmelzung, die wir kennen, war ihnen fremd. Ihre Malerei diente, glaube ich, der Bildhauerei. Dies nun hat einen unendlichen Einfluß auf den Kreis zulässiger Sujets. Die Bildhauerkunst ist ganz objectiv und realistisch, die Malerei viel subjectiver und sentimentaler. Unser Kreis ist daher weiter, und es entsteht die Frage, ob er nicht sogar säugende Madonnen zuläßt? Dazu kommt, daß auch unsere Ideen der Gottheit verschieden sind, mehr moralisch und moralisch-symbolisch, da die der Griechen fast blos sinnlich-symbolisch waren. Schon Herder hat diesen Gegenstand berührt, aber ob ihn einer erschöpft hat? weiß ich nicht. Die beiden Punkte, daß, verglichen mit uns, die Alten weder Musik hatten noch Malerei, sind auch für die Beurtheilung ihrer und unserer Poesie und für unser ganzes beiderseitiges Sein von unendlichem Einflusse.

Ihres Wunsches habe ich gedacht, und hoffe bald glücklich zu sein.

Ich habe heute nicht mehr Zeit. Leben Sie herzlich wohl!

Schmalkalden, 31. October 1813.

Ihr

Humboldt.

Haben Sie die Güte, die Inlage wieder zur Post zu befördern. Ich lege auch für Sie, doch nur für Sie, unsere Marschroute umstehend bei, zugleich auch, sie meinem Sohn zu sagen, wenn er zu Ihnen käme.

61. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

Weimar, den 4. November 1813.

Zu einiger Unterhaltung in der Ferne lege ich Beikommendes zurecht [Eſſex-Epilog], um es Ihnen, mein Verehrteſter nachzuſenden; es entſtand ganz zufällig. Unſere Schauſpieler übernahmen das alte, zwar intereſſante, aber ſchlecht geſchriebene Stück Eſſex [von Dyk] zu ſpielen; die Rolle der Königin iſt nicht die glücklichſte, beſonders aber hat ſie das Stück auf eine ſehr ſchwache und elende Weiſe zu ſchließen. Die Schauſpielerin bat mich um einen bedeutendern Schluß, und indem ich mir das Stück und die Königin Eliſabeth vergegenwärtigte, begegnete es mir, daß ich anſtatt eines kürzern Monologs einen langen Epilog ſchrieb, der, wie Sie ſehen, ricochetweiſe einen langen Raum durchläuft, bis er endlich wirklich ans Ende gelangt.

Die Engländer lieben ſolche Epiloge, die Deutſchen aber wollen gerührt und nicht verſtändigt nach Hauſe gehen; möchten dieſe Reime die doppelte Wirkung thun!

Vielleicht hätte ich aber doch Ihnen dieſe Arbeit nicht geſendet, wenn ſie nicht auch deswegen merkwürdig wäre, weil das Stück Sonnabend den 23. October gegeben werden ſollte und ich den Epilog den 17. abends angefangen und den 20. in der Nacht geendigt habe. Die ominöſen Stellen darin haben mich nachher ſelbſt in Verwunderung geſetzt. Ich war im Begriffe, als ich das Glück hatte, Sie bei mir zu ſehen, Ihnen dieſe und andere neue Productionen vorzuleſen, unſer intereſſanteres Geſpräch brachte ſie mir aus dem Sinne.

Ich ſchließe mich tauſendmal empfehlend.

62. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Chatillon-sur-Seine, 7. März 1814.

Ich übergehe alle Beschuldigungen, liebster Freund, die immer unnütz und langweilig sind, und sage Ihnen blos, daß ich drei Ihrer Briefe, jeden mit interessanten Beilagen, vor mir habe, einen mit dem Kloster, einen zweiten mit dem Epilog zu Essex [von Dyk], einen dritten mit den Blättern der Literaturzeitung [Nr. 245, Dec. 1813]. — Gentz, um vom letzten zuerst zu reden, ist nicht hier, aber ich habe ihm Ihren Brief an mich, den an ihn und die Literaturzeitung geschickt. Ob Sie sich etwas von ihm versprechen dürfen, wage ich nicht zu bestimmen. Ob es ihm gleich jetzt in Wien nicht an Muße fehlen kann, so ist ihm seit langer Zeit alle literarische Wirksamkeit verhaßt. Auch wird ihm einiges in der Tendenz der Recensionen misfallen, namentlich die Stellen über den Nutzen der Revolution, und das Streben nach einer Vernichtung der Tyrannei zur See. Ich selbst bin anderer Meinung, und die Beziehung auf den Utrechter Frieden ist überdies historisch falsch. Es liegt in allem diesem viel Misverstand. In der vordern hat mir am meisten gefallen, daß er das Verwechseln der Deutschheit mit Christen- und Ritterthum gerügt hat, mit dem jetzt so viel Unfug getrieben wird. — Der neue Druck H[ermann] und D[orothea's] freut mich sehr, und Ihr freundliches Andenken an meine Beschäftigung damit hat mir aufs neue Ihre Freundschaft und Liebe bewiesen. Es schmerzt mich oft sehr, so fern von Ihnen zu leben. Wir sind, fast ganz allein, aus einer gewissen Epoche stehen geblieben, und müssen es uns nicht verbergen, daß sich die Zeit, die aber auch schon wieder umkehren wird, in mancher Rücksicht von dem Geist dieser

Epoche losreißt. Daß ſich in der jetzigen Zeit ein ſtarker, edler Charakter entwickelt hat, iſt ſicher und erhebend. Wie aber daraus auch nun wieder ein Kunſt- und wiſſenſchaftlicher Geiſt, der nur in einer gehörigen Trennung von aller Wirklichkeit, in die man jetzt alles gewaltſam hineinziehen möchte, gedeiht, hervorgehen ſoll, iſt eine Aufgabe, die freilich auch, allein nicht, wie ich glaube, im erſten Jahrzehnt gelöſt werden wird. — Ihr Epilog hat mich im hohen Grade angezogen. Die Verſe: des goldnen Reifes ungeheure Laſt u. ſ. w. ſind unendlich ſchön, und der ganze Charakter der Königin drängt ſich trefflich in ihrer Rede zuſammen. Ich werde dieſen Epilog, mit Ihrer Erlaubniß, nach Wien meiner Frau ſchicken. Er wird ſie ſehr freuen. Ich hoffte, daß meine Frau Sie in Karlsbad oder Teplitz dieſen Sommer ſehen würde, allein jetzt glaube ich, daß es eher im Herbſt in Weimar geſchehen wird. Theodor iſt wohl und zufällig auf einige Tage bei mir. Durch Feuer, das in einem Hauſe auskam, wo er war, hat er alle ſeine Sachen verloren, und iſt glücklich, im Kriege immer ein väterliches Haus wenige Meilen mit ſich herumwandernd zu haben. Er kam erſt in Frankfurt zu mir, und war nicht der, der, als ich in Weimar war, nach Briefen gefragt hat. Er iſt nachher durchgekommen, hat Sie aber nicht zu Hauſe gefunden und ſich nicht aufhalten können. — Die Stelle Ihres erſten Briefes, daß die Deutſchen geiſtlos ſind, je weniger ſie gottlos ſind, hat mich ſehr glücklich gemacht. Ich empfinde ſie ganz. — Dr. Schloſſer iſt mir eine ungemein liebe Bekanntſchaft geweſen, für die ich Ihnen ſehr verbunden bin. Den Bruder, den meine Frau von Rom aus kannte, habe ich, auf ſeinen Wunſch, in Thätigkeit befördert, aber, wie ich fürchte, dadurch nur in viel inneres Unweſen gebracht. Er fand Menſchen und Anſtalten nirgend ſeinen Erwartungen gemäß und härmte ſich darüber ſehr. Ich weiß nicht, ob er zuletzt aus-

gehalten oder die Laufbahn wieder verlaſſen hat. — Wenn der Aufſatz über comparative Anatomie gedruckt wird, ſchicken Sie mir ihn ja. Das Kloſter malt ſich ſehr anſchaulich in Ihrem Aufſatz. Ich ſchicke ihn Ihnen nicht mit dieſem Briefe. Er möchte ihn aufhalten; aber unter beſonderm Couvert durch Couriergelegenheit. Ich lege Ihnen vier Sonette bei, drei von Koreff, der jetzt in Wien iſt, und Ihnen als Ueberſetzer aus dem Tibull nicht unbekannt, das namenloſe von meiner Frau. Nr. 1 iſt im Namen der beiden jungen Prinzeſſinnen von Curland an meine Frau; Nr. 2 an mein kleinſtes Mädchen bei einer zufälligen Gelegenheit; Nr. 3 als Koreff von ein paar Damen zu Hauſe gebracht worden war. Nr. 4 erklärt ſich ſelbſt. Die Mittheilung von Verſen erheitert immer die Phantaſie. Ich lege auch zwei Handſchriften bei. Von General Meerveldt, jetzt öſterreichiſcher Botſchafter in London; und von Aranjo, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten des portugieſiſchen Hofes. Ich ſchäme mich, ſo wenig zu geben. Aber ſo klein die Sache ausſieht, und ſelbſt, weil ſie es iſt, ſo ſchwer iſt es, Handſchriften zu kriegen. Die Leute verſprechen und halten nicht, bis die Zeit vergeht, wo man ſie ſieht. Von Briefen läßt ſich oft nicht abreißen und die Bedeutenden ſchreiben wenig ſelbſt. Doch ſollen Sie mehr haben. — Vom Frieden ſage ich Ihnen nichts. Nehmen Sie dies für dieſen Moment als bedeutend an. Von Herzen Ihr

Humboldt.

63. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Ihr Brief und Ihr Andenken haben mir, theuerſter Freund, eine unendliche Freude gemacht. Ich kannte Ihren Verluſt [den Tod von Goethe's Gemahlin] und konnte mir denken, wie ſchmerzlich alle Gewohnheiten des Lebens in dieſen

Monaten bei Ihnen zerriſſen ſein mußten. Aber wem, wie Ihnen, die Wiſſenſchaft nur das innere Leben der Natur iſt, in dem iſt ſie keiner Empfindung fremd und gewährt Ruhe und Troſt in jeder Lage des Lebens. Ich freue mich, aus Ihrem Briefe zu ſehen, daß Sie das gefühlt haben, und mein Bruder wird Ihnen gewiß ſelbſt für Ihr Andenken danken.

Wohl haben wir in undenklichen Zeiten nicht voneinander gehört. Aber ich lebe in einer Abgeſchiedenheit, die einem ſelten ſogar möglich wird. Mir iſt ſie ſeit den Campagnen, mit dem Wiener Congreß, wo ich unter der Urſache und dem Vorwande der Geſchäfte jede Geſellſchaft mied, ſeit meinem Hierſein, wo ich kaum mein Zimmer verlaſſe, zur andern Natur geworden. Ich habe einen ſo unwiderſtehlichen Hang zur Einſamkeit, daß ich ſie mir auch mitten unter Menſchen zu ſchaffen weiß, und ich kennte mir jetzt nichts Reizenderes, als mich allein auf ein recht entferntes Landgut zurückziehen zu können. Ob es mir werden wird, weiß ich nicht.

Handſchriften, liebſter Freund, kann ich Ihnen nicht ſchicken. Aber meinen Agamemnon ſollen Sie bald haben. Man druckt an den letzten Bogen. Ich denke, er ſoll Ihnen eine freundliche Erſcheinung aus der Vorzeit ſein. Denn er fing ja an, als wir noch in Jena zuſammen waren, und er hat noch Verſe, die ich nach Ihren Bemerkungen verändert habe. Wie er Ihnen gefallen wird, wage ich nicht voraus-zubeſtimmen. Er iſt gemacht, um eine ſchulgerechte Prüfung zu beſtehen, mit der Gewiſſenhaftigkeit, mit der man in einem angenommenen Syſteme arbeitet, und es gibt wenig Verſe, von denen ſich nicht ſtrenge Rechenſchaft geben ließe. Ich habe ihn in den beiden Feldzügen, auf denen er mich immer begleitete, ganz umgearbeitet, und was glaube ich der wahrſte Ausſpruch über ihn ſein wird, iſt, daß es wol leicht beſſere Ueberſetzungen geben kann, aber daß er das Ueberſetzen ſchwer gemacht hat, weil er zu ſtrenge Forderungen aufſtellt. Die

ziemlich ausführliche Einleitung empfehle ich im voraus Ihrer gütigen Aufmerksamkeit. Sie geht ziemlich tief in die Metrik und die Uebersetzungskunst ein. Ich habe mich hier viel mit Wissenschaft beschäftigt, obgleich nicht viel selbst gearbeitet, aber so recht wieder die Gewalt gespürt, die das Alterthum immer an mir ausgeübt hat. Alles Neue ekelt mich an, indeß mich Einer der alten Verse, so aus der frühesten Griechenzeit, schon durch seinen Klang in eine wundervolle Stimmung versetzt. Das erklärt Ihnen denn auch meine Abgeschiedenheit, denn rund um sich herum sieht man ja nur christlich gothische, oft fratzenhafte Modernität. Wie gerne spräche ich über das Alles mit Ihnen wieder einmal. Aber Sie sagen, Sie kommen nicht in diese Gegend. Ich hoffe es gewiß.

Nun leben Sie herzlich wohl! Erhalten Sie mir Ihre Liebe und Ihr Andenken. Ich bin mit ewig unwandelbaren Gesinnungen Ihr Ihnen ganz eigener

Humboldt.

Frankfurt, den 19. Julius 1816.

64. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Frankfurt, den 9. August 1816.

Ich habe mit innigem Bedauern gehört, theuerer Freund, daß ein Unfall [Umwerfen des Wagens] Ihre Reise nach Baden, auf der ich gewiß auf die Freude rechnete, Sie zu sehen, rückgängig gemacht hat. Man setzt hinzu, daß unser gemeinschaftlicher Freund Meyer ein Bein dabei gebrochen hätte, dies, hoffe ich, soll sich nicht bestätigen; sagen Sie ihm aber, wie lebhaft meiner Frau und meine Besorgniß deshalb ist, und lassen Sie uns bald wissen, wie es eigentlich damit steht. Es schmerzt uns sehr, nach Frankreich gehen zu müssen, ohne Sie, liebster Freund, vorher gesehen zu haben. Meine Frau trägt mir eigen auf, Ihnen das mit

ihren herzlichſten Grüßen zu ſagen. Sie iſt ſeit drei Tagen zu meiner großen Freude wieder bei mir. — Der Buchhändler Fleiſcher wird Ihnen, theuerer Freund, zwei Exemplare meines Agamemnon auf Velin für Sie und Frau von Wolzogen und zwei andere für Riemer und Gersdorf ſchicken. Dürfte ich Sie wol bitten, bis dahin die Inlagen zu behalten, dann aber die Exemplare, wenn ſie noch ungebunden ſind, blos in Papier heften zu laſſen und dieſelben mit den Briefen an ihre Adreſſe abgeben zu laſſen. Frau von Wolzogen iſt vielleicht nicht in Weimar, Sie erfahren aber gewiß leicht ihren Aufenthalt. — Von Ihnen, mein Theuerer, hörte ich gern ein Wort über den Agamemnon. Er iſt mir ein Bild des übrigen Lebens, in dem man ſelten zugleich beſitzt, was erſt wirklich glücklich oder nützlich machen würde. In den verſchiedenen Zeiten, in denen ich ihn bearbeitet habe, habe ich verſchiedene Anſicht und verſchiedene Kraft gehabt, und die Ueberſetzung trägt unſtreitig Spuren von beiden. Doch werden Sie, wenn Sie die in der Einleitung entwickelten Grundſätze mit der Ausführung vergleichen, wie ich mir gewiß ſchmeichle, finden, daß ich die Sache mit Ernſt und Strenge genommen und nicht nach dem zufällig Gefallenden, ſondern nach dem weſentlich Kunſtmäßigen geſtrebt habe. Die Uebertragung der Chöre hat man in der That, meiner Meinung nach, noch bisher nicht nach ſo feſten und richtigen Regeln behandelt. Die bisherigen Ueberſetzer ſind dabei mehr eigen gewählten und beliebigen Manieren gefolgt. Allein die Arbeit mag für oder wider ſich ſelbſt ſprechen. Laſſen Sie nur, liebſter Freund, mich bald wiſſen, wie es mit Ihnen und Ihrem Freunde ſteht. Mit aufrichtiger und herzlicher Freundſchaft und Anhänglichkeit

Ihr Humboldt.

Ich lege noch einen Brief für die Schiller bei, und Sie werden auch für ſie ein Velin-Exemplar erhalten.

65. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Frankfurt, den 25. October 1816.

Ich kann Ihnen, theuerer Freund, heute nur zwei Worte ſagen, allein ſie ſind mir deſto erfreulicher. Mein hieſiger Aufenthalt geht zu Ende, meine Beſtimmung nach Paris verwandelt ſich vermuthlich in eine nach London, und ich komme ſo gut als gewiß auf einige Tage vorher zu Ihnen nach Weimar. Wie innig meine Frau und ich ſich auf dies langentbehrte Glück freuen, kann ich Ihnen nicht ſagen. Die Zeit iſt es mir unmöglich jetzt zu beſtimmen. Vermuthlich aber fällt dieſer erſehnte Augenblick in das Ende des November, oder den Anfang des December. Es ſcheint mir kein Zweifel, daß Sie alsdann dort ſind. — Ein Liefländer, Alexander von Rennenkampf, ein Mann von Kenntniſſen, Geiſt und Liebe zu allem, was Kunſt und Wiſſenſchaft berührt, der mit uns in Rom war und den wir ſehr lieben, wird (mit dem Prinzen von Oldenburg, glaube ich) nach Weimar kommen. Er bittet durch mich um eine gütige Aufnahme bei Ihnen. Schlagen Sie ihm dieſelbe nicht ab. — Ihren gegen mich ſo lieben und in ſich wunderſchönen Brief aus Tennſtädt haben meine Frau und ich oft geleſen und wieder geleſen. Wenn ich zu Ihnen komme, wird ſich manches Geſpräch an ſeinen Inhalt von ſelbſt anknüpfen. Von hier kann ich Ihnen nur innigſt und herzlich dafür danken. — Leben Sie wohl und erhalten Sie mir Ihre Liebe und Ihre Theilnahme.

Ewig ganz der Ihrige

Humboldt.

66. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Frankfurt, den 10. Januar 1817.

Endlich, theuerer Freund, ſetze ich mich in Bewegung und hoffe am 15. bei Ihnen mit den Meinigen in Weimar zu

ſein. Ich freue mich unendlich, ob ich gleich nur kurz werde bleiben können, das Andenken ehemaliger Zeiten zu erneuen, und mit Ihnen über ſo vieles zu reden, was uns beide gleich anhaltend beſchäftigt. Meine Frau grüßt Sie herzlich. Da ich vielleicht mir von Erfurt aus, wo ich eine Nacht bleibe, ein Quartier im Wirthshaus in Weimar beſtelle, um gleich Alles beſſer bereit zu finden, ſo hören Sie vielleicht noch einmal vor meiner Ankunft von mir.

Humboldt.

67. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Erlauben Sie, theuerer Freund, daß ich mich in Ihr Andenken bei Gelegenheit der Herausgabe einer Schrift [Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelſt der vaskiſchen Sprache] zurückrufe, die Ihnen in den nächſten Wochen durch Buchhändlergelegenheit zukommen wird. Ich habe verſucht, die vaskiſche Sprache, mit der ich mich ſchon ſonſt beſchäftigte, auf die Unterſuchungen über die Urbewohner Spaniens und Portugals anzuwenden, und obgleich Sie dieſer Gegenſtand nie ſonderlich anziehen kann, ſo iſt es Ihnen doch ſo ſehr eigen, an Forſchungen aller Art Antheil zu nehmen, daß Sie vielleicht auch dieſe Schrift nicht ungern durchblättern. Sie wird Ihnen zugleich ein anſchaulicheres Bild meines jetzigen Lebens geben. Es iſt ganz Forſchungen dieſer und ähnlicher Art gewidmet und belohnt mich auf das reichlichſte für die lange Unterbrechung, die meine ruhigen Studien, wie ich ſie in den glücklichen Jahren trieb, die ich in ihrer Nähe zubrachte, erfahren hatten. Die Verbindung hiſtoriſcher und linguiſtiſcher Forſchungen zieht mich am meiſten an, und vorzüglich inſofern ſie in das frühe und dunkle Leben der Völker führt, wo ſich keine individuellen Begebenheiten herausheben, aber das ſtille Ziehen und Wandern der Völker

die spätern Jahrhunderte vorbereitete. Das Wirken des Menschengeschlechts ist da dem Wirken der Natur selbst ähnlicher; es ist der Uebergang der Entwickelung zur Individualität, und die Sprachen sind das Band, die beide Zustände miteinander verknüpfen, und das Medium, in dem sich beide erkennen lassen. Wenn man die Kunde der Vorzeit nach den Denkmalen mittheilen wollte, die sie hinterlassen hat, so finden wir, uns zunächst die schriftliche und mündliche Ueberlieferung, dann die von Ueberlieferung entblößten, aber in Werken und Namen übrigen Spuren des Menschendaseins, darauf die Sprachen, endlich dem Zustande, über den sich nichts mehr erkennen läßt, am nächsten, die Beschaffenheit des Erdbodens selbst. Indem ich die Sprachen in diesem Sinne und zu diesem Zwecke durchforsche, suche ich mich nach und nach mit einigen der ältesten bekannt zu machen, die mir bisjetzt fremd geblieben waren. So habe ich seit diesem Jahre mich mit dem Sanskrit beschäftigt, und wenn ich auch noch wenige Fortschritte darin gemacht habe, so haben mich die wenigen doch schon reichlich belohnt. Bisjetzt stimme ich zwar noch ganz Ihrem Urtheile über die indische Literatur bei. Ich kann ihr keinen Geschmack abgewinnen, und bleibe immer dabei, daß das Griechische und Römische gerade die Höhe und Tiefe, die Einfachheit und die Mannichfaltigkeit, das Maß und die Haltung besitzt, an die nichts anderes je reichen wird, und über die man nie muß hinausgehen wollen. Allein als Sprache, als Gefäß, in dem die Vorstellungsweise einer alten, weit verbreiteten, mannichfaltig gebildeten Nation niedergelegt ist, findet man im Sanskrit einen Schatz, der es wohl verdient, von allen Seiten her und auf alle Weise bearbeitet zu werden. Diese flüchtigen Andeutungen werden Ihnen einen Begriff meiner Beschäftigungen geben. Erhalten Sie denselben Ihre gütige Theilnahme, nehmen Sie, was ich jetzt Ihnen zur Prüfung vorzulegen wage, mit Güte und Nachsicht auf,

und erlauben Sie mir, Ihnen ferner mitzutheilen, was ſich aus meinen eigenen Arbeiten zur öffentlichen Mittheilung geſtalten möchte. Meine Frau empfiehlt ſich aufs herzlichſte Ihrem Andenken. Mit der innigſten Verehrung und Freundſchaft der Ihrige. Humboldt.

Berlin, den 15. Mai 1821.

68. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung, 29. Mai 1873, Nr. 122.]

Weimar, am 18. Juni 1821.

Vor einigen Wochen, theuerſter verehrteſter Freund, erhielt ich durch Reiſende von Ihrem Herrn Bruder Schreiben und Sendung. In meiner dankbaren Antwort fühlt' ich mich gedrungen, ihm zu ſagen: daß jenes frühere Verhältniß zu Ihnen beiden mir immer unter den lichteſten Lebenspunkten vorſchwebt. Wenn man ſich erinnert, was Ziel und Zweck eines jeden damals geweſen und nun vor ſich ſieht, was durch große Anſtrengungen endlich errungen worden, ſo gibt es einen herrlichen Genuß. Betrachtet man ferner, wie eine geſteigerte Thätigkeit auch ſpäterhin nicht nachläßt, entſchiedene Pläne vollkommen auszubilden, um das zu erreichen, was man früher für wünſchenswerth gehalten, ſo iſt denn ſolcher gemeinſamer Lebensgang höchſt erfreulich zu überſchauen.

Für das überſendete Werk zum beſten dankbar, habe ich ſchon mit Niemer darüber mehrere Stunden conferirt, zu beiderſeitigem Vergnügen und Belehrung. Dieſer Freund iſt gegenwärtig hier nach ſeinen Wünſchen ſituirt; von den Schulſtunden befreit, kann er ſeine lexicaliſchen Arbeiten, welche freilich ganz eigene Aufmerkſamkeit und Folge verlangen, ruhig fortſetzen.

Sowie ich höre, haben Sie auch die Sprachkarte, die

mir früher ſo wünſchenswerth ſchien, weiter ausgearbeitet, wodurch auch mir eine große Zufriedenheit vorbereitet wird. Ich habe nie unterlaſſen, über Welt und Menſchen fortzudenken, zu ſammeln, zu arbeiten, und finde mich dadurch in dem Fall, die Reſultate anderer glücklich Mitarbeitenden mir deſto reiner zuzueignen.

Und ſo möge denn dieſes nicht länger weilen, ſondern Sie nach einer ſo langen Pauſe freundſchaftlichſt begrüßen.

69. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Das freundliche Blatt, das Sie mir, verehrteſter Freund, unterm 18. d. überſandt haben, hat mich ſo herzlich gefreut und mir Ihr früheres und immer unverändert gebliebenes Wohlwollen ſo lebhaft zurückgerufen, daß ich mir nicht verſagen kann, Ihnen gleich wieder einige Worte zu ſagen. Auch mir bleibt jene Zeit unſers ehemaligen Zuſammenſeins immer die Epoche meines Lebens, die ich mir am liebſten wieder zu vergegenwärtigen ſuche. Ich kann ſie gleichſam als einen Mittelpunkt anſehen, auf den ſich das noch früher Vorbereitete geſammelt hatte, und von dem auf das übrige Leben hin die Beſtrebungen ausgingen, die nun nicht mehr von ihrer Richtung abweichen können. Nichts wirkt ſo tief auf das Gemüth, als die Verehrung des in der Nähe erkannten Beſſern und Höhern, und was ich Ihnen, was dem verewigten Schiller in dieſer Rückſicht ſchuldig bin, wird nie in mir untergehen. Ich werde deſſen erſt ſelbſt wieder jetzt recht inne, wo ich wieder ganz mir und ſelbſtgewählten Beſchäftigungen leben kann. Ich kann wohl ſagen, daß das Streben nach dieſen immer in mir der Grund geblieben iſt, über den Ereigniſſe und Geſchäfte nur wie wechſelnde Wellen hinüberglitten, aber es iſt doch viel beſſer, ſich der reinen und freien Muße zu erfreuen.

Es soll mir unendlich willkommen sein, wenn Sie, theuerster Freund, fortfahren, an meinen wissenschaftlichen Bemühungen freundlichen Antheil zu nehmen. Wenn ich mich hauptsächlich mit Sprachen beschäftige, so ist der Punkt, auf den ich eigentlich ausgehe, der innere Zusammenhang mit dem Gedanken, die Abhängigkeit oder Unabhängigkeit dieses und aller geistigen Bildung von der Sprache, welche ihren Organismus nur zum kleinsten Theil von denen, die sie jetzt reden, empfangen, und ihre eigenen Schicksale, wie jedes andere historisch gestaltete Wesen, erfahren hat. Denn es ist nicht abzuleugnen, daß sowol die grammatischen Formeln, von welchen der freie und vielgewandte Gebrauch so mächtig abhängt, als die Geschlechter der Wörter, welche den an sich vagen Begriff auf eine bestimmte Weise geprägt, der Empfindung übergeben, von Anbeginn alles Sprechens an eine Reihe für sich bilden, die es sogar uns bis auf einen gewissen Punkt hin zu erkennen gegeben ist. Gerade dies Problem ist aber auch das schwierigste, und so begegnet es denn auch mir, daß ich bisjetzt fast nur darum herumgehe und oft, blos um nicht müßig zu sein, bei Arbeiten stehen bleibe, die höchstens vorbereitend genannt werden können.

Ich habe durch [A. W.] Schlegel's indische Bibliothek und nachher mündlich durch Wolf erfahren, daß Sie der Sanskritdichtung nicht hold sind und ich theile bisjetzt durchaus dieselbe Empfindung mit Ihnen. Was ich übersetzt gelesen, hat mich nie angesprochen, und selbst Schlegel's Verwandlung der klaren Butter in lauteres Oel und die Vergleichung des kinderschwangern Kürbisses mit dem Ei der Leda hat für mich der Sache nach wenig Reiz mehr gegeben. Auch da ich nun dahin gekommen bin, 10 Gesänge des Nalus mit völliger Erkenntniß der Bedeutungen und grammatischen Formen selbst im Original zu lesen, ist meine Bewunderung nicht mehr rege geworden. Wenn, um nur das Einzige zu

ſagen, dem Inhalt das ſchöne Maß, die anmuthige Mitte zwiſchen dem Kleinlichen und dem Ungeheuern fehlt, woraus doch allein Lieblichkeit und Erhabenheit hervorgehen, ſo iſt in dem Ausdrucke oft Dürftigkeit und abſtracte Trockenheit und in der Wortfügung große Schwerfälligkeit in den ellenlang durch Buchſtabenanbildung aneinandergeketteten Worten. Sollte ſich aber dies Urtheil, wie doch auch noch möglich iſt, ſelbſt bei weiterm Studium und Leſen nicht abändern, ſo iſt doch auf der andern Seite wahr, daß gerade dieſe Sprache, die älteſte uns bekannte, wahrhaft zu dichteriſcher und wiſſenſchaftlicher Rede (weit mehr als die hebräiſche) gebildet iſt, und in nicht abzuleugnender Verbindung mit den Sprachen des claſſiſchen Alterthums ſteht. Wenn es nicht unrichtig iſt, daß die künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Bildung, die wir in Griechenland und im Grunde dort im Alterthum allein, in dieſer Art antreffen, bei aller urſprünglichen Fähigkeit der Nation und aller Begünſtigung des Schickſals doch auch noch außerdem einen beſtimmten, ſie möglich machenden Sprachorganismus vorausſetzte, ſo bleibt das Indiſche immer die Urbedingung zu aller Cultur, die ſich von Griechenland aus auch über uns ausgebreitet hat. Dieſer Punkt iſt es eigentlich, der mich bei dem ſehr mühſamen und mehr als man gern ſich ſelbſt geſteht, zeitraubenden Studium des Sanskrit feſthält, zu dem mich anfangs nur allgemeine Forſchungen über die Verwandtſchaft der Sprachen vermochten.

Man erwartete Sie, liebſter Freund, im Laufe des Mai in Berlin. Mir iſt es aber ſehr lieb, daß Sie damals nicht hingekommen ſind. Wir waren nicht mehr dort, und ſo bleibt uns doch die Hoffnung, daß Sie ein andermal den Ort beſuchen, wo wir glücklicher ſind. Ich rathe Ihnen wirklich, auch abgeſehen vom eigenen Vortheil, dazu. Sie werden es dort ganz anders und beſſer finden, als ehemals. Für die Kunſt iſt viel und unter dem Vielen nicht weniges zweckmäßig

geſchehen. Aber ich rathe Ihnen doch, ſo zu kommen, daß Sie ſich vielem geſellſchaftlichen Treiben entziehen können. Dazu wäre nun mein Vorſchlag, nicht den Winter zu wählen, ſondern den Sommer, Julius oder Auguſt. Sie könnten dann theils bei uns in Tegel (nur eine Stunde von Berlin), theils in unſerm Hauſe in Berlin wohnen, und dieſer wechſelnde Aufenthalt gäbe Ihnen alle Leichtigkeit, ſich Einladungen zu entziehen. Uns gewährten Sie einen unendlichen Genuß, und auch Sie, ich wiederhole es, würden Freude haben. Meine Frau war mit mir hier, ſie iſt jetzt ſeit der Hälfte des Monats in Karlsbad. Wie ungünſtig iſt es für ſie, ſeitdem ſie Karlsbad und Teplitz faſt regelmäßig beſucht, Sie, liebſter Freund, faſt von dieſen Gegenden Abſchied genommen haben. Indeß iſt es auch ein glückliches Zeichen, daß Ihre Geſundheit dieſes Aufenthalts nicht mehr bedarf.

Von dem, womit Sie in dieſem Jahre uns alle beſchenkt haben [Wanderjahre], kann ich Ihnen leider noch nichts ſagen. Bei wechſelndem Landaufenthalt iſt das Kommenlaſſen von Büchern ſchwierig. Es bleibt mir alſo der Genuß bei meiner Rückkunft nach Berlin. Ihre Briefe kommen mir zu jeder Zeit, ich ſei dort oder nicht, nach Berlin adreſſirt, richtig zu. Mit der herzlichſten Anhänglichkeit und Freundſchaft

der Ihrige

Humboldt.

Ottmachau bei Neiſſe, den 1. Julius 1821.

70. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, den 29. November 1821.

Sie haben, liebſter Freund, im vergangenen Frühjahr meine Schrift über Spanien ſo gütig aufgenommen, daß ich mir die Freude nicht verſagen kann, Ihnen ein Exemplar

einer Abhandlung [Ueber das vergleichende Sprachſtudium] zu ſchicken, die, da ſie einen mehr allgemein intereſſirenden Gegenſtand betrifft, eher Anſprüche machen kann, von Ihnen durchlaufen zu werden. Sie wird Ihnen ein Bild der Art geben, wie ich das Sprachſtudium, ſoweit ich es zu treiben vermag, auf einen Punkt hinzuführen ſuche, der es an die höchſten und allgemeinſten Fragen über Ideenentwickelung und Völkerbildung anknüpft. Bei keiner Art wiſſenſchaftlicher Forſchung iſt es ſo nöthig, nie zu verſäumen, ſich von Zeit zu Zeit zu orientiren, und was man in Thatſachen zuſammengereiht hat, wirklich in Ideen zu verwandeln. Denn bei keiner verliert man ſich ſonſt ſo leicht in bloße Schälle und leere Formen. Die Allgemeinheit, in der ich mich in dieſer Abhandlung halten mußte, erlaubte mir nicht, in ihr in Einzelnes und Factiſches überzugehen. Aber ich denke nun, nach und nach abgeſonderte Theile des Ganzen und dieſe ganz hiſtoriſch und empiriſch zu behandeln. Erhalten Sie indeß meinen Beſchäftigungen Ihre gütige Theilnahme und leben Sie heiter und wohl! Meine Frau trägt mir die herzlichſten Grüße an Sie auf. Mit inniger und unveränderlicher Verehrung und Freundſchaft

der Ihrige

Humboldt.

71. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung, 29. Mai 1873, Nr. 122.]

Weimar, am 24. December 1821.

Zaudern darf ich nicht, verehrter Freund, für die liebwerthe Sendung zu danken; ſie hat mir und dem wackern Riemer große Freude gemacht, mußten wir doch Ihr treffliches Heft übereinſtimmend finden mit unſer Ueberzeugung,

friſch aufklärend und weiterdeutend, alles anregend, was dem Sprechenden, das heißt dem verſtändig vernünftigen Menſchen, nur Bedeutendes im Innern angehören mag und was ſollte nicht noch alles davon zu rühmen ſein. Laſſen Sie mich nur noch Folgendes herausheben: indem Sie die Sprache als Hülfsmittel gar trefflich anpreiſen, geben Sie uns ferner [zu] bedenken, daß die Sprache, wenn ſie auf einen gewiſſen Punkt gelangt, unveränderlich ſei und [von] ihren anerkannten Mängeln nicht befreit werden könne; demungeachtet in und aus ſich ſelbſt alles Menſchliche, vom Tiefſten bis zum Höchſten ausſprechen, ausdrücken, beſtimmen und erweitern könne und müſſe.

Hierdurch haben Sie mir, mein Theuerſter, einen Spiegel vorgehalten, worin ich am Ende meiner Laufbahn erkennen kann, was ich als Dichter und Schriftſteller geleiſtet habe und was ich hätte leiſten ſollen.

Hier ſei geſchloſſen, damit wir uns nicht in die Flut wagen, die uns zu verſchlingen droht. Bleiben Sie meiner aufrichtigſten Anhänglichkeit und erhalten mir zugleich mit Ihrer Frau Gemahlin ein ſtetiges Andenken.

72. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, den 18. März 1822.

Ich hatte Ihnen ſchon längſt danken wollen, verehrteſter Freund, für Ihre gütigen und freundſchaftlichen Zeilen vom 24. December v. J., allein es war immer unterblieben. Jetzt thue ich es, indem ich Ihnen eine neue Arbeit [Ueber die Aufgabe des Geſchichtſchreibers] ſchicke, die Ihnen ſonſt nicht zu Geſicht kommen möchte. Es wird Ihnen vielleicht eine ſonderbare Grille ſcheinen, die Geſchichte gerade mit der Kunſt zu vergleichen. Allein in mir liegt dieſe Idee ſchon lange,

und ſollte nicht auch wirklich etwas ſehr Aehnliches in der Darſtellung menſchlicher Geſtalt und menſchlicher Handlungen liegen? In dem, was ich über die Kunſt ſelbſt ſage, darf ich noch eher auf Ihre Uebereinſtimmung rechnen. Nur wenn die Geſtalt von innen heraus aufgefaßt wird, kann ſie wieder in ihrem Ganzen dargeſtellt werden. Man vergißt das bei Theorien und Kritiken der Kunſt zu oft und will von außen zuſammenſetzen und ſo, daß die Idee des Ganzen erſt daraus nachher hervorgehe, was mir gerade als der verkehrte Weg erſcheint.

Was ich über die hiſtoriſche Wahrheit und die buchſtäbliche Treue der Erzählung ſage, wünſche ich vor allem Ihrer Prüfung zu empfehlen. Sie haben ſich viel mit naturgeſchichtlichen Erſcheinungen beſchäftigt, und es hat Ihnen vor allem daran gelegen, die Thatſachen rein und treu darzuſtellen. Sie wiſſen daher am beſten, was es heißt, die Erſcheinung rein aufzunehmen und wie man es anzufangen hat, um aus den einzelnen Theilen derſelben ſie als Ganzes aufzunehmen. Ein Wort Schiller's iſt mir immer gegenwärtig geblieben und hat mir bei dieſer Arbeit oft vorgeſchwebt. Er ſprach davon, daß man ſeine hiſtoriſchen Aufſätze zu dichteriſch gefunden und ſchloß: und doch muß der Geſchichtſchreiber ganz wie der Dichter verfahren. Wenn er den Stoff in ſich aufgenommen hat, muß er ihn wieder ganz neu aus ſich ſchaffen. Dies ſchien mir damals paradox und ich verſtand es nicht recht. Der Bemühung, mir es nach und nach klar zu machen, dankt dieſe Abhandlung großentheils ihr Entſtehen.

Aber verzeihen Sie, daß ich lang werde. Nur weiß ich, daß auch Sie gern an den erinnert werden, mit dem wir beide ſo viele Tage in heiterm und wechſelsweiſe belehrendem Geſpräch verlebten, der für alles Regſamkeit beſaß und alles aus eigenem großen Geiſte beurtheilte und geſtaltete. Dieſe Zeiten bleiben immer meine ſchönſten Erinnerungen.

Meine Frau grüßt Sie aufs freundlichſte. Leben Sie herzlich wohl und erhalten Sie uns Ihr gütiges Andenken. Mit der innigſten Verehrung und Anhänglichkeit

Ihr

Humboldt.

73. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Ich habe Sie, verehrteſter Freund, in Jahren nicht geſehen, und es verlangt mich recht herzlich, wieder einmal mit Ihnen zuſammenzukommen. Ich habe mir feſt vorgenommen, das Jahr nicht zu Ende gehen zu laſſen, ohne Sie, wenn Sie es mir erlauben, auf ein paar Tage zu beſuchen. Ich wünſchte daher die Zeit mit Ihnen wenigſtens ungefähr zu verabreden, und Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir in einigen Zeilen auf dieſe antworten, und den Brief unter meiner gewöhnlichen Adreſſe nach Ottmachau bei Neiſſe in Schleſien mit dem Zuſatze: an Herrn Amtsrath Menzel abzugeben, wollten abgehen laſſen.

Die Zeiten, wo ich, wenn nicht unvorhergeſehene Hinderniſſe eintreten, würde bei Ihnen ſein können, wäre in den erſten vierzehn Tagen des Auguſt oder in den erſten vierzehn des September, oder nach dem 20., 25. October. Sobald ich weiß, zu welchen dieſer Epochen ich Sie am ſicherſten treffe, beſtimme ich mich dann nach meinen eigenen Umſtänden, ſchreibe Ihnen aber noch einmal beſtimmter.

Ich wünſchte nur zu wiſſen: ob Sie wol gewiß zu einer dieſer Perioden und welcher in Weimar oder Jena, und an welchem beider Orte ſind? und zugleich, wie es mit den Planen des Großherzogs iſt, ob Se. Königliche Hoheit, ſoviel Ihnen bekannt iſt, zu den gedachten Epochen in Weimar ſein werden?

Welchen innigen und lebhaften Antheil meine Frau, die sich Ihnen auf das herzlichste empfiehlt, und ich an Ihrer Gesundheit genommen, wie uns Ihre Krankheit geschmerzt und beunruhigt, wie unendlich die Wiedergenesung gefreut hat, kann ich Ihnen nicht aussprechen. Möge der Himmel Sie uns allen noch recht lange erhalten. Nur solange ich Sie in Gesundheit und Kraft weiß, glaube ich mit der glücklichsten und besten Periode meines eigenen Lebens in lebendiger Verbindung zu stehen.

Leben Sie herzlich wohl und erhalten Sie mir Ihr gütiges und wohlwollendes Andenken. Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

Berlin, den 3. Junius 1823.

Meine Frau geht Ende Julius nach Karlsbad und nach dort gebrauchter Cur nach Marienbad. Wenn Sie vielleicht auch dorthin kämen, wie unendlich würde sie sich dessen freuen!

74. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung, 29. Mai 1873, Nr. 122.]

Weimar, am 22. Juni 1823.

Ihr Brief, theuerer, verehrtester Freund, kam zur merkwürdigen Stunde, die ihn doppelt interessant macht; eben waren die Schiller'schen Briefe gesammelt und ich betrachtete sie vom Anfang durch und da find' ich denn die schönsten Spuren unsers glücklichen und fruchtbaren Zusammenseins. Die Einladung zu den Horen macht den Anfang mit einem Schreiben vom 13. Juni 1794. Da es denn so weiter fortgeht und sich mit jedem Briefe die Verehrung des außerordentlichen Geistes, die Freude über dessen Einwirkung auf

unſere Geſammtbildung ſteigert und erhöht. Seine Briefe ſind ein unendlicher Schatz, dergleichen Sie auch reichlich beſitzen, und wie man durch ſie bedeutend vorwärts gekommen, ſo muß man ſie wieder leſen, um vor Rückſchritten bewahrt zu ſein, wozu uns die liebe Umwelt täglich und ſtündlich einzuladen geneigt iſt.

Denken Sie ſich nun ſelbſt, mein Wertheſter, wie höchſt willkommen Ihre Anmeldung mir in dieſem Augenblicke erſcheint, worauf ich denn nach reiflichem Nachdenken freundlichſt rathen wollte, gegen Ende Octobers bei uns einzutreffen. Sollten die Götter nicht anders über uns disponiren, ſo finden Sie mich, und was Ihnen ſonſt lieb und werth iſt, gewiß allhier verſammelt, ſtille, vertrauliche Communication kann mit geſelligen Unterhaltungen gar anmuthig abwechſeln und wir erfreuen uns vor allen Dingen eben an dem Schiller'ſchen Briefwechſel, da Sie denn auch von Ihrer Seite einige Jahrgänge mitbringen und wir in fruchtreicher Gegenwart uns an den frühern ſchönen Blüten aufs neue erbauen und erquicken können. Riemer empfiehlt ſich aufs dringendſte, es geht ihm gut, unſer Verhältniß iſt bleibend, wechſelſeitig, förderlich und nützlich. Hofrath Meyer iſt nach Wiesbaden abgereiſt, ſeine Geſundheit iſt leider nicht die beſte.

Zwei neue Hefte zu Kunſt und Alterthum und zur Naturwiſſenſchaft ſind im Begriffe zu erſcheinen; die Früchte meiner Winterbeſchäftigung. Sie waren glücklicherweiſe ſo ſorgfältig eingeleitet, daß mein Uebel und die darauf folgende Krankheit unſerer Frau Großherzogin, die uns alle, beſonders aber mich Wiedergeneſenden in Furcht und Sorge ſetzte, kein bedeutendes Hinderniß entgegenſtellten.

Darf ich mich Ihrer Frau Gemahlin beſtens empfohlen wiſſen, wobei ich nicht zu verſichern brauche, daß ſie gewiß auch unſern gnädigſten Herrſchaften höchſt willkommen ſein

werde. In meiner Häuslichkeit entgegnen Ihnen Kinder und Enkel mit fröhlichen Gesichtern, die nächsten Freunde versammeln wir nach Wunsch. Mögen Sie mir in der Zwischenzeit etwas vermelden, so bitte solches hierher unter meiner Adresse, da es mir denn jedesmal baldigst zukommen wird.

Und nun empfehle ich mich Ihrer theuern Frau Gemahlin zum allerbesten, möge das Glück mich unter diesen Umständen auch wieder einmal an ihre Seite bringen. Verzeihung einer etwas zerstreuten und aufs Einpacken deutenden Schreibart.

75. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Ihren so sehr gütigen und freundschaftlichen Brief vom 22. Junius habe ich unbeantwortet gelassen, verehrtester Freund, weil ich Sie in den böhmischen Bädern wußte, das Schreiben überhaupt etwas Umständliches ist, und ich ja die frohe und nicht ferne Aussicht zur mündlichen Unterhaltung hatte. Zuerst also nur meinen wärmsten und herzlichsten Dank für die gütige Art, wie Sie diesen meinen Plan aufgenommen haben. Ich reise in wenigen Tagen von hier ab und treffe vor dem 15. d. in Weimar ein. Den Tag kann ich noch nicht bestimmen, allein sowie ich nur im Wirthshause abgestiegen bin, eile ich zu Ihnen, wo ich Sie bitte, mich im voraus Ihren liebenswürdigen Kindern zu empfehlen. Ich freue mich unendlich, acht Tage mit Ihnen und in Erinnerung alter und neuer Zeiten zu genießen.

Auch den neuen Heften, von denen Sie reden, sehe ich mit Vergnügen entgegen. Solche, die seit dem Junius d. J. erschienen wären, sind mir hier noch nicht vorgekommen, mit so großer Belehrung und Freude, wie nicht weniger herzlichem Danke für die freundliche Erwähnung meines Bruders und meiner, ich auch alle frühern gelesen habe.

Von Schiller'schen Briefen sollte ich allerdings Jahrgänge besitzen. Allein ich ließ sie, nur friedliche Zeiten gewohnt, bei meiner Abreise nach Italien in Tegel zurück, und mein Haus wurde dort von den Franzosen geplündert und alle meine Papiere zerstreut. So hat sich, ich weiß selbst nicht durch welchen Zufall, nur ein einziges, nicht bedeutendes Packet gerettet. Dies bringe ich Ihnen mit.

Dagegen wünschte ich mir wol auf einige Zeit von Ihnen die Beschreibung spanischer Bilder von meiner Frau zu erbitten. Es kommen uns so oft Gelegenheiten, Notizen daraus zu bedürfen, und wir haben keine Abschrift. Ich habe aus Ihren Heften gesehen, wie schön Sie Ihre Papiere geordnet haben. Da ist es Ihnen hoffentlich leicht, diese zu finden. Denn Mühe müßte es Ihnen freilich nicht machen.

Sollten Sie, theuerer Freund, Se. Königliche Hoheit den Großherzog sehen, so bitte ich Sie, ihm zu sagen, wie ich mich freue, ihm persönlich meine Erfurcht zu bezeugen. Es hat mich sehr glücklich gemacht, daß der Großherzog die Gnade gehabt hat, mich in Tegel zu besuchen.

Meine Frau hat unendlich bedauert, nur so kurz mit Ihnen zusammen gewesen zu sein. Doch waren ihr die wenigen Stunden ein Genuß, für den sie Ihnen noch herzlich dankt. Sie trägt mir die freundschaftlichsten Grüße an Sie auf.

Und nun bis zum Wiedersehen mit der innigsten Verehrung und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

Berlin, den 3. November 1823.

76. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[November 1823.]

Wie haben Sie geschlafen, theuerer Freund? Darf ich Sie wol fragen, ob das Manuscript über die Grammatik der

guaraniſchen (im Katalog ſteht fälſchlich guajaniſchen), chiquitikiſchen und arawakiſchen Sprache aus Jena angekommen iſt, und Sie bitten, im Falle es nicht da wäre, den nöthigen Brief deshalb entweder dem Großherzog, oder mir zu ſchicken? Se. Königliche Hoheit haben mich geſtern früh gefragt, und wünſchten Antwort. Nach 11 Uhr freue ich mich ſehr, Sie zu ſehen. Früher fürchte ich, Sie zu beläſtigen. Leben Sie herzlich wohl.

20. H.

Guaranica
Chiquitica
Arawakica.

77. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Es iſt unendlich lange her, daß ich Ihnen nicht geſchrieben habe, theuerſter Freund, aber ich habe gefürchtet, Ihnen bei Ihrer ſo ſchön und fruchtbringend eingetheilten Zeitanwendung mit meinen Briefen läſtig zu werden, und es hat mir nie an ſichern und genauen Nachrichten über Ihr Befinden gefehlt. Recht herzlich habe ich mich dann ihrer Geſundheit und Ihrer Geiſtesheiterkeit und Geiſtesthätigkeit gefreut. Mögen Sie noch recht viele Jahre ungeſtört und ungetrübt ſo fortdauern; wen die allgemeine Theilnahme ſeines Vaterlandes ſo wie Sie, verehrteſter Freund, begleitet, der muß ſchon darin eine Bürgſchaft mehr gegen die Wechſel des Schickſals haben.

Ich benutze heute die Gelegenheit, welche mir die Abreiſe eines Mannes darbietet, den ich wohl meinen älteſten Freund nennen kann, des Staatsraths Kunth. Er wünſcht ſehnlich Ihre Bekanntſchaft zu machen, da ihm bisher nie das Glück geworden iſt, Sie zu ſehen. Sie werden in ihm einen von Geſinnung würdigen und vielſeitig ausgebildeten Mann fin-

den. Er wird bei uns zu den wichtigsten Geschäften im Fache des Handels und der Gewerbe gebraucht, besitzt aber außerdem eine in dem Grade seltene, allgemeine Bildung, Kenntniß des Alterthums und auswärtiger Literatur. Mir und meinem Bruder Alexander ist er besonders theuer, da er unsere Erziehung von unserm zehnten und achten Jahre an bis zur Universität ausschließend geleitet hat, und wir gewiß ihm nur die Richtungen schuldig sind, die wir nachher im Leben genommen. Sie werden mich daher unendlich verbinden, theuerster Freund, wenn Sie ihm eine freundliche und gütige Theilnahme schenken wollen.

Ich bin so frei, dem Staatsrath Kunth eine Abhandlung von mir mitzugeben [Ueber die Buchstabenschrift und deren Zusammenhang mit dem Sprachbau], die vor kurzem gedruckt worden ist, und bitte Sie, dieselbe als ein Zeichen des Andenkens zu behalten. Vielleicht interessirte es Sie, einen Blick auf die letzten Seiten von p. 18 an zu werfen, wo historisch von der alten mexicanischen und peruanischen Cultur Perus und den Knotenschnüren Perus die Rede ist. Denn sonst weiß ich, daß Sie, theuerster Freund, was ich auch durchaus billige und bei jedem für nothwendig halte, die Regel haben, nicht leicht zu lesen, was nicht gerade auf dem Wege Ihrer Untersuchung liegt, und ich zweifle, daß der Gegenstand dieser meiner Arbeit sich dessen jetzt zu erfreuen hätte.

Meine Frau trägt mir die herzlichsten Grüße an Sie auf und empfiehlt sich Ihrem gütigen und freundschaftlichen Andenken. Sie hat sehr viel in diesem Winter an gichtischen Uebeln gelitten und ist noch jetzt nicht ganz befreit. Möchte ihr die wärmere Witterung, die doch endlich erscheinen muß, wohlthätig sein!

Mit der herzlichsten und innigsten Verehrung und Freundschaft der Ihrige

Berlin, den 16. Mai 1826. Humboldt.

78. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Ich ſchicke Ihnen, verehrteſter Freund, die Inlage [Ueber die Bhagavad-Gita], um mich in Ihr Andenken zurückzurufen. Denn ſonſt weiß ich nicht, ob, da Sie dem Indiſchen nicht hold ſein ſollen, und die Metaphyſik, noch zu Fichte's Zeit, oft ein Gegenſtand unſers Scherzes war, ich Ihnen mit meinem indiſchen Gedicht gelegen komme. Auch bin ich weit entfernt, Ihnen zuzumuthen, es zu leſen. Aber ich denke mir, daß es Ihnen Spaß machen könnte, darin zu blättern, und in den überſetzten Stellen neben dem eigenen Metrum die ſonderbaren Sprüche und Gleichniſſe und das wunderbare Weſen dieſer Vertiefung in Betrachtung zu ziehen. Auf jeden Fall aber ſchmeichle ich mir, daß Sie dabei meiner freundlich gedenken werden, ſowie ich mit herzlicher Freude dieſe Gelegenheit ergreife, Ihnen einige Worte zu ſagen.

Von allen Seiten höre ich, wie wohl und rüſtig Sie ſind, und kann Ihnen nicht ausdrücken, theuerſter Freund, wie unendlich mich das freut. Möge ein gütiges Schickſal Ihnen noch lange dieſe Kräfte und dieſe Geſundheit ſchenken.

Meiner Frau, die ſich Ihnen herzlich empfiehlt, ging es recht ſchlimm. Allein der Gebrauch des Gaſteiner Bades hat ihr ſehr wohlgethan, und ich hoffe nun einen recht leidlichen Winter.

Ich darf Sie wol bitten, das zweite Exemplar meiner Abhandlung unſerm Freunde Niemer mit meinen beſten Grüßen zu geben.

Mit der innigſten Verehrung und Freundſchaft

der Ihrige

Tegel, den 30. September 1826. Humboldt.

Ich erwarte meinen Bruder in wenigen Tagen. Er wird nur einige Wochen bleiben, und freut ſich unendlich, auf ſeiner Rückreiſe Sie in Weimar zu beſuchen und dem Großherzog ſeine Aufwartung zu machen.

79. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

Brief und Sendung, verehrteſter Freund, gaben mir ein ſehr erwünſchtes Zeichen fortdauernden Andenkens und freundlicher Theilnahme. Möchte ich nur auch von Ihrem Wohlbefinden gleichermaßen verſichert ſein; ich für meine Perſon habe mich nicht zu beklagen: ein Schiff, das nicht mehr die hohe See hält, iſt zu einem Küſtenfahrer vielleicht immer noch nütze.

Ich habe den ganzen Sommer zu Hauſe zugebracht und ungeſtört an der Ausgabe meiner Werke fortgearbeitet. Erinnern Sie ſich wol noch, mein Theuerſter, einer dramatiſchen Helena, die im zweiten Theile von Fauſt erſcheinen ſollte? Aus Schiller's Briefen vom Anfang des Jahrhunderts ſehe ich, daß ich ihm den Anfang vorzeigte, auch daß er mich zur Fortſetzung treulich ermahnte. Es iſt eine meiner älteſten Conceptionen, ſie ruht auf der Puppenſpiel-Ueberlieferung, daß Fauſt den Mephiſtopheles genöthigt, ihm die Helena zum Beilager heranzuſchaffen. Ich habe von Zeit zu Zeit daran fortgearbeitet, aber abgeſchloſſen konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt ſeine volle 3000 Jahre ſpielt, von Trojas Untergang bis zur Einnahme von Miſſolunghi. Dies kann man alſo auch für eine Zeiteinheit nehmen, im höhern Sinne; die Einheit des Orts und der Handlung ſind aber auch im gewöhnlichen Sinne aufs genaueſte beobachtet. Es tritt auf unter dem Titel:

Helena
klaſſiſch-romantiſche
Phantasmagorie.
Zwiſchenſpiel zu Fauſt.

Das heißt denn freilich wenig geſagt, und doch genug, hoff' ich, um Ihre Aufmerkſamkeit auf die erſte Lieferung lebhafter zu richten, die ich von meinen Arbeiten zu Oſtern darzubieten gedenke.

Dann frag' ich mit mehr Zuverſicht: Sie erinnern ſich wol noch eines epiſchen Gedichts, das ich gleich nach Beendigung von Hermann und Dorothea im Sinn hatte: Bei einer modernen Jagd kamen Tiger und Löwe mit ins Spiel; damals riethen Sie mir die Bearbeitung ab und ich unterließ ſie; jetzt, beim Unterſuchen alter Papiere, finde ich den Plan wieder und enthalte mich nicht, ihn proſaiſch auszuführen, da es dann für eine Novelle gelten mag, eine Rubrik, unter welcher gar vieles wunderliche Zeug curſirt.

Das Bild eines recht lebendigen Weltlebens iſt übrigens in dieſer letzten Zeit in meine Klauſe gekommen, das mich ſehr unterhält: das Journal des Herzogs Bernhard von Weimar, der im April 1825 von Gent abreiſte und vor kurzem erſt wieder bei uns eintraf. Es iſt ununterbrochen geſchrieben und da ihn ſein Stand, ſeine Denkweiſe, ſein Betragen in die höchſten Regionen der Geſellſchaft einführten, er ſich in den mittlern Zuſtänden behagte und die geringſten nicht verſchmähte, ſo wird man auf eine ſehr angenehme Weiſe durch die mannichfaltigſten Lagen durchgeführt, welche unmittelbar anzuſchauen mir wenigſtens von großer Bedeutung war.

Nun aber muß ich verſichern, daß mir und Riemern das überſendete Programm recht zu Gunſten gekommen, und über Sprache und Philoſophie zu verhandeln gar löblichen Anlaß gegeben. Abgeneigt bin ich dem Indiſchen keineswegs, aber ich fürchte mich davor, denn es zieht meine Einbildungskraft ins Formloſe und Difforme, wovor ich mich mehr als jemals zu hüten habe; kommt es aber unter der Firma eines werthen Freundes, ſo wird es immer willkommen ſein, denn es gibt mir die erwünſchte Gelegenheit, mich mit ihm zu unterhalten von dem, was ihn intereſſirt und gewiß von Bedeutung ſein muß.

Nun aber, da ich mich zum Schluſſe anſchicke, vermelde

ich nur, daß ich beſchäftigt ſei, die aufgelöſten Wanderjahre in ihren alten und neuen Theilen als zwei Bände zu faſſen und zu vereinigen, bei welcher Arbeit mir nichts erfreulicher ſein könnte, als den Hauptwanderer, Ihren hochverehrten Herrn Bruder bei uns zu begrüßen und von ſeiner immer gleichen Thätigkeit unmittelbar zu vernehmen, wie ich denn auch Ihrer theuern Frau Gemahlin die beſten Nachwirkungen der in ſo hohen Regionen geſuchten Cur herzlich anzuwünſchen nicht unterlaſſe [von da ab eigenhändig]

und ſo für und für
in treulichſter Theilnahme
Goethe.

Weimar, den 22. October 1826.

80. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, 12. Februar 1829.

Ich hatte, ſeitdem ich das Glück hatte, Sie das letzte mal zu ſehen, verehrteſter Freund, wo Sie mich ſo ungemein freundſchaftlich und liebevoll aufnahmen, mehrere male den Gedanken, Ihnen zu ſchreiben, ließ mich aber immer durch die Furcht abhalten, Ihnen mit meinen Briefen läſtig zu werden. Die Beſchäftigungen, die ich jetzt ausſchließlich treibe, können keinen Anſpruch darauf machen, zu dem Kreiſe zu gehören, der Sie lebhaft intereſſirt, und darum ſandte ich Ihnen auch die Kleinigkeiten nicht zu, die ich in dieſer Zwiſchenzeit drucken ließ. Sie ſagten mir einmal, daß Sie, was ich ſehr natürlich finde, jetzt Ihre Zeit nur für ſolche Lektüre verwendeten, die auch Ihnen gleich unmittelbare Veranlaſſung zu eigener Beſchäftigung gäbe.

Jetzt wage ich es aber doch, Ihnen, theuerſter Freund, [aus dem Bericht vom 1. Februar 1828 aus den Verhand-

lungen des Vereins der Kunſtfreunde] die Anlage zuzuſchicken. Sie dankt ihre Entſtehung zwar einem äußern Zwecke und enthält vieles, was ſich nur auf dieſen bezieht. Allein zugleich habe ich dieſe Veranlaſſung benutzt, um einige allgemeine Ideen über Kunſt zu entwickeln, und auch manches ſagen wollen und den Verhältniſſen nach ſagen müſſen, was die gegenſeitigen Beziehungen des Publikums und der Künſtler aufeinander betrifft. Es ſollte mir eine große und wahrhaft belebende Freude ſein, wenn Sie dieſen Ideen einigen Antheil ſchenkten. Was Sie mir ſagten oder ſchrieben, iſt ſo oft für mich eine Quelle der Belehrung und der Ermuthigung zu neuer Arbeit geworden, daß mir die gegenwärtige vorzüglich durch die Hoffnung lieb geworden iſt, daß die darin angeregten Ideen vielleicht Ihnen einiges Intereſſe abgewinnen könnten. Sollten Sie einige Worte darüber in Ihrem Kunſt und Alterthum ſagen wollen, ſo bitte ich Sie, mit dem Product ganz frei umzugehen und ſo viel davon abdrucken zu laſſen, als Ihnen gut dünkt. Die Verhandlungen unſers Vereins kommen ohnehin nicht in den Buchhandel, ſondern nur in die Hände der Mitglieder. Das Kunſtwerk, deſſen ich Seite 13 erwähne, iſt die zweite Grabſtatue, welche Rauch von der hochſeligen Königin verfertigt hat. Sie ſteht jetzt in einem Pavillon des Gartens des neuen Schloſſes bei Potsdam. Ich darf vorausſetzen, daß Sie ſchon durch Rauch ſelbſt dieſe Arbeit kennen. Sie iſt in allen Beziehungen vortrefflich, und die Behandlung der Draperie ebenſo meiſterhaft, als die des Kopfes und der Arme.

Die erſchienenen Theile Ihres Briefwechſels mit Schiller habe ich mit unendlicher Freude geleſen. Sie haben mir nicht den Eindruck eines Buches, ſondern einer ſchönen verlebten Zeit gemacht. Es hat mich aufs neue gerührt, welche freundſchaftliche Stellung Sie beide mir damals zwiſchen ſich erlaubt hatten, und wie oft Ihre Briefe Zeuge davon ſind.

Ich ſehe dies als das ſchönſte Denkmal an, das mir hätte für die Nachwelt gewährt werden können.

Was ich in der neuen Ausgabe Ihrer Werke geleſen habe, hat mir einen unendlichen Genuß verſchafft. Es iſt aber eine unglückliche Idee des ſonſt ſehr braven Cotta, die Octavausgabe zurückzuhalten und die Duodezausgabe allein zu geben. Meine Augen erlauben mir nicht mehr, dieſe ſelbſt zu leſen, und ſo ſehr es ein zehnfacher Genuß iſt, Sie, theuerſter Freund, Ihre Arbeiten ſelbſt vortragen zu hören, ſo iſt es kaum, für mich wenigſtens, ein halber, ſie ſich von einem andern vorleſen zu laſſen.

Meine Frau trägt mir die herzlichſten und liebevollſten Grüße auf. Sie war ſehr, ſehr krank, und es gab im November und December Wochen, wo ich mich dem ſchrecklichen Augenblicke, ſie zu verlieren, ſehr nahe glaubte. Dieſe nahe drohende Gefahr iſt jetzt vorüber, aber die wohlthuende Empfindung des ruhigen Beſitzes, wo man keine andere Unſicherheit vor ſich ſieht, als die allgemeine Ungewißheit aller menſchlichen Dinge, iſt nicht wiedergewonnen, und ich weiß nicht, ob ich ſie wiedergewinnen werde. Das Zuſammenleben mit meiner Frau war und iſt die Grundlage meines Lebens, ich fühle mich daher in meinem Innerſten angegriffen und zerſtört. Ich ſage nichts weiter darüber, weil ich Sie nicht auch betrüben möchte.

Leben Sie herzlich wohl und ſagen Sie mir bald mit einigen gütigen Zeilen, daß es Ihnen nicht unlieb war, daß ich mich in Ihr Andenken zurückrief. Mit der innigſten Verehrung und Freundſchaft

der Ihrige

Humboldt.

81. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung, 30. Mai 1873, Nr. 123.]

Herrn Staatsminiſter von Humboldt.

Weimar, den 1. März 1829.

Ihr werthes Schreiben, theuerer, verehrter Freund, ob es mich ſchon zu einem ſchmerzlichen Antheil aufrief, war mir höchſt willkommen, indem es mich des wünſchenswertheſten Antheils und fortdauernden herzlichen Zutrauens verſicherte. Mir aber werden Sie nach ſo vieljährigen Verhältniſſen auch ohne Betheuerung glauben, daß mein Andenken immer lebhaft und das Aufhorchen aus der Ferne immer thätig ſei, im ſtillen hier und da zu vernehmen, wie es denjenigen ergehe, die ich nicht anders als an und in mein Leben gegliedert betrachten kann. Den gefährlichen Zuſtand Ihrer Frau Gemahlin habe ich ſchon ſeit einiger Zeit vernommen. Auch dieſer habe ich ja unter meinen früheſten Verhältniſſen zu gedenken und erinnere mich noch recht gut der Zeit, wo ich in Erfurt das Gedicht: Geheimniſſe, kaum als es geſchrieben war, in ihrer Gegenwart vorlas und großen Antheil erweckte, wie ich denn auch des Malteſerritters oft gedenken muß, der ſich nach ihr ſo eifrig in Palermo erkundigte. Möge derſelben nach meinem Wunſche noch manche gute Stunde gegönnt ſein.

Bei dem ſtillen Lebenswandel, den ich gegenwärtig führe, iſt meine Beſchäftigung gleichſam nur teſtamentariſch. Das Original meiner Werke dergeſtalt zuzurichten, daß die vierzig Bände auf jeden Fall auch ohne mein Zuthun abgedruckt werden können, iſt gegenwärtig meine nächſte Sorge. Iſt nun dieſes zunächſt abgethan, ſo hat ſich ſo viel gehäuft, das auch regulirt und zurechte geſtellt ſein will, daß ich eigentlich

auf mehr Jahre als billig Arbeit vor mir ſehe, und nur immer daran zu denken habe, wie ich jeden Tag das Nöthigſte vorwärts ſchiebe und beſeitige.

Sodann hat mich die Beilage Ihres Schreibens [Bericht der Kunſtfreunde] mit ähnlichen Gedanken beſchäftigt; ich habe ſie mit großem Vergnügen geleſen und wüßte durchaus nichts, was meiner Denkart über dieſe Angelegenheit im mindeſten widerſpräche. Die Abſicht iſt höchſt löblich, das Unternehmen war, bei dem Zuſtand unſerer Kunſt und Künſtlerwelt, nothwendig und unerlaßlich. Wir bilden Künſtler, Künſtler bilden ſich ohne unſer Zuthun, und wo ſollen die Käufer aller Arbeiten herkommen? Actien auf gut Glück, Verloſung mit unwahrſcheinlichem Gewinn, Belohnung durch den Gedanken, etwas Gutes geſtiftet zu haben und was dergleichen mehr iſt, mußten eingeleitet und durch einflußreiche Männer gefördert werden.

Wir in unſerm kleinen Kreiſe fühlten ſchon längſt die Unzulänglichkeit unſerer Mittel, deswegen haben wir uns voriges Jahr an den dresdener Verein angeſchloſſen und ſind mit etwa vierzig Actien zu demſelben getreten. Bei Verhandlung hierüber kam zur Sprache, ob ein Verhältniß zu dem berliner nicht vorzuziehen ſei, welchen Vorſchlag aber die von ihren Statuten ausgeſprochene Abſchließung der Fremden nicht begünſtigte. Dies gibt mir ſchon die Ueberzeugung, daß Ihr Vorſchlag ſehr der richtige ſei: hierin jede Beſchränkung aufzuheben. Ohne dieſe hätten ſie ſich wahrſcheinlich zum Mittelpunkte der bildenden Künſte vom nördlichen Deutſchland gemacht, denn es ſcheint, daß die übrigen Zweige des ſächſiſchen Hauſes auch unſerm Beiſpiel, ſich dem dresdener Verein anzuſchließen, zunächſt folgen werden.

Es iſt eigen, daß die Düſſeldorfer Schule von einem berliner Künſtler angeführt, ſich ſo bedeutend hervorthut. Am Rhein und in den niederländiſchen Gegenden bleibt eine gewiſſe heitere Sinnlichkeit durchaus lebendig. Die geſunde

derbe Natur, die ſich im 17. Jahrhundert dort ſo unvergleichlich hervorthat, waltet noch fort, und es iſt zu wünſchen, daß die Unſerigen ſich an dieſem Beiſpiel und Vorgang ermannen und von ihren frömmelnden Ritterlichkeiten erholen mögen.

Ueber die Angelegenheiten der Vereine hab' ich zeither Gelegenheit gehabt, vielfach nachzudenken, und werde mich wol auch hierüber in dem nächſten Stück: Kunſt und Alterthum, zu erklären ſuchen. Gar manches hierauf Bezügliche ſteht feſt, und man wird wohlthun, dabei zu beharren; manches jedoch iſt problematiſch, hängt auch wol von Zeit und Umſtänden ab, hierüber möcht' es wol Pflicht ſein, Erfahrungen und Ueberzeugungen mitzutheilen.

Die herrlichen Früchte, die wir von Ihres Herrn Bruders [aſiatiſchen] Reiſe zu erwarten haben, wünſche an meinem Theil auch dankbar hinzunehmen. Da ich ihn mit meinen Gedanken überall hin begleite, ſo empfehle ich mich ihm zum ſchönſten mit dem Wunſche, er möge meiner bei intereſſanten Gegenſtänden, in bedeutenden Augenblicken als eines wahrhaft Theilnehmenden beſtens gedenken.

Aufrichtig zu ſagen, ſo möchte ich jetzt, indem ich ſchließen will, von vorn anfangen, da mir ſo unendlich vieles im Sinne liegt, was ich mittheilen möchte, wie denn auch das ſchon Ausgeſprochene weiter ausgeführt werden könnte. Den eifrigen Wunſch will ich jedoch hinzufügen, daß die Tage, die wir noch zuſammen auf Erden zu erleben haben, von erträglichen Leiden und mäßigem Genuß mögen begleitet ſein; ſowie an treuen wechſelſeitigen Geſinnungen gewiß niemals ein Mangel ſein wird.

82. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Von fremder Hand.]

Sie müſſen verzeihen, verehrteſter Freund, daß ich Ihnen nicht eigenhändig ſchreibe. Ich habe aber ſeit einiger Zeit eine gewiſſe Schwerfälligkeit in der Hand, welche meine Schrift undeutlich und langſam macht. Ich muß daher, wie Sie ja aus andern Gründen auch thun, ſehr viel dictiren. Ich habe ſehr lange geſchwiegen, weil das Schreiben eigentlich nur unterhaltend und anziehend iſt, wenn man ſich nach kurzen Zwiſchenräumen immer perſönlich wiederſieht. Heute iſt es meine Abſicht, Ihnen zu ſagen, wie angelegentlich ich mich in dieſen letzten Monaten und namentlich während meines Aufenthalts in Gaſtein, mit Ihnen beſchäftigt habe. Ich hatte im vergangenen Winter, den ich ganz und meiſtentheils allein hier auf dem Lande zugebracht hatte, meinen Briefwechſel mit Schiller redigirt, und eine Vorerinnerung dazu geſchrieben, von der ich herzlich wünſche, daß ſie ſich Ihren Beifall erwerben möge. Ich hatte auf dieſe Weiſe mit meinen Gedanken und Empfindungen in jenen glücklichen Jahren gelebt, wo ich Ihnen und Schillern nahe war und an die ſich alles, was mir das Theuerſte und Liebſte an mir ſelbſt iſt, anknüpft.

Als ich eben mit dieſer Arbeit fertig geworden war, erhielt ich die Schilderung Ihres zweiten Aufenthalts in Rom und Herr von Varnhagen hatte die Freundlichkeit, mir anzubieten, von derſelben in unſern Jahrbüchern [für wiſſenſchaftliche Kritik] eine Anzeige zu machen. Dies habe ich gethan, und ich verdanke dieſer Beſchäftigung die genußreichſten Wochen, die mir lange geworden ſind. Die Gedanken anhaltend auf Sie und Rom zugleich zu richten, führten mich auf ſo viele und ſo wichtige Ideen, daß mir eher die Aus-

wahl ſchwer wurde, die ich daraus für eine doch immer zu kurze Anzeige machen mußte. Ich habe, indem ich von Ihnen ſpreche, zu zeigen geſucht, daß Ihre Beſchäftigungen mit Naturwiſſenſchaften eins ſind mit Ihrem Dichtungsgenie, und daß beide aus dem Tiefſten Ihres Weſens, aus Ihrer Art, die Dinge anzuſehen und ſich einen Begriff von Ihrer Geſtaltung zu machen, herſtammen. Mit unendlicher Freude habe ich erſt, als jene Arbeit ſchon abgegeben war, aus einer Stelle des 30. Theils Ihrer Werke geſehen, daß Sie ungefähr daſſelbe über ſich ſelbſt ausſprechen. Ich darf daher in der Entwickelung dieſer Anſicht im voraus auf Ihre Zuſtimmung rechnen. In Rückſicht auf Rom hat es mich gefreut, obgleich ich deſſen nicht erwähnt habe, auf meinen eigenen langjährigen Aufenthalt daſelbſt zurückſehen zu können. Was Sie über das Leben in dieſer wundervollen Stadt ſagen, war mir wie aus der Seele geſchrieben, und auch einzelne kleine Züge brachten mir die Aehnlichkeit unſers beiderſeitigen dortigen Lebens in Erinnerung. So erwähnen Sie eines durch Sie gepflanzten und noch fortgedeihenden Baumes, und auch von mir und meiner verſtorbenen Frau ſtehen nun ſchon große und hochragende Bäume bei der Pyramide [des Ceſtius]. Es iſt mir ſehr ſüß geweſen, alle wehmuthsvollen Erinnerungen an jene Zeit und an unſere früher Dahingeſchiedenen nähren und gleichſam doppelt feſthalten zu können, da ich über die Zeit und die Perſonen, zu denen ich mich hinverſetzte, öffentlich ſprechen mußte. Nehmen Sie, theuerſter Freund, die beiden Aufſätze, wenn Sie Ihnen zukommen werden, mit freundſchaftlicher Güte und Nachſicht auf, gedenken Sie auch bisweilen freundlich und theilnehmend jener Vergangenheit und laſſen Sie mich aus Ihrem Andenken nicht entſchwinden. Des meinigen können Sie unverbrüchlich gewiß ſein, da die dankbarſten Gefühle ſich an jede Erinnerung knüpfen, welche mit Ihnen zuſammenhängt. Leben

Sie herzlich wohl! Mit der innigſten Verehrung und Freundſchaft [von da ab eigenhändig] ewig der Ihrige

Humboldt.

Tegel, den 4. September 1830.

NS. Ich bin ſo frei, Ihnen ein Buch anliegend zuzuſchicken, welches ich durch die Güte der großherzoglich weimariſchen Bibliothek eine Zeit lang bei mir gehabt habe. Ich bitte Sie, daſſelbe unſerm Freunde Riemer zurückzugeben, und ihn zu erſuchen, den Brief oder den Empfangsſchein, welchen die Bibliothek von mir über das Buch haben wird, zu vernichten.

H.

83. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung, 31. Mai 1873, Nr. 124.]

Des Herrn Staats-Miniſter von Humboldt Excellenz
zu Tegel bei Berlin.

Weimar, den 17. September 1830.

Ein Wort! ein Händedruck! und tauſendfältigen Dank! Der erſte freie behagliche Augenblick ſoll treufreudiger Erinnerung gewidmet ſein.

84. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt in: Blätter für literariſche Unterhaltung, 1858, Nr. 35. — Aus dem von Humboldt'ſchen Archive mit Bemerkungen von Waagen.]

Wie oft, mein theuerer verehrter Freund, habe ich dieſe Wochen her mich an Ihre Seite geflüchtet, Ihre trefflichen Blätter wieder vorgenommen und mich daran erquickt.

Wie das Erdbeben von Liſſabon faſt im Augenblicke ſeine

Wirkungen auf die entfernteſten Seen und Quellen ſpüren ließ, ſo ſind auch wir von jener weſtlichen Exploſion, wie vor vierzig Jahren, unmittelbar erſchüttert worden.

Wie troſtreich, in ſolchen Augenblicken, mir Ihre unſchätzbaren Blätter zu Handen kommen mußten, werden Sie ſelbſt empfinden und ſich geneigteſt ausſprechen. Durch den entſchiedenſten Gegenſatz ward ich in jene Zeiten zurückgeführt, wo wir uns zu einer erſten gemeinſamen Bildung verpflichtet fühlten, wo wir, mit unſerm großen edlen Freund verbunden, dem faßlich Wahren nachſtrebten, das Schönſte und Herrlichſte, was die Welt uns darbot, zur Auferbauung unſers willigen ſehnſüchtigen Innern, zu Ausfüllung einer ſtoff- und gehaltbedürftigen Luft auf das treulichſte und fleißigſte zu gewinnen ſuchten.

Wie ſchön und herrlich iſt es nun, daß Sie auf jenem glücklichen Boden ihre letzten Darſtellungen [Beſprechung der italieniſchen Reiſe Goethe's] gründen, daß Sie mich und meinen Beſtrebungen in jener operoſen Zeit zu entziffern, und das, was daran zufällig, ermangelnd eines Zuſammenhangs, einer Folge ſcheinen möchte, auf eine geiſtige Nothwendigkeit, auf individuelle charakteriſtiſche Verknüpfungen aufmerkſam und liebevoll zurückführen machten.

Hier läge nun zu mündlicher Unterhaltung das ſchönſte Thema. Niederzuſchreiben iſt es nicht, wie ich mich in Ihren Worten beſpiegelt, wie ich über vieles aufgeklärt, zugleich auch wieder aufgefordert wurde, über manches Räthſelhafte, das dem Menſchen in ihm ſelbſt jederzeit übrigbleibt, nachzudenken und den innern Zuſammenhang mancher ſich im Individuum kreuzenden und, trotz eines gewiſſen Widerſpruchs, ſich umſchlingenden und vereinigenden Eigenſchaften ernſtlich nachzudenken.

Hierher gehört vorzüglich mein Verhältniß zur bildenden Kunſt, dem Sie eine ſo dankenswerthe Aufmerkſamkeit ge-

ſchenkt haben. Es iſt wunderbar genug, daß der Menſch auch unwiderſtehliche Triebe fühlt, dasjenige auszuüben, was er nicht leiſten kann, dadurch aber doch in ſeinen eigentlichen Leiſtungen auf das reellſte gefördert wird.

Damit aber dieſer lange verzögerte Brief nicht noch zurückbleibe, ſo will ich ſchließen, aber doch zugleich vermelden, daß, indem ich Vorſtehendes ausgeſprochen, ich wieder zu Ihren Blättern zurückkehre und durch eine friſche Abſpiegelung zu neuen Betrachtungen aufgefordert und an jene Zeiten mächtig erinnert werde, wo wir, zwar nicht perſönlich, aber doch im Sinne vereint, jener idylliſchen Tage, ſchon im Alter beide vorgeſchritten, mit Jugendkraft und Luſt genoſſen.

Mein Sohn nimmt nun ſchon ſeit ſechs Monaten an der Fülle theil, die auf der unſchätzbaren Erdzunge, Natur und Jahrhunderte, an Leben gehäuft und zerſtört, an Künſten erbaut und eingeriſſen, an Menſchenſchickſalen, Nationalität und Perſönlichkeiten auf das wunderbarſte durcheinander gewürfelt haben.

Er ging mit dem Dampfſchiff von Livorno nach Neapel, wo er ſich noch gegenwärtig aufhalten mag, ein Entſchluß, der gelungen, ganz beſondere Vortheile gebracht hat. Er fand Profeſſor Zahn daſelbſt, und ſich, bei deſſen Leitung über und unter der Erde, völlig einheimiſch.

Da Sie ſich nun auch, mein Theuerſter, ans Dictiren gewöhnen, ſo wenden Sie in guter freier Stunde manchmal ein freundliches Wörtchen an mich, damit man des ſo lange ſchon gegönnten Zuſammenſeins auf dieſem Erdenrunde von Zeit zu Zeit öfter und entſchieden gewahr werde. Ungern reiß' ich mich von dieſer Mittheilung los; wie viel ich zu ſagen habe, ſchwebt mir vor, doch will ich diesmal nur noch den Glücksſtern ſegnen, der ſich in dieſen Augenblicken über Ihnen und Ihrem würdigen Herrn Bruder ſo glänzend her-

vorhebt. Möge Ihnen und uns allen das so schön Eingeleitete zu folgereichem Genuß gedeihen.

[Von da ab eigenhändig:]

und so fortan!

J. W. von Goethe.

Weimar, den 19. October 1830.

85. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Von fremder Hand geschrieben.]

Tegel, den 28. October 1830.

Ihr ausführlicher und so ungemein liebevoller Brief vom 19. huj. hat mich, verehrungswürdigster Freund, wahrhaft erquickt und gerührt. Ich sehe aber daraus, daß Sie meine Arbeit über Schiller noch nicht von Cotta erhalten haben. Ich eile daher, sie Ihnen zu schicken und empfehle sie Ihrer nachsichtsvollen Erwägung. Ihren Brief beantworte ich recht bald und danke Ihnen herzlich für den freundlichen Wunsch, unsern Briefwechsel wieder lebhafter eingeleitet zu sehen. Dies ist auch mein herzliches und sehnliches Verlangen.

[Eigenhändig:]

Vom ganzen Herzen der Ihrige

H.

86. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Von fremder Hand.]

Ich schicke Ihnen, verehrtester Freund, die Inlage mit den herzlichsten Grüßen meines Bruders. Ich bin wirklich beschämt, in so langer Zeit nicht geschrieben zu haben. Aber das Schreiben wird, trotz des Dictirens, immer weniger meine Sache, so unendlich oft ich mich auch in Gedanken mit Ihnen beschäftige. Ich habe den Julius und August an der

äußerſten Nordküſte Deutſchlands zugebracht und das Seebad hat meine Kräfte weit über meine Erwartung geſtärkt. Jetzt bin ich ſehr anhaltend mit Sprachunterſuchungen beſchäftigt. Ich verberge mir nicht, daß dieſe zum Theil ſehr ins Kleinliche gehen, kann mich aber doch nicht davon losreißen. Es iſt, als müßte der einmal angeknüpfte Faden auch ausgeſponnen werden und im Grunde beſteht ja auch nur darin das Leben. Denn das, was man zu Stande bringt, hat auch in den eigenen Augen nie den Werth des fort und fort Entwickelns. Von Ihnen, theuerſter Freund, freue ich [mich] unendlich, immer die erwünſchteſten Nachrichten zu erfahren. Bisweilen ſehe ich auch, außer dem Gedruckten, eines Ihrer neuen Erzeugniſſe, ſo neulich in Oldenburg ein ſehr liebliches Freimaurerlied. [Dem würdigen Bruderfeſte.] Unendlich freue ich mich aber auf den Schluß des Fauſt, da neulich hier verſichert wurde, daß Sie ihn jetzt wirklich beendigten. Leben Sie herzlich wohl und möge ein gütiges Schickſal Sie vor allen Unfällen, deren die Zeit ſo wunderbare mit ſich herumträgt, bewahren. Mit der innigſten Verehrung und Freundſchaft

[2. November 1831.]

[Unterſchrift eigenhändig:]
der Ihrige
Humboldt.

87. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Aus: Briefe von und an Goethe. Herausgegeben von Riemer 1846, S. 174—175. Von: „Im allgemeinen" bis zu dem Worte: „überraſchen" zuerſt abgedruckt als Beigabe zu des Kanzlers von Müller Recenſion von Wilhelm von Humboldt's Werken. Neue Jenaiſche Allgemeine Literatur-Zeitung, 1843, Nr. 1, 2.]

Weimar, den 1. December 1831.

Schon durch die öffentlichen Blätter, verehrter Freund, unterrichtet, daß der Wellenſchlag jener wilden Oſtſee auf die

Organisation des theuersten Freundes einen so glücklichen Einfluß geübt, hab' ich mich höchlich erfreut und dem so oft verderblichen Gewässer alle Ehre und Reverenz erwiesen. Ihr willkommenes Brieflein bestätigt diese guten Nachrichten zum allerschönsten und besten, sodaß ich aus meiner Klause in die vom Schnee verschleierten Klostergärten mit Behagen hinausblicken darf, indem ich den theuersten Freund auf seinem vierthürmigen Schlosse in geräumiger Umgebung, eine weit überwinterte Landschaft überschauend gleichfalls mit gutem Muth seine tiefgegründeten Arbeiten bis ins Einzelne verfolgend mir vorstellen darf.

Im allgemeinen kann ich wohl sagen, daß das Gewahrwerden großer productiver Naturmaximen uns durchaus nöthigt, unsere Untersuchungen bis ins Allereinzelnste fortzusetzen; wie ja die letzten Verzweigungen der Arterien mit ihren verschwisterten Nerven ganz am Ende der Fingerspitzen zusammentreffen. Im besondern darf ich wohl sagen, daß ich Ihnen oft näher geführt werde, als Sie wol denken, indem die Unterhaltungen mit Riemer gar oft aufs Wort, dessen etymologische Bedeutung, Bildung und Umbildung, Verwandschaft und Fremdheit hingeführt werden.

Ihrem Herrn Bruder, für den ich keinen Beinamen finde, bin ich für einige Stunden offener, freundlicher Unterhaltung höchlich dankbar geworden: denn obgleich seine Ansicht der geologischen Gegenstände aufzunehmen und danach zu operiren, meinem Cerebralsystem ganz unmöglich wird, so hab' ich mit wahrem Antheil und Bewunderung gesehen, wie dasjenige, wovon ich mich nicht überzeugen kann, bei ihm folgerecht zusammenhängt und mit der ungeheuern Masse seiner Kenntnisse in eins greift, wo es denn durch seinen unschätzbaren Charakter zusammengehalten wird.

Darf ich mich, mein Verehrtester, in altem Zutrauen ausdrücken, so gesteh' ich gern, daß in meinen hohen Jahren

mir alles mehr und mehr hiſtoriſch wird. Ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen oder mir ganz nahräumlich, iſt ganz eins, ja ich erſcheine mir ſelbſt immer mehr und mehr geſchichtlich; und da man mir abends den Plutarch vorlieſt, ſo komme ich mir oft lächerlich vor, wenn ich meine Biographie in dieſer Art und Sinn erzählen ſollte.

Verzeihen Sie mir dergleichen Aeußerungen! Im Alter wird man redſelig und da ich dictire, kann mich dieſe Naturbeſtimmung gar wohl überraſchen.

Von meinem Fauſt iſt viel und wenig zu ſagen; gerade zu einer günſtigen Zeit fiel mir das Dictum ein:

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poeſie.

Und durch eine geheime pſychologiſche Wendung, welche vielleicht ſtudirt zu werden verdient, glaube ich mich zu einer Art von Production erhoben zu haben, welche bei völligem Bewußtſein dasjenige hervorbrächte, was ich jetzt noch ſelbſt billige, ohne vielleicht jemals in dieſem Fluſſe wieder ſchwimmen zu können, ja was Ariſtoteles und andere Proſaiſten einer Art von Wahnſinn zuſchreiben würden. Die Schwierigkeit des Gelingens beſtand darin, daß der zweite Theil des Fauſt, deſſen gedruckten Partien Sie vielleicht einige Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, ſeit funfzig Jahren in ſeinen Zwecken und Motiven durchgedacht und fragmentariſch, wie mir eine oder die andere Situation gefiel, durchgearbeitet war, das Ganze aber lückenhaft blieb.

Nun hat der Verſtand an dem zweiten Theile mehr Forderung als an dem erſten, und in dieſem Sinne mußte dem vernünftigen Leſer mehr entgegengearbeitet werden, wenn ihm auch an Uebergängen zu ſuppliren genug übrigblieb. Das Ausfüllen gewiſſer Lücken war ſowol für hiſtoriſche als

äſthetiſche Stetigkeit nöthig, welches ich ſo lange fortſetzte, bis ich endlich für räthlich hielt auszurufen:

Schließet den Wäſſerungskanal, genugſam tranken die Wieſen.

Und nun mußte ich mir ein Herz nehmen, das geheftete Exemplar, worin Gedrucktes und Ungedrucktes ineinander geſchoben ſind, zu verſiegeln, damit ich nicht etwa hier und da weiter auszuführen in Verſuchung käme; wobei ich freilich bedauere, daß ich es — was der Dichter doch ſo gern thut — meinen wertheſten Freunden nicht mittheilen kann.

Eine Ueberſetzung meiner Metamorphoſe der Pflanzen von Herrn Soret mit einem Nachtrag ſende ich nicht; es müßte denn ſein, daß gewiſſe Lebensconfeſſionen Ihrer Freundſchaft genug thäten. Ich bin neuerer Zeit in dieſe Naturerſcheinungen mehr und mehr verſtrickt worden; ſie haben mich zum Fortarbeiten in meinem uranfänglichen Felde angelockt und zuletzt darin zu verharren genöthigt. Wir wollen ſehen, was auch da zu thun iſt, und das Uebrige der Folgezeit überlaſſen, der wir, unter uns geſagt, ein beſchwerlicheres Tagewerk zuſchieben, als man glauben ſollte.

Laſſen Sie uns beiderſeits von Zeit zu Zeit einen Anklang fortwährenden Daſeins nicht vermiſſen.

G.

88. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Von fremder Hand.]

[Abgedruckt in: Neue Jenaiſche Allgemeine Literatur-Zeitung, Nr. 2, 3. Januar 1843.]

Die Güte, mit welcher Sie, verehrteſter Freund, ſo unbedeutende Zeilen, als es die meinigen waren, einer ſo ſchönen und ausführlichen Antwort gewürdigt haben, hat mich

aufs tiefſte gerührt, und ich bringe Ihnen mit meinen innigſten Wünſchen zum neubegonnenen Jahr meinen wärmſten Dank dafür dar. Es hat mich unendlich gefreut, aus Ihrem Briefe zu ſehen, daß Sie geſund, heiter mit Ideen beſchäftigt und rüſtig zu jeder ſchönſten und gelingendſten Hervorbringung ſind. Auch ich bin wohl und mehr als je zur Arbeit aufgelegt. Viel davon ſchreibe ich allerdings der Nordſee (denn für die baltiſche Schweſter habe ich nur geringen Reſpect) zu. Indeß iſt es mir auch, als wäre ich mehr, als je bisher der Fall war, auf den Punkt gekommen, auf den ſich alle meine frühern Arbeiten und Studien in Eins zuſammenziehen. Ich ſehe dies als eine Mahnung an, der Dauer der Folgezeit nicht zu viel zu vertrauen, ſondern die Gegenwart zu benutzen, das was ich wol fühle, was aber noch unentwickelt und zum Theil unerwieſen in mir liegt, dargeſtellt und ausgeführt zugleich mit mir davonzutragen und hinter mir zurückzulaſſen. Denn beides verbindet ſich immer in meiner Vorſtellung. Man beſitzt in Ideen nur ganz, was man außer ſich dargeſtellt in andere übergehen laſſen kann, und wie dunkel auch alles Jenſeitige iſt, ſo kann ich es nicht für gleichgültig halten, ob man vor dem Dahingehen zur wahren Klarheit des im langen Leben in Ideen Erſtrebten gelangt oder nicht? So weit kann ſich die Individualität nicht verlieren, und da es einmal in der Welt zwei Richtungen gibt, die, wie Aufzug und Einſchlag das geſchichtliche Gewebe bilden, das immer abbrechende Leben der Individuen und ihre Entwickelung, und die Kette des durch ihre Hülfe vom Schickſal zuſammenhängend Bewirkten, ſo kann ich mir einmal nicht helfen, das Individuelle für die Hauptſache anzuſehen, von welcher der Weltgang eine gewiſſermaßen nothwendige Folge iſt. Die Klarheit vor mir ſelbſt bleibt mir daher, wenn ich nicht glaube, viel zu verſäumen zu haben, das dringendſte Motiv zur unausgeſetzten

Arbeit und ich fühle mich glücklich, daß dieſe ſich jetzt in mir in feſtern Richtungen bewegt.

Die Stelle Ihres Briefes über den Fauſt hat mich aufs höchſte intereſſirt. Ich ſchicke Ihnen dieſelbe in Abſchrift zurück, weil Sie gewiß keine behalten haben und die Sache zu wichtig iſt, um nicht künftig darauf zurückzukommen. Verſuchen Sie doch einmal, ob Sie (da dies in der Stelle mir dunkel bleibt) aus Ihrer Erinnerung entnehmen können, ob Ihnen jene Art der Production mit völligem Bewußtſein wol immer beigewohnt hat, oder ob Sie dieſelbe als erſt in einer gewiſſen Epoche eingetreten betrachten? Ich möchte, wenn auch natürlich im Grade Verſchiedenheiten geweſen ſein mögen, an das erſtere glauben. Der Ariſtoteliſche Ausdruck wenigſtens, wenn man ihn auch noch ſo ſehr als ein bloßes Extrem anſieht, hat gewiß niemals auf Sie gepaßt und paßt auf keines Ihrer Werke, auch nicht auf den Werther und den Götz. Ihre Dichtung ſtammte von jeher aus Ihrer ganzen Natur- und Weltanſicht. Daß dieſe in Ihnen nur eine dichteriſche ſein konnte, und daß Ihre Dichtung durch den ganzen Natur- und Weltzuſammenhang bedingt ſein mußte, darin liegt Ihre Individualität. Ich möchte daher Ihre Dichtung eine ſolche nennen, die ſich verhältnißmäßig nur langſam aus dem mächtigen Stoffe entwickeln konnte, und die Sie in keiner Periode Ihres Lebens unterlaſſen konnten, ſich möglicherweiſe verſtändlich zu machen. Denn wenn Sie auch nicht dies Streben auf Ihre Dichtung ſelbſt richteten, ſo mußten Sie daſſelbe doch, durch Ihre Natur ſelbſt gezwungen, auf das noch tiefere und ungeheuere Element richten, welches Ihrer Dichtung in Ihnen zu Grunde lag. Sie ſehen, liebſter Freund, daß ich hier ganz eigentlich von dem Weſen der Dichtungskraft, nicht von der, obgleich allerdings auch davon abhängigen Form der Dichtungswerke rede. Das klarere Bewußtſein über dieſe könnte allerdings und iſt wol

unbezweifelterweiſe ſpäter eingetreten, obgleich auch das vielleicht anders ſein könnte. Denn es hat mir in jener glücklichen Zeit, wo ich mit Ihnen und Schiller zuſammen lebte, immer geſchienen, daß Sie um kein Haar weniger (wenn Sie mir den Ausdruck erlauben) eine philoſophirende und grübelnde Natur waren, als er. Nur war er zugleich mehr eine dialektiſche, da es gerade in der Ihrigen liegt, nichts durch die Dialektik für abgemacht zu halten. Wenn alſo ſich in ihm Meinung, Maxime, Grundſatz, Theorie überhaupt ſchnell geſtaltete und in Wort überging, auch wieder in anderer Zeit umgeſtaltete, ſo fanden Sie bei dem gleichen Beſtreben ſich mehr gehemmt, weil Sie allerdings etwas Anderes und ſchwerer zu Erreichendes, ja eigentlich wol nicht anders, als in ewiger Annäherung zu Erreichendes forderten.

Was ich hier ſage, ſchwebte mir ſchon, als ich die Anzeige Ihrer italieniſchen Reiſe in Gaſtein machte, vor. Es wird einem aber ſo wunderlich zu Muthe, wenn man einen in ſich einzigen Mann und für den man alle Gefühle der Verehrung und Liebe in ſich trägt, vor dem Publikum gewiſſermaßen zergliedern ſoll. Ich hielt mich daher billigerweiſe in gemeſſenen Schranken, ſonſt hätte ich ſehr gern damals auch ausgeführt, wie gerade die Stärke, das Gewaltige und die leidenſchaftliche Glut Ihrer Dichtung aus dem ſtammt, was ich ſoeben ein langſames Hervorbrechen nannte. Sie müſſen es mir ſchon verzeihen, theuerer Freund, wenn ich auch vielleicht für einen Brief zu weit in Erklärungen und Spaltungen deſſen eingehe, was ſich eigentlich nicht erklären und ſpalten läßt. Aber die geiſtige Natur der Menſchen oder der höhern Geſchöpfe, als ſie, wenn es ſolche gibt, iſt meiner Ueberzeugung nach die einzige Seele in der Welt, es möge nun jede einzelne für ſich ein Ganzes oder nur ein ἀπορρώξ von einer unendlichen ſein, von dieſer ausgehen und in dieſe zurückkehren, und da kann man nun der Ver-

ſuchung nicht widerſtehen, ewig wieder darauf zurückzukommen, über eine ſolche, wie die Ihrige, nachzudenken.

Was Ihre Werke an Fortſetzungen des Fauſt enthalten, habe ich natürlich oft und mit dem größten Genuſſe geleſen, auch oft verſucht, mir es als ein Ganzes vorzuſtellen. Es bleiben aber da natürlich noch viele Lücken und man geräth auch wol auf irrige Ausfüllungen. Schon das ſteigert das Verlangen, den Knoten von Ihnen ſelbſt gelöſt zu ſehen, und es iſt ſchon darum Ihre Maßregel des Verſiegelns ein wahrhaft grauſames Beginnen. Ich weiß auch nicht einmal, ob es dem Zwecke entſpricht, den Sie dabei zu haben ſcheinen, nicht mehr in die Verſuchung zu gerathen, weiter daran zu arbeiten. Solch ein verſiegeltes Manuſcript gleicht einem Teſtamente, das man immer zurücknehmen kann, dagegen ſtellt nichts ein eigenes Product dem Verfaſſer ſo außer ſich und reißt es von ihm los, als der Druck. Wenn ich Sie recht verſtehe, daß Sie es wirklich nicht erleben wollen, den Fauſt zuſammen gedruckt zu ſehen, ſo beſchwöre ich Sie wirklich, dieſen Vorſatz wieder aufzugeben. Berauben Sie ſich ſelbſt nicht des Genuſſes, denn ein ſolcher iſt es doch, eine Dichtung hinzuſtellen, die ſchon ſo tief empfunden worden iſt, und nun in einem noch höhern Sinne aufgenommen werden muß, berauben Sie aber vorzüglich die nicht der Freude, das Ganze zu kennen, die den Gedanken nicht ertragen mögen, Sie zu überleben.

Noch hat mich in Ihrem Briefe die Stelle über das Geſchichtliche ſehr beſchäftigt, aber der meinige iſt ſchon überlang geworden, und zu große Länge der Briefe thut leicht ihrer Häufigkeit Eintrag und doch wünſche ich herzlich, nach ſo langem Schweigen, daß wir von jetzt an oft voneinander hörten. Erfüllen Sie, verehrteſter Freund, dieſe Bitte und leben Sie innigſt wohl. [Von da ab eigenhändig:] Mit der liebevollſten Verehrung der Ihrige

Tegel, den 6. Januar 1832. Humboldt.

89. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt im Schlußhefte von Kunſt und Alterthum, VI, 622—25. Geſchrieben am Morgen deſſelben Tages, an welchem Goethe nachmittags tödlich erkrankte.]

Weimar, den 17. März 1832.

Nach einer langen unwillkürlichen Pauſe beginne ich folgendermaßen, und doch nur aus dem Stegreif. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, ſagten die Alten. Ich ſetze hinzu: die Menſchen gleichfalls, ſie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.

Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angebornes gefordert, das von ſelbſt wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit ſich führt, deswegen auch ſo geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in ſich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Menſch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunſt gibt, die ihm zur geregelten Steigerung ſeiner natürlichen Anlagen verhelfen, deſto glücklicher iſt er. Was er auch von außen empfangen, ſchadet ſeiner eingeborenen Individualität nichts. Das beſte Genie iſt das, welches alles in ſich aufnimmt, ſich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbeſtimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindeſten Eintrag thue, vielmehr ſolches noch erſt recht erhebe, und durchaus nach Möglichkeit befähige.

Hier treten nun die mannichfaltigen Bezüge ein zwiſchen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man ſich ein muſikaliſches Talent, das eine bedeutende Partitur aufſtellen ſoll: Bewußtſein und Bewußtloſigkeit werden ſich verhalten wie Zettel und Einſchlag, ein Gleichniß, das ich ſo gern brauche. Die Organe des Menſchen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Mislingen, Förderniß und Widerſtand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtſein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, ſo-

daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erſtaunen ſetzt. Dieſes Allgemeine diene zu ſchneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

Es ſind über 60 Jahre, daß die Conception des Fauſt bei mir jugendlich, von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Abſicht immer ſachte neben mir hergehen laſſen, und nur die mir gerade intereſſanteſten Stellen durchgearbeitet, ſodaß im zweiten Theile Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Intereſſe mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorſatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen ſollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem ſo lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich laſſe mich keine Furcht angehen: man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterſcheiden können; welches wir dann den künftigen Leſern zur geneigten Einſicht übergeben wollen.

Theilen Sie mir aber auch etwas von ihren Arbeiten mit. Riemer iſt, wie Sie wol wiſſen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet, und unſere Abendgeſpräche führen oft auf die Grenzen dieſes Faches. Verzeihung dieſem verſpäteten Blatte! Ungeachtet meiner Abgeſchloſſenheit findet ſich ſelten eine Stunde, wo man ſich dieſe Geheimniſſe des Lebens vergegenwärtigen mag.

90. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Von fremder Hand.]

Ich bin ſo frei, verehrteſter Freund, Ihnen einen Steindruck von dem Grabmal meiner Frau in Tegel zu ſchicken.

Ich weiß, daß Sie denſelben in liebevollem Andenken an die Verſtorbene gütig aufnehmen werden. Es wäre mir aber auch wichtig, zu wiſſen, was Sie künſtleriſch von dieſer Art von Denkmal halten. Eine Säule dazu zu brauchen, iſt meine eigene und erſte Idee, die Anordnung und die Verhältniſſe, alſo das bei weitem Wichtigſte, gehört Schinkel an. Soviel ich weiß, gibt es kaum ein anderes Beiſpiel einer in ziemlich bedeutender und doch vollkommen überſehbarer Höhe aufgeſtellten Statue. Sie nimmt ſich aber nach dem Zeugniſſe aller, die ſie geſehen, ſehr gut aus. Zur Erläuterung füge ich hinzu, daß die Säule von vorzüglich ſchön polirtem Granit, das Fußgeſtell von ſchleſiſchem grauen und der Sockel und das Capitäl der Säule, wie die Statue ſelbſt, von blendend weißem carrariſchen Statuenmarmor iſt. Die Höhe des Ganzen beträgt 26 Fuß, die des Säulenſchaftes 12½ Fuß, die der Statue 5 Fuß.

Ich ſchmeichle mir mit der Hoffnung, recht bald, theuerſter Freund, von Ihnen zu hören, daß der ewig heitere Sonnenſchein dieſes Winters Ihrer Geſundheit wohlthätig geweſen iſt und erneuere Ihnen die Verſicherung meiner innigſten und freundſchaftlichſten Verehrung.

[Nur der Name eigenhändig.]
Humboldt.

Berlin, den 14. März 1832.

(Eröffnet am 26. März 1832 abends, am Begräbnißtage Goethe's; von M[üller].)

Digitized by Google

B.

Goethe's
Briefwechsel mit Alexander von Humboldt.

1. Alexander von Humboldt an Goethe.

Endlich habe ich es über meine Schüchternheit gewonnen, Ihnen, verehrungswerther Herr Geheimer Rath, meine Opera omnia zu überreichen. Sie haben zu viel Nachsicht mit mir, um hier als strenger Richter aufzutreten. Stil, Zusammenhang der Theile, werden Sie überall vermissen, nicht aber Liebe zur Prüfung und Wunsch „das Schweifende und Irrende (mehr ist unsere Naturkenntniß wol nicht!) zu verbinden". Ich habe seit zwei Jahren keine Silbe drucken lassen, und diese Epoche ist mir sehr wohlthätig gewesen. Ich kann Ihnen vielleicht bald etwas Besseres geben, und dies Bessere muß Ihr Eigenthum werden. Ich werde ein botanisches Werk unter dem Titel: Ueber die Vegetation im Innern des Erdkörpers, ein Fragment aus der allgemeinen Naturbeschreibung, herausgeben. Ich dachte das Leben, nicht die Form der lichtscheuen Pflanzen darzustellen, und hier eine Probe zu liefern, wie nach meinen Einsichten organische Wesen behandelt werden müssen. Es ist eine Lieblingsidee von mir, diese obscure Schrift Ihnen zuzueignen. Das Zueignen an sich ist freilich eine gemeine Handlung, aber in dieser Zueignung soll doch noch etwas mehr liegen. Sie verderben mir die kindliche Freude nicht.

Ich bitte Sie um diese Freude um so mehr, da mir eine andere, die mit Ihnen in Ilmenau zu sein, verdorben ist. Denken Sie meinen Schmerz! Zwar gebe ich die Hoffnung

nicht auf, jene interessanten Gegenden noch einmal mit Ihnen zu beobachten, aber wie ich vor dem Juli mich Ihnen nur nahen kann, weiß ich jetzt nicht. Meinen Bruder selbst kann ich vor dem Herbst nicht sehen. Der König hat mich zum Oberbergrath gemacht, mit der Erlaubniß, ihm in seinen Provinzen zu dienen oder durch wissenschaftliche Reisen nützlich zu werden. Dadurch ist mir freilich eine unabhängige Existenz geschenkt, aber sie fängt, wie oft Freiheit aus Zwang entsteht, mit Zwang an. Ich muß mit nächster Woche nach Ansbach, um dem neuerrichteten Departement im Geheimen Landesdirectorium (worin man alles in chinesischer Vogelperspective sieht!) introducirt zu werden, Einrichtungen wegen meines jetzigen Postens zu machen. So ist diese Freude, mit Ihnen zu sein, dahin, nicht aber die Hoffnung, von Ihnen nicht vergessen zu werden. Ich möchte Ihnen danken für die Nachsicht und liebevolle Güte, mit der Sie mich in Jena behandelt haben. Aber Sie hören den Ausdruck dieser Empfindungen ungern.

Ich war sehr fleißig, seitdem ich Sie verließ. Ich nahm meine alten Excerpte über ehemalige galvanische Versuche zur Hand und habe nun anhaltend experimentirt. Der Zufall hat mich mehr finden lassen als ich je erwarten durfte. Eine neue Methode Wetterleuchten zu sehen, ohne das Auge zu berühren, durch bloßes Metallbauen, eine Belegung des Zinks mit thierischem Hauch, wovon der Reiz oder Nichtreiz abhängt, Experimente an mir selbst mit Blasenpflastern, die ich mir deshalb setzen ließ, Inflammationen, die ich mir mit Zink erregte, ein Mittel, Gold durch Berührung mit Zink zu galvanisiren, d. h. wie durch Magnetisiren zum Reiz fähig zu machen. Ich habe vorläufig an meinen Bruder Wilhelm ein paar Zeilen darüber geschickt. Sie enthalten blos Erzählung der Hauptversuche. Er wird sie abschreiben und Ihnen mittheilen.

Verzeihen Sie das Rhapsodische dieser Zeilen. Ich war verlegen, Ihnen zu schreiben, und das sehen Sie diesem Briefe an. Darf ich Ihnen einmal wieder schreiben, so soll es besser werden.

Baireuth, den 21. Mai 1795.

Humboldt.

Haben Sie je etwas von mir zu befehlen, so ist meine sicherste Adresse immer „nach Baireuth".

2. Goethe an Alexander von Humboldt.

Ein Uebel, das ich mir wahrscheinlich durch Verkältung zugezogen habe, und das mich seit einiger Zeit an meinen Kinnladen plagt, konnte mich nur über Ihr Außenbleiben trösten, denn wenn Sie wirklich gekommen wären, und ich hätte die Reise nach Ilmenau nicht mit Ihnen machen können, so würde ich äußerst verdrießlich geworden sein.

Für die überschickten Schriften danke ich aufs beste. Ich habe sie gleich gelesen, studirt und mir manches daraus zugeeignet, wie Sie in der Folge bemerken werden. Ihre neuern Versuche über das galvanische Fluidum, die mir Ihr Herr Bruder mitgetheilt hat, sind sehr interessant. Wie merkwürdig ist, was ein bloßer Hauch und Druck, eine Bewegung thun kann! So kennen Sie das Phänomen, da durch den Druck zweier Glasplatten die schönen Farben entstehen. Nun fange ich an, mich zu überzeugen, daß der Druck der atmosphärischen Luft und das Reiben derselben Ursache der Farben der Seifenblasen ist. Geben Sie uns ja Ihre Versuche sobald als möglich gedruckt und im Zusammenhange. In wissenschaftlichen Dingen kann man sich nie übereilen. Was man richtig beobachtet hat, wirkt tausendfältig auf andere und von ihnen wieder auf uns zurück. Wenn man etwas

überſieht oder aus gewiſſen Datis zu geſchwinde folgert, das braucht man ſich nicht reuen zu laſſen.

Sagen Sie mir ja von Zeit zu Zeit etwas von Ihren Erfahrungen und ſeien Sie meiner lebhaften Theilnahme gewiß. Da Ihre Beobachtungen vom Element, die meinigen von der Geſtalt ausgehen, ſo können wir nicht genug eilen, uns in der Mitte zu begegnen. Dankbar erkenne ich den Antheil, den Sie mir auch öffentlich an Ihren Arbeiten geben wollen, dieſer Beweis Ihrer freundſchaftlichen Geſinnung iſt mir ſehr ſchmeichelhaft.

Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, Ilmenau einmal mit Ihnen zu beſuchen. Da Ihre Thätigkeit, Ihre Liebhaberei und Beſtimmung Sie in Bewegung erhalten, ſo habe ich Hoffnung, Sie von Zeit zu Zeit in unſern Gegenden zu ſehen, und mit dem, was Sie denken und thun, immer bekannter zu werden. Ich nehme gewiß an Ihren Fortſchritten lebhaften Antheil, und daß Sie mir ein öffentliches freundſchaftliches Zeugniß unſerer wiſſenſchaftlichen Verbindung geben wollen, erkenne ich mit aufrichtigem Danke und erwarte Ihre Schrift mit vielem Verlangen. Leben Sie recht wohl, damit Ihre Thätigkeit ungeſtört fortwirke; gedenken Sie mein und laſſen Sie mich von Zeit zu Zeit etwas von ſich hören.

3. Alexander von Humboldt an Goethe.

Meine Beſcheidenheit ließ mich nicht ahnen, daß Sie meinen Brief ſo freundlich und nachſichtsvoll aufnehmen würden. Ich kann Ihnen die Freude darüber nicht ſchildern. Auch wage ich gleich einen zweiten Brief. Und wenn Sie die Danaos dona ferentes nicht fürchten, ſo komme ich diesmal nicht mit leerer Hand. Sie wünſchten Zirkon, Jargon und zwar recht ſchöne. Ich lege ſie von vorzüglicher Regelmäßig-

keit der Kryſtalliſation bei, und freue mich unendlich, daß der Zufall ſie mir ſo zuführte. Mögen ſie Ihnen gefallen. Daß Klaproth im Hyacinth auch Zirkonerde gefunden, wiſſen Sie. Auch hat er wieder ein neues Metall, Titanium, alſo einen recht anmaßlichen König im rothen Schörl aus Sibirien entdeckt. Dieſer Schörl iſt Titankalk; leſen Sie ja Klaproth's neue Abhandlungen. Leſen laſſen ſie ſich zwar nicht, weil immer darin gepulvert, durchgeſiebt und geſchmolzen wird, aber das Gepulverte und Geſchmolzene iſt doch intereſſant fertig zu beſchauen.

Fällt Ihnen Crell's Annalen in die Hand, ſo leſen Sie eine Abhandlung von mir über Unterirdiſche Meteorologie und eine über ein lebendiges Anthrakoskop. In Green's N. Journal der Phyſik ſtehen einige meiner galvaniſchen Verſuche. Sie befehlen, daß ich mich citire; was ich lieber thue, iſt Sie auf Reil's treffliches Buch De functionibus organo animae peculiaribus aufmerkſam zu machen. Seine beiden Schriften De irritabilitatis notione et morbis und De caenaesthesi kennen Sie wol. Wenn es etwas phyſiologiſch Neues gibt, ſo iſt es das. Leben Sie wohl, verehrungswerther Herr Geheimer Rath. Ich reiſe morgen ab und zwar über Venedig, durch die vicentiniſchen Säulengebirge nach Mailand und ſo nach der Schweiz. Ich wünſchte die tiroler, lombard[iſchen] und ſchweizer Alpen gern im Zuſammenhange zu ſehen. Im November bin ich wieder hier und nach Ilmenau ſehne ich mich, um es mit Ihnen zu beſuchen, unendlich.

Baireuth, den 16. Juli 1795.

Ihr

Sie dankbar verehrender

Humboldt.

Auch ich halte viel auf meinen Verſuch mit dem Hauch,

ἄριστον μέν ὕδωρ. Das iſt das Lebensprincip, der Geiſt, der über den Waſſern ſchwebt.

4. Alexander von Humboldt an Goethe.

Ich eile, Ihnen, mein verehrungswerther Freund, zu melden, daß die Aerzte mich endlich wieder aus meiner Gefangenſchaft freigegeben haben. Der Rheumatismus war nervöſer Art, und ich habe acht Tage lang nicht wenig von Kräften eingebüßt. Indeß bin ich jetzt auf vollem Wege der Geneſung und wünſche nichts ſehnlicher, als recht bald die Freude Ihres Umganges zu genießen. Sie haben meinem Bruder geäußert, daß die erſten Tage nach dem Feſte wol bei dem Herzoge ſelbſt noch etwas feſtlich zugehen möchten. Ich glaube daher, daß die bequemſte Zeit zu meiner Ueberkunft [von Jena] die letzten Tage der künftigen Woche ſein möchten. Die Blattern, die recht glücklich angefangen, werden bis dahin noch mehr entwickelt ſein, und der, welchen die Furcht vor den Blattern gar zur Emigration nach Göttingen treibt, reiſt wahrſcheinlich heute über acht Tage ab. Ich würde für jetzt ein drei bis vier Tage in Weimar bleiben können und ich erwarte daher, im eigentlichſten Sinne des Wortes, Ihre Vorſchrift, an welchem Tage ich Ihnen am willkommenſten bin und ob Scherer mit mir zugleich oder etwas ſpäter nachkommen ſoll?

Mein armer Bruder Wilhelm hat ſeit vorgeſtern einen Anfall von Fieber, der mich ein kaltes Wechſelfieber beſorgen läßt. Es geht überaus elend mit den chemiſchen Lebensproceſſen in der Familie. Den Green'ſchen Lichtproceß habe ich ſeitdem im Original ſtudirt und ihn über alle Maßen albern gefunden. Es iſt eine craſſe petitio principii. Alles grüßt herzlich von hier, der kleine Schiller war, weil Blattern und

Zahnarbeit zusammenkamen, anfangs recht krank, doch ist er jetzt außer Gefahr.

Ich bitte Sie herzlich um recht bestimmte Vorschrift, da ich jetzt alle Tage frei bin.

Freitag, den 14. April 1797.

Ihr dankbarer

Humboldt.

5. Alexander von Humboldt an Goethe.

So unendlich gern ich Ihre Einladung annehme, Sie nach Ilmenau zu begleiten, so unendlich kümmert es mich auch, Ihren Wunsch diesmal nicht erfüllen zu können. Meine Schwägerin hat heute angefangen zu entwöhnen, und da ihre Schwächlichkeit manche böse Folge davon besorgen läßt, so möchte ich sie, während Wilhelm's Abwesenheit, ungern allein lassen. Dazu habe ich längst nach Zeitz gesollt, um meinen Schwager daselbst zu besuchen. Da ich diesen Besuch immerfort ausgesetzt, so ist endlich auf die kommende Woche ein Familienconvent hier angesetzt worden, zu dem der Präsident Dacheröden aus Erfurt und der Regierungsrath aus Zeitz morgen kommen. Unter solchen Umständen wäre es nun unfreundlich, wenn ich diesen Ort verließe. Ich fürchte nicht, daß Sie auf mich deshalb zürnen, da Sie ja aus andern Gründen überzeugt sein müssen, wie kostbar mir jeder Moment ist, den Sie mir schenken.

Scherer ist nicht zu Hause, also kann ich leider! nur noch in meinem Namen danken. Sie haben sich ein neues Verdienst um die Chemie erworben. Er wird viel leisten. Sie eröffnen uns die Aussicht, Sie wieder hier zu besitzen. Ach! welcher schönen Zeit sehe ich entgegen und wenn Sie diesen Besuch nur nicht lange aussetzen; denn meine Zeit ist schmal

zugeſchnitten. Unſere Quartiere ſind uns allen aufgeſagt und wir werden kaum den 11. Juni hier verleben!

Für den Bröder [?] innigen Dank. Das iſt ein Werk, an dem man das Jahrhundert erkennt, kritiſche Philoſophie, myſtiſche Phantaſie und Symbolik des Mittelalters, alles ineinander gemengt, weit und leer, grundſuchend und grundlos.

Jena, den 4. Mai 1797.

In Eile. Humboldt.

6. Alexander von Humboldt an Goethe.

Erlauben Sie mir, edler, verehrungswerther Mann, daß ich Ihrer Güte einen trefflichen jungen Mann, den Baron von Rennenkampf, empfehle, Wilhelm's Freund und der Freund ſeiner Gattin. Er liebt die Kunſt und das Alterthum, er kennt Italien beſſer als andere Reiſende und er wird Ihnen manches Neue über die beſtrittenen cyclopeiſchen Mauern ſagen. Was er Ihnen aber hauptſächlich ausdrücken ſoll, iſt meine Sehnſucht nach — Ihrer Optik.

Paris, den 13. April 1810.

Alexander Humboldt.

7. Goethe an Alexander von Humboldt.

[Nach dem Tode der Gemahlin Goethe's und dem Empfange von Alexander von Humboldt's: Vertheilung der Pflanzengeſtalten.]

Weimar, den 12. Juni 1816.

An Trauertagen
Gelangte zu mir Dein herrlich Heft!
Es ſchien zu ſagen:
Ermanne Dich zu fröhlichem Geſchäft!
Die Welt in allen Zonen grünt und blüht
Nach ewigen, beweglichen Geſetzen;
Das wußteſt Du ja ſonſt zu ſchätzen,
Erheitre ſo durch mich Dein ſchwer bedrängt Gemüth.

8. Alexander von Humboldt an Goethe.

Hier, mein theurer verehrter Freund, ein neuer Band meiner Reiſe, der ſoeben (ſeit fünf Tagen) erſcheint. Wem würde ich lieber damit huldigen, als Ihnen, dem ich die glücklichſten Stunden meines Lebens verdanke, als Ihnen, der Sie mich (längſt vor meiner Reiſe) in meiner Jugend mit ſo unausſprechlicher Güte behandelt haben! Ich wage es zugleich, Ihrer nachſichtsvollen Gewogenheit den Ueberbringer dieſer Zeilen, den jungen Ferneaux (Sohn meines Freundes aus der Familie des tibetaniſchen Shawl-Manufacturiers) und ſeinen braven Führer, Herrn Bredt, zu empfehlen. Nehmen Sie den Jüngling, dem man eine ernſte deutſche Erziehung geben will, in Ihren alles belebenden Schutz.

Paris, den 16. April 1821.

Mit aller Dankbarkeit

Ihr

Alexander von Humboldt.

9. Goethe an Alexander von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung; 28. Mai 1873, Nr. 121.]

Weimar, am 16. Mai 1821.

Gruß und Sendung durch Herrn Bredt von meinem verehrten und geprüften Freunde war mir höchſt erquicklich; in Eile ſchlug ich den Band gerade in der Mitte ohne Zaudern auf, und ſtürzte mich mit Ihnen in die wildeſten Gegenden, wo mächtige Flüſſe nicht allein für ſich unaufhaltſam dahin ſtrömen, ſondern ſich auch auf eine lange nicht entdeckte Weiſe [Caſſiquiare] zu vereinigen ſuchen. Sie ſehen daraus, daß ich gleich in medias res geſprungen bin; wie will man Ihnen aber nur einigermaßen beikommen, wenn man nicht ſo anfinge.

Nun darf ich von mir mit der größten Wahrhaftigkeit ſagen, daß ich Sie nie aus dem Sinne gelaſſen, mit frommem Wunſch und treuem Willen Sie jederzeit begleitet.

Wie ich denn hinzuſetzen muß, daß unter den angenehmſten Erinnerungen früherer Zeit mir das Zuſammenleben mit Ihnen und Ihrem Herrn Bruder immer ein lichteſter Punkt bleibt; denn wie viele hoffnungs- und thatenreiche Anfänge habe ich denn in meinem Leben ſo folgenreich fortſetzen und glanzreich wachſen ſehen?

Es thut mir ſehr wohl und ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit geben, dieſes auszuſprechen; hiernach aber kann ich mich nicht enthalten, auch von mir ſo viel zu ſagen, daß ich dieſen Winter durch entſchiedenſte Einſamkeit und durch diäteſte Schonung mich beſſer befunden als ſeit vielen Jahren, und meine Zeit auf mancherlei Weiſe genutzt habe, dergeſtalt, daß ich auf der Jubilatemeſſe ordentlich einmal wieder als Autor erſcheine. Wäre es geziemend, Käuzlein nach Athen zu tragen, ſo ſollte Ihnen auch etwas von ſolcher Brut zu Hauſe kommen.

Von Ihrem Herrn Bruder habe lange nichts unmittelbar vernommen, durch Freunde jedoch, daß er einen meiner alten ſehnlichſten Wünſche zu erfüllen gedenkt, eine anſchauliche Karte auszuarbeiten, wie die Sprachen über das Erdenrund ausgetheilt ſind. Er hatte früher die Gefälligkeit, mir in einem ähnlichen Unternehmen beizuſtehen, wovon ich noch allerliebſte Mittheilungen verwahre; da ich aber von den Dämonen öfters hin und wieder geführt werde, und manches Gute durchzuſetzen mir immer nicht gelingt, ſo bin ich höchlich erfreut, daß ich ihn als dem echten und geeigneten Freunde dieſe befriedigende Belehrung ſchuldig werde.

Und ſo mit aufrichtigen Wünſchen und dringender Empfehlung

Goethe.

[Beilage.]

Weimar, am 17. Mai 1821.

Unter dem Titel: Weimarische Pinakothek, ist das erste Heft der vor einem Jahre angekündigten Nachbildungen merkwürdiger, in großherzogl. Bibliothekensammlungen und Museen befindlicher Kunstgegenstände in Steindruck erschienen, es enthält vier Blätter:

1. Der lustwandelnde Sokrates nach Carstens.
2. Das Bildniß des Malers Crayen, nach A. van Dyk.
3. Studium von Leonardo da Vinci nach der Natur.
4. Das Capitol von der Seite; ein Blatt Text in gleichem Folioformat wie das Uebrige.

Der Preis ist 3 Thlr. Sächs.

Bei Professor Müller in Commission zu haben.

10. Goethe an Alexander von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung, 28. Mai 1873, Nr. 121.]

Weimar, am 24. Januar 1824.

Der Gedanke, mit trefflichen, verehrten Männern nach so vielen Jahren noch so immer zusammen auf dieser Erde zu wirken, ist erheiternd und belebend, mich erquickt jeder Gruß, jede Sendung. Dieses gegenwärtig auszusprechen, berechtigt mich Ihres Herrn Bruders freundlicher Besuch, der uns die schönsten Tage hoffnungsreicher Thätigkeit zurückrufen ließ. Nun mahnt mich die Gelegenheit durch eine schöne, liebenswürdige, talentvolle Frau [Madame Szymanowska] dies Blättchen mit Gruß und Wunsch, verehrter Freund, an Sie gelangen zu lassen. Möchte ich doch hinlängliche Zeit an Ihrer Seite in der Weltstadt verweilen können! Wie sehr würde ich mich gefördert, wie manche Zweifel gelöst sehen, über die ich weder mit mir noch mit andern einig werden kann. Erhalten Sie mir ein Wohlwollen, das mich glücklich macht, damit ich von Ihren großen Arbeiten immerwähren-

den Vortheil ziehen kann, die Freude einer ununterbrochenen Theilnahme, so lange ſie mir noch gegönnt iſt, ungetrübt genießen möge.

11. Alexander von Humboldt an Goethe.

[Das Original in lateiniſchen Lettern.]

Ich habe durch Herrn O. C. R. von Peucer mit Freuden erfahren, daß Sie, verehrungswerther Freund, ſich meiner wohlwollend erinnern und einigen Werth auf meine Unterſuchungen über die Ebbe und Flut des Luftkreiſes ſetzen. Nehmen Sie den Ausdruck meiner innigſten Dankbarkeit und unerſchütterlichen Anhänglichkeit gütigſt auf, und durchblättern Sie den neuen Band meiner Reiſe, der ſoeben erſcheint und welchen ich Ihnen verehre, mit derſelben Nachſicht, deren ich mich in meiner Jugend ſo oft zu erfreuen gehabt habe. Beide Humboldte gehören Ihnen an, und der Stolz ihres Lebens war es, Ihren Beifall ſich erworben zu haben. Mit Freuden ſehe ich, daß Sie unermüdet fortfahren, die Natur zu entſchleiern und die Phyſik mit neuen Anſichten zu bereichern. Möge ein ſo ſchönes, die ganze intellectuelle Welt ſo mächtig bewegendes Leben wie das Ihrige, den Freunden zur Freude, den Völkern zum Nutzen, dem deutſchen Vaterlande zur höchſten Zierde lange erhalten und durch keine phyſiſche Leiden getrübt werden.

Paris, den 30. Juli 1825.

Alexander Humboldt.

12. Alexander von Humboldt an Goethe.

Alexander Humboldt auf einer ſchnellen Durchreiſe von Paris nach Berlin begriffen, aber doch (alten Ziehkräften gehorchend) den ganzen Mittwoch und halben Donnerstag

in Weimar verweilend, bittet Se. Excellenz den Herrn Geheimen Rath von Goethe, ihm die Stunde bestimmen zu lassen, in welcher er Ihnen seine dankbare Verehrung bezeigen könne.

Dienstag abends 9—10 Uhr.

13. Alexander von Humboldt an Goethe.

Ich habe am Sonnabend Abend ein so heftiges rheumatisches Flußfieber bekommen, daß ich leider! mein Versprechen, morgen Nachmittag zu kommen, nicht werde erfüllen können. Ich eile daher, mein Verehrungswerther, Sie davon zu benachrichtigen. Da ich Arznei brauche und mich warm halte, hoffe ich indeß statt Montag, Dienstag Nachmittag bei Ihnen zu sein. Sie kennen mich zu sehr, um zu wissen, wie unangenehm mir ein solcher Aufschub ist.

Mit freundschaftlicher Verehrung

Ihr

Humboldt.

Sonntag früh.

14. Alexander von Humboldt an Goethe.

[Das Original mit lateinischen Lettern.]

Der Ueberbringer dieser Zeilen ist ein überaus talentvoller, liebenswürdiger junger Mann, der Legationsrath Graf von Lottum, zuletzt preußischer Geschäftsträger in London. Er ist der Sohn des Staatsministers, der mein Jugendfreund und der meines Bruders ist. Der junge Mann, der schon einen großen Theil des nördlichen Europa bereist hat, ist des langersehnten Glückes werth, Sie, mein Verehrtester, in der Nähe zu sehen. Nehmen Sie ihn freundlichst auf: er wird Ihnen mein schwarzes (Neger) Buch über Cuba in

meinem Namen überreichen und Ihnen von der innigen Dankbarkeit ſprechen, von der mich Ihre Güte und Gnade unſerer vortrefflichen Großherzogin, bei meinem letzten Aufenthalt in Weimar, durchdrungen haben. Die hier von Ihnen Beſchenkten ſind lebhaft gerührt. Die Herzogin von Duras läßt für Sie eine Urika prächtig einbinden und ſendet Ihnen jetzt die überaus königlichen Gedanken Ludwig's XIV., die zum Theil aus Briefen des Königs an Mad. de Maintenon, welche die Familie Noailles beſitzt, geſchöpft ſind. Mad. de Duras iſt leider! noch immer ſehr, ſehr krank.

Mit alter Anhänglichkeit und Verehrung

Ihr

Alexander Humboldt.

Paris, den 2. Februar 1827.

15. Alexander von Humboldt an Goethe.

Ich weiß durch meinen Bruder Wilhelm, wie freundlich und nachſichtsvoll Sie, höchſt Verehrter, meines kurzen Aufenthalts in Weimar gedacht haben. Graf Lottum wird Ihnen den Ausdruck meines innigen Dankgefühls und mein ſchwarzes Buch über die Inſel Cuba gebracht haben. Heute habe ich eine beſondere Veranlaſſung, Sie mit meinem unleſerlichen, mikroſkopiſchen Geſchreibſel (Folge des Schlafens auf faulen Blättern und rheumatiſchen Armſchmerzen) zu beläſtigen. Ich ſoll Ihnen, im Namen der immer an Magenentzündung ſchwer kranken Ducheſſe de Duras ein wunderſchön eingebundenes Exemplar der Urika und das Kupfer nach Gerard's geiſtreicher Zeichnung, überſchicken. Herr Treitlinger übernimmt alles. Die arme Kranke hat Ihnen nicht ſelbſt ſchreiben können, ſie lebt vielleicht nur noch Monate,

aber um ſo mehr würden einige Zeilen von Ihrer Hand der Leidenden eine große, große Freude ſein. Da ich vermuthe, daß Sie nicht gern franzöſiſch dictiren, ſo ſchlage ich Ihnen, mein verehrter Freund, vor, der Tochter der Herzogin von Duras, welche einen Chaſtellan (den franzöſiſchen Geſandten in Portugal) geheirathet hat, und den Titel Ducheſſe de Rauzan führt, ein paar deutſche Worte des Dankes für die kranke Mutter zu ſchreiben. Die Ducheſſe de Rauzan iſt in Paris (Rue de Varennes Faub. St.-Germain n. 31) geblieben, um die Leidende zu pflegen; — ſie ſchreibt deutſch mit deutſchen Buchſtaben und iſt enthuſiaſtiſch für Ihre unſterblichen Werke. Richten Sie dieſe Zeilen entweder durch die Poſt oder durch Treitlinger an die Ducheſſe de Rauzan, nicht durch mich, mein Theuerer, denn ich gehe wahrſcheinlich ſchon in 14 Tagen nach England. Eine geiſtreiche junge Dichterin, Mad. Amable Taſtu, Frau eines hieſigen Buchhändlers (à Paris, Rue de Vaugirard n. 36) bittet mich auch, Ihnen mit den Ausdrücken der innigſten Bewunderung, ihre Gedichtſammlung zu überreichen. Caſimir Delavigne, Delphine Gay, Lamartine und Mad. Taſtu krönen jetzt den franzöſiſchen Parnaß, der wenigſtens allmählich den Le Notreſchen Gärten unähnlicher wird. Nun meine Bitte: die Geſchenke, die ich für Salvandy, Merimée P. mitgebracht, haben fieberhafte Begierden erregt. Wir haben den eigentlichen Herausgeber des Globe vergeſſen, Herrn Dubois. Wollen Sie nicht durch Treitlinger, der Mad. Taſtu und Herrn Dubois (im Bureau du Globe), als ein wohlwollendes Andenken, zwei Medaillen ſchicken. Dieſe Sendung würde hier große Freude erregen. Sie ſehen, mein Lieber, daß ich darauf ausgehe, Ihnen mannichfaltiges Unheil zu erregen, aber man wendet ſich an mich, weil ich mich überall mit Ihrer Liebe „für die beiden Brüder“ brüſte. Ich hoffe, dieſen Sommer das Glück zu genießen, Sie länger zu ſehen.

Verſichern Sie den Hof meiner tiefſten Dankbarkeit und gedenken Sie immer nachſichtsvoll

Ihres

Alexander Humboldt.

Paris quai de l'École 26.
den 26. März 1827.

A Madame la Duchesse de Rauzan
a Paris, Rue Varennes 31.

Beilage.

[Dem Briefe iſt auf der Rückſeite ein Blättchen aufgeklebt. Auf ſeinem obern Rande ſteht von Humboldt's Hand:]

Brief der Leidenden. Sie liegt krank im Bois de Boulogne bei Paris, im Pavillon de la Muette. Ich fragte, ob das Bild in Glas und Rahmen (das Kupfer auch) für Sie beſtimmt ſei?

Alexander Humboldt.

[Darunter der Brief der Herzogin de Duras:]

Ce jeudi.

Mais la Gravure est pour Goethe, la Gravure est le principal, le livre n'est que l'accessoire, et je ne l'ai envoyé que pour pouvoir écrire quelque part le mot de reconnaissance que je sens vivement pour l'indulgence de votre patriarche. Je suis toujours bien souffrante et faible a l'excesse, un jour à cinq heures donnez moi quelque minutes et gardez moi votre amitié comme un trésor, que je reclamerai si je vis.

C.

Belegstellen.

Digitized by Google

Quellenangabe für die Belegstellen.

[Althaus] Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848—56. Zweite Auflage. Berlin, Franz Duncker. 1869.

Biedermann, Woldemar Freiherr von, Goethe und Dresden. Berlin, Gustav Hempel. 1875.

Briefwechsel Alexander von Humboldt's mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825—58. Zweite wohlfeile Jubelausgabe. 3 Bde. Jena, Hermann Costenoble. 1869.

Boisserée, Sulpiz. 2 Bde. Stuttgart, Cotta'scher Verlag. 1862.

Bruhns, Karl, Professor und Director der Sternwarte in Leipzig: Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie. Im Verein mit E. Avé-Lallemant, J. B. Carus, A. Dove, H. W. Dove, F. W. Ewald, A. H. R. Grisebach, J. Löwenberg, O. Peschel, G. H. Wiedemann, W. Wundt bearbeitet und herausgegeben. 3 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1872.

Bunsen, Christian Karl Josias Freiherr von, Briefe von Alexander von Humboldt an —. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1869.

Eichstädt. Goethe's Briefe an —. Mit Erläuterungen herausgegeben von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Berlin, Gustav Hempel. 1872.

Eckermann, Johann Peter, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—32. 2 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1837. 3. Bd. Magdeburg, Heinrichshofen'sche Buchhandlung. 1848.

Goethe's poetische und prosaische Werke. 3 Bde. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. 1845—47. Daraus: Annalen, Aphorismen, Gedichte, Morphologie, Physiognomik der Gewächse, Wahlverwandtschaften, Winckelmann, Witterungslehre.

Haym, K., Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakeriſtik. Berlin, Rudolph Gärtner. 1856.

Humboldt, Wilhelm von, Geſammelte Werke. 7 Bde. Berlin, Georg Reimer. 1841 — 52.

—— Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin. Vierte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1850.

—— Briefwechſel zwiſchen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang ſeiner Geiſtesentwickelung von Wilhelm von Humboldt. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung. 1830.

Humboldt, Alexander von, Kosmos. Entwurf einer phyſiſchen Weltbeſchreibung. 5 Bde. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1845—62.

Jacobi, Max, Briefwechſel zwiſchen Goethe und F. H. Jacobi, herausgegeben von —. Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung. 1846.

Karl Auguſt, Briefwechſel des Großherzogs von Sachſen-Weimar-Eiſenach mit Goethe in den Jahren von 1775 — 1828. 2 Bde. Weimar, Landes-Induſtrie-Comptoir. 1863.

Knebel, Briefwechſel zwiſchen Goethe und —, 1774—1832. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1851.

Müller, Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von —. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung. 1870.

Naturwiſſenſchaftliche Correſpondenz Goethe's (1812 — 32). Im Auftrage der von Goethe'ſchen Familie herausgegeben von F. Th. Bratranek. 2 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1874. Daraus: von Henning, Lober, Ernſt Meyer, Schrön.

Nicolovius, Dr. Alfred, Denkſchrift auf Heinrich Ludwig Nicolovius. Bonn, Eduard Weber. 1841.

Reinhard, Briefwechſel zwiſchen Goethe und —, in den Jahren 1807—32.

Riemer, Dr. Friedrich Wilhelm, Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Herausgegeben von F. W. Riemer. Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung. 1846. [Für Meyer Heinrich.]

Schiller, Briefwechſel zwiſchen, und Goethe in den Jahren 1794—1805. 6 Bde. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta. 1828—29.

—— Charlotte von Schiller und ihre Freunde. 3 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1862—65.

Schlesier, G., Wilhelm von Humboldt's Leben. 2 Bde. Stuttgart, Franz Heinrich Köhler. 1847.

Schöll, A., Goethe's Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776—1826. Zum ersten mal herausgegeben von —. 3 Bde. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1848—51.

Schultz, Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz. Herausgegeben und eingeleitet von H. Düntzer. Neue, wohlfeile [Titel-] Ausgabe. Nebst einem Anhang: Untersuchungen über das Zeitalter des römischen Baumeisters Marcus Vitruvius Pollio, von L. L. F. Schultz, geh. Ober-Regierungsrath ꝛc. Herausgegeben von Otto Schultz, Ingenieur-Lieutenant. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung.

Stein, Briefe von Goethe und dessen Mutter an Freiherrn von —. Nebst einigen Beilagen. Herausgegeben von Dr. J. J. H. Ebert und Dr. August Kahlert. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1846.

Sternberg, Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von —. (1820—32). Herausgegeben von F. Th. Bratranek. Wien, Wilhelm Braumüller. 1866.

Teichmann's, Johann Valentin, weiland königl. preußischen Hofraths ꝛc. literarischer Nachlaß, herausgegeben von Franz Dingelstedt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1863. [G. Brühl.]

Voigt, Goethe's Briefe an Christian Gottlob von —. Herausgegeben von Otto Jahn. Leipzig, S. Hirzel. 1868.

Wolf, Goethe's Briefe an Friedrich August —. Herausgegeben von Michael Bernays. Berlin, Georg Reimer. 1868.

Wolzogen, Literarischer Nachlaß der Frau Karoline von —. 2 Bde. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1867.

Zelter, Briefwechsel zwischen Goethe und —, in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, Großherzogl. Sächs. Hofrathe und Bibliothekar. 6 Bde. Berlin. 1833—34.

Goethe über Wilhelm von Humboldt.

1.

1794. . . . . Sein [Alexander von Humboldt's] älterer Bruder, gleichfalls in Jena gegenwärtig, ein klares Intereſſe nach allen Seiten hin richtend, theilte Streben, Forſchen und Unterricht. Zu bemerken iſt, daß Hofrath Loder eben die Bänderlehre las. . . . Wir Genannten mit Freund Meyer wandelten des Morgens im tiefſten Schnee, um in einem faſt leeren anatomiſchen Auditorium dieſe wichtige Verknüpfung aufs deutlichſte nach den genaueſten Präparaten vorgetragen zu ſehen. Annalen.

2.

1794. 10. September. Vielleicht beſucht uns Herr von Humboldt einmal, vielleicht gehe ich mit Ihnen zurück. An Schiller, I, 37.

3.

1794. 1. October. Danken Sie Herrn von Humboldt für die Recenſion des Woldemar [Jacobi's]; ich habe ſie ſoeben mit dem größten Antheil geleſen. An Schiller, I, 45.

4.

1794. 31. October. Schiller und Humboldt [Wilhelm] ſehe ich öfter und erfreue mich ihres Umgangs. Dein wird oft gedacht; es muß Dich gefreut haben, wie Humboldt Deinen Woldemar ſtudirt hat. Wir ſuchen uns zuſammen, ſoviel als möglich, im äſthetiſchen Leben zu erhalten, und alles außer uns zu vergeſſen.
An Jacobi, 190.

5.

1794. 27. November. Herr von Humboldt iſt neulich zu einer äſthetiſch-kritiſchen Seſſion gekommen; ich weiß nicht, wie ſie ihn unterhalten hat. An Schiller, I, 67.

6.

1794. 2. December. Daß Herr von Humboldt mit unſern homeriſchen Unterhaltungen zufrieden iſt, beruhigt mich ſehr, denn ich habe mich nicht ohne Sorge dazu entſchloſſen. Ein gemeinſamer Genuß hat ſo große Reize, und doch wird er ſo oft durch die Verſchiedenheit der Theilnehmer geſtört. An Schiller, I, 74.

7.

1794. 5. December. Hierbei das Manuſcript [Unterhaltungen d. A.]; ich habe daran gethan, was die Zeit erlaubte, Sie oder Herr von Humboldt ſehen es vielleicht noch einmal durch.
An Schiller, I, 76.

8.

1794. 10. December. Da ich nebſt der Ihrigen auch Herrn von Humboldt's Stimme habe, werde ich deſto fleißiger und unverdroſſener [am Wilhelm Meiſter] fortarbeiten. An Schiller, I, 87.

9.

1794. 27. December. Mit Schiller und den Humboldt's ſtehe ich recht gut, unſer Weg geht für diesmal zuſammen, und es ſcheint, als ob wir eine ganze Zeit miteinander wandeln würden.
An Jacobi, S. 197.

10.

1795. . . . . Alexander von Humboldt's Einwirkungen verlangen beſonders behandelt zu werden. Seine Gegenwart in Jena fördert die vergleichende Anatomie; er und ſein älterer Bruder [Wilhelm] bewegen mich, das noch vorhandene allgemeine Schema [an Max Jacobi] zu dictiren . . . . . Wilhelm von Humboldt's Theilnahme [am Wilhelm Meiſter] war indeß fruchtbarer [als die des F. Jacobi'ſchen Kreiſes]; aus ſeinen Briefen geht eine klare Einſicht in das Wollen und Vollbringen hervor, daß ein wahres Förderniß daraus erfolgen mußte. Annalen.

11.

1795. 3. Januar. Hier der erſte Band des Romans [Wilhelm Meiſter]. Das zweite Exemplar für Humboldt's. An Schiller, I, 95.

12.

1795. 27. Januar. Noch etwas: da ich wünſchte, daß der Aufſatz [Ueber den Geſchlechtsunterſchied u. ſ. w.] des Herrn von Hum-

boldt, wie alle andere, im Zweifel über den Verfaſſer ließe, ſo wäre vielleicht gut, das Citat, wo der Bruder angeführt iſt, wegzulaſſen, beſonders da es faſt das einzige iſt und Muthmaßungen erregen und beſtärken könnte. An Schiller, 1, 104.

13.

1795. 2. Februar. Mit Max [Jacobi] habe ich faſt 14 Tage in Jena mein anatomiſches Weſen erneuert. Er kam morgens 7 Uhr vor mein Bett, ich dictirte ihm bis 8, und in den letzten Tagen nahmen wir um 10 Uhr die Materie wieder vor, wobei ſich auch Humboldt einfand, und ich habe in der Zeit meine Ideen faſt alle aphoriſtiſch von mir gegeben . . . . . Mit Schiller und Humboldt ſetze ich ein ganz vergnügliches Leben fort, die Kreiſe unſers Denkens und Wirkens laufen ineinander und wir begegnen uns oft. An Jacobi, S. 201, 202.

14.

1795. 11. Februar. Herrn von Humboldt und den Damen empfehle ich gleichfalls meinen Helden [Wilhelm Meiſter] und ſeine Geſellſchaft. An Schiller, I, 107.

15.

1795. 18. März. Herr von Humboldt wird recht fleißig geweſen ſein; ich hoffe auch mit ihm mich über anatomica wieder zu unterhalten. Ich habe ihm einige, zwar ſehr natürliche, doch intereſſante Präparate zurechtgelegt. Grüßen Sie ihn herzlich und die Damen. An Schiller, I, 131.

16.

1795. 17. Mai. Herr von Humboldt hat uns durch ſeinen Beſuch geſtern aufs angenehmſte überraſcht. Grüßen Sie ihn aufs beſte. An Schiller, I, 152.

17.

1795. 10. Juni. Ein Recidiv der Backengeſchwulſt überfiel mich, und da ich die Sache leicht nahm, ward ſie ſtufenweiſe ſo arg, daß ich von Humboldt nicht einmal Abſchied nehmen konnte. An Schiller, I, 157.

18.

1795. 11. Juni. Wenn Sie und Humboldt es [Wilhelm Meiſter, V. Buch] geleſen haben, bitte ich es bald zurück. An Schiller, I, 158.

19.

1795. 18. Juni. Leben Sie recht wohl mit den Ihrigen und grüßen Humboldt's. An Schiller, I, 171.

20.

1795. 27. Juni. Empfehlen Sie mich Ihren lieben Frauen und Humboldt's. An Schiller, I, 173.

21.

1795. 7. September. Das Packet der Horen mit Ihren und Humboldt's Brief hat mich freundlich empfangen, als ich von Ilmenau zurückkam. An Schiller, I, 209.

22.

1795. 23. September. Grüßen Sie doch Humboldt's vielmals. An Schiller, I, 222.

23.

1795. 10. October. Grüßen Sie Humboldt; von Frankfurt schreibe ich auch ihm. Wenn mein Roman [Wilhelm Meister] ankommt, erhalten Sie vier Exemplare, wovon Humboldt, Lober, Professor Hufeland die drei ersten erhalten, wenn nicht Humboldt, wie ich hoffe, das seinige schon in Berlin vorweggenommen hat. An Schiller, I, 230.

24.

1795. 16. October. Haben Sie denn etwa Humboldt ein Wort wegen des Quartiers gesagt? Es wäre gar artig, wenn ich sein Stübchen beziehen könnte, da im Schlosse die Fußstapfen des Militärs sobald nicht auszulöschen sind. An Schiller, I, 330.

25.

1795. 25. November. Das Exemplar von Humboldt [Wilhelm Meister] erbitte ich mir zurück; er hat das seine schon in Berlin weggenommen. An Schiller, I, 258.

26.

1796. 13. Februar. Ich freue mich, auch wieder einmal einige Worte von Humboldt zu hören; er hat wohlgethan, bei diesem Wetter keinen Caviar zu schicken. An Schiller, II, 31.

27.

1796. 25. Juni. Grüßen Sie Humboldt, wenn Sie ihm schreiben. An Schiller, II, 65.

28.

1796. 7. Juli. . . . ſchicke ich einſtweilen das Belobungsſchreiben [über Wilhelm Meiſter] welches ich von Humboldt erhalten habe. Sowol das viele Gute, was er ſagt, als auch die kleinen Erinnerungen, nöthigen mich, auf dem ſchmalen Wege, auf dem ich wandle, deſto vorſichtiger zu ſein; ich hoffe von Ihren Bemerkungen über das achte Buch eine gleiche Wohlthat.

An Schiller, II, 76.

29.

1796. 19. October. Auf Humboldt's Ankunft freue ich mich recht ſehr. Sobald er da iſt, beſuche ich Sie wol einmal, wenn es nur ein Tag iſt. An Schiller, II, 225.

30.

1796. 22. October. Die Exemplare des letzten Bandes [Wilhelm Meiſter] ſind endlich angekommen und ich ſchicke gleich hier ein halb Dutzend für Sie, Juſtizrath Hufeland, Hofrath Hufeland, Griesbach und Humboldt. An Schiller, II, 229.

31.

1796. 29. October. Es iſt luſtig, daß wir durch Humboldt den Rumor erfahren, den der Almanach [mit den Xenien] in Berlin macht; er wird nun auch erzählen können, wie es in Halle ausſieht . . . . . Grüßen Sie Humboldt vielmal und Ihre liebe Frau.

An Schiller, II, 242—43.

32.

1796. 12. November. So habe ich Ihnen das nähere Verhältniß zu Körnern und Humboldt zu verdanken, welches mir in meiner Lage höchſt erquicklich iſt . . . . . Vielleicht komme ich nur einmal auf einen Tag, um Humboldt's zu begrüßen und manches zu beſprechen . . . . das Exemplar [Wilhelm Meiſter] für Humboldt liegt hier bei. An Schiller, II, 249—50.

33.

1796. 15. November. Die drei erſten Geſänge meines epiſchen Gedichts [Hermann und Dorothea] ſind fleißig durchgearbeitet und abermals abgeſchrieben. Ich freue mich darauf, ſie Humboldt gelegentlich vorzulegen. An Schiller, II, 257.

34.

1796. 26. November. Humboldt's werden erſt Dienstag wieder von Erfurt hierherkommen und zu Mittag mit mir eſſen; ich

wünſchte, Sie könnten ſich entſchließen, an gedachtem Tage mit Ihrer lieben Frau herüberzukommen. Sie blieben die Nacht hier und führen Mittwoch wieder mit Humboldt zurück . . . . . Ich lege einen Brief von Humboldt bei, der Ihnen Freude machen wird. Es iſt doch ſehr tröſtlich, ſolche theilnehmende Freunde und Nachbarn zu haben; aus meinem eigenen Kreiſe iſt mir noch nichts dergleichen zugekommen.

An Schiller, II, 269.

35.

1796. 30. November. Mit Humboldt's habe ich geſtern einen ſehr vergnügten Tag zugebracht, wobei ich bis gegen Mittag die Hoffnung unterhielt, Sie hier zu ſehen. An Schiller, II, 275.

36.

1796. 5. December. Das Werk der Frau von Staël [De l'influence des passions], wovon Ihnen Herr von Humboldt wird geſagt haben, kommt in einigen Tagen . . . . Grüßen Sie Humboldt's recht vielmals. An Schiller, II, 276—78.

37.

1796. 7. December. Leſen Sie deshalb das Werk [der Frau von Staël: De l'influence des passions] mit dem Bleiſtift in der Hand und ſtreichen Sie an und bitten Sie Herrn von Humboldt um ein Gleiches, dadurch erhält meine Wahl eine ſchnellere Beſtimmung.

An Schiller, II, 283.

38.

1796. 21. December. Den dritten Feiertag gehe ich mit dem Herzog nach Leipzig. Sagen Sie es außer Humboldt niemand und fragen Sie dieſen Freund, ob er mir außer Profeſſor Ludwig und Magiſter Fiſcher noch jemand zu ſehen empfiehlt.

An Schiller, II, 202.

39.

1797. Die Univerſität Jena ſtand auf dem Gipfel ihres Flores . . . . Die Gebrüder Humboldt waren gegenwärtig und alles der Natur Angehörige kam philoſophiſch und wiſſenſchaftlich zur Sprache.

Annalen.

40.

1797. 1. Januar. Sagen Sie Herrn von Humboldt, daß ich [in Leipzig] Doctor Fiſchern geſehen habe, und daß er mir recht wohl gefallen hat. An Schiller, III, 3.

41.

1797. 29. Januar. Grüßen Sie Humboldt vielmals, und bitten um Vergebung, daß ich die auf Italien sich beziehenden Bücher noch nicht geschickt. An Schiller, III, 18.

42.

1797. 18. Februar. Ich wage es endlich, Ihnen die ersten drei Gesänge des epischen Gedichts [Hermann und Dorothea] zu schicken; haben Sie die Güte, es mit Aufmerksamkeit durchzusehen und theilen Sie mir Ihre Bemerkungen mit. Herrn von Humboldt bitte ich gleichfalls um diesen Freundschaftsdienst.
An Schiller, III, 40.

43.

1797. 28. März. Dann fordert die Thätigkeit der Freunde und Kunstverwandten auch noch zur Theilnahme auf. Schiller ist fleißig an seinem Wallenstein, der ältere Humboldt arbeitet an der Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylus, der ältere Schlegel an einer des Julius Cäsar von Shakespeare, und indem ich [durch Hermann und Dorothea] so sehr Ursache habe, über die Natur des epischen Gedichts nachzudenken, so werde ich zugleich veranlaßt, auch auf das Trauerspiel aufmerksam zu sein, wodurch denn manches besondere Verhältniß zur Sprache kommt.
An Knebel, I, 145.

44.

1797. 8. April. Herr von Humboldt, der erst morgen früh abgeht, läßt Sie schönstens grüßen und ersucht Sie, beiliegenden Brief sogleich bestellen zu lassen. Wir haben über die letzten Gesänge [von Hermann und Dorothea] ein genaues prosodisches Gericht gehalten und soviel wie möglich war gereinigt.
An Schiller, III, 58.

45.

1797. 12. April. Leben Sie recht wohl und grüßen Humboldt mit Ueberreichung beiliegender berlinischer Monatschrift.
An Schiller, III, 62.

46.

1797. 15. April. Schon durch Humboldt habe ich vernommen, daß Ihr Ernst wieder außer Gefahr sei und mich im stillen darüber gefreut . . . . . Montags gehen die ersten vier Musen [von Her-

mann und Dorothea] ab, indeß ich mich mit den fünf letztern fleißig beſchäftige und nun beſonders die proſodiſchen Bemerkungen Freund Humboldt's benutze. An Schiller, III, 66.

47.

1797. 22. April. Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau aufs beſte, ſowie auch Humboldt, dem ich eine baldige Wiederherſtellung wünſche. An Schiller, III, 77.

48.

1797. 13. Mai. Von Humboldten habe ich einen weitläufigen und freundſchaftlichen Brief mit einigen guten Anmerkungen über die erſten Geſänge [von Hermann und Dorothea], die er in Berlin nochmals geleſen hat. An Schiller, III, 106.

49.

1797. 21. Juni. Den Chor aus Prometheus finde ich nicht, auch kann ich mich nicht erinnern, daß ich ihn von Humboldt wieder erhalten habe, deswegen ich auch glaubte, das Gedicht ſei ſchon in Ihren Händen. Auf alle Fälle hat ihn Frau von Humboldt abgeſchrieben, und er wird alſo leicht von Dresden zu erhalten ſein. An Schiller, III, 126.

49 b.

1797. 22. Juni. Sie haben nun die Humboldt'ſche Familie bei ſich und werden ſich in deren Umgange gewiß erfreuen. Grüßen Sie alle beſtens und bitten Sie den Herrn Legationsrath, wenn er ſchon angekommen ſein ſollte, daß er uns doch bald von ſich Nachricht gibt. An Körner (bei Biedermann), S. 15.

50.

1797. 14. Juli. Humboldt's werden nun auch von Dresden nach Wien abgehen. Gerning, der noch immer bei jedem Anlaß Verſe macht, iſt über Regensburg eben dahin abgegangen. Beide Partien denken von jener Seite nach Italien vorzurücken; die Folge wird lehren, wie weit ſie kommen.
An H. Meyer, Werke, III, 36.

50 b.

1797. 20. Juli. Ich freue mich, daß Sie die Humboldt'ſchen Geſchwiſter haben kennen lernen, ſie geben eine Idee von Fähigkeiten und Talenten, die ſehr ergötzend [ergänzend?] und erfreuend iſt. An Körner (bei Biedermann), S. 15.

51.

1797. 25. September. Wahrscheinlich werden wir diesen Winter am Fuße des Fuchsthurms vergnügt zusammen wohnen, ja, ich vermuthe sogar, daß Humboldt uns Gesellschaft leisten wird. Die ganze Karavane hat, wie mir sein Brief sagt, den ich in Zürich fand, die Reise nach Italien gleichfalls aufgegeben; sie werden sämmtlich nach der Schweiz kommen. Der jüngere hat die Absicht, sich in diesem für ihn in mehrern Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der ältere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projectirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den 1. October von Wien ab; vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden.

An Schiller, III, 276.

52.

1797. 30. October. Humboldt hat von München geschrieben und geht nach Basel. An Schiller, III. 321.

53.

1798. 28. Februar. Man sieht freilich, wie es auch Humboldten [in Paris] geht, wenn gewisse Unterhaltungen fehlen, wie nöthig sie einem werden können. Die Franzosen muß Humboldt, wenn sie ein theoretisch Gespräch anfangen, ja zu eludiren suchen, wenn er sich nicht immer von neuem ärgern will.

An Schiller, IV, 126.

54.

1798. 7. März. Humboldt's Brief lege ich wieder bei, sein Urtheil über das französische Theater gefällt mir recht wohl.

An Schiller, IV, 140.

55.

1798. 18. April. Zur Unterhaltung schicke ich einen Brief von Humboldt, der recht viel Interessantes enthält. Schade, daß ich gerade eine bedeutende Stelle nicht lesen konnte! Ich habe sie roth vorgestrichen, vielleicht haben Sie die Güte, sie sich von Schiller in einer leiblichen Stunde dictiren zu lassen, da er mit der Hand besser als ich bekannt ist. An Schiller's Frau, II, 237.

56.

1798. 29. April. Ich will nun auch Freund Humboldt antworten, und ihn besonders ersuchen, mit Brinckmann einen prosodischen Con-

greß über Hermann und Dorothea zu halten, ſowie ich ihnen noch mehr dergleichen Fragen im allgemeinen vorzulegen gedenke.
An Schiller, IV, 172.

57.

1798. 5. Mai. Zugleich liegt auch etwas Mineraliſches für Dich bei, Gipskryſtalle von Montmartre und der ſogenannte kryſtalliſirte Sandſtein von Fontainebleau. Ich habe von Humboldt einige Stücke dieſer Art erhalten, welche ich der Gefälligkeit Dolomieus' verdanke. Dieſer lebt noch immer, wenigſtens ruhig und leidlich, in Paris. Humboldt's befinden ſich auch recht wohl.
An Knebel, I, 172.

58.

1798. 19. Mai. Humboldt's Arbeit [über Hermann und Dorothea] erwartete ich wirklich nicht und freue mich ſehr darauf, um ſo mehr als ich fürchtete, daß uns ſeine Reiſe ſeinen theoretiſchen Beiſtand, wenigſtens auf eine Weile, entziehen würde. Es iſt kein geringer Vortheil für mich, daß ich wenigſtens auf der letzten Strecke meiner poetiſchen Laufbahn mit der Kritik in Einſtimmung gerathe. An Schiller, IV, 215.

59.

1798. 11. Juni. Ich bitte um das Humboldt'ſche Werk [über Hermann und Dorothea] und den eiſernen Stab. An Schiller, IV, 216.

60.

1798. 30. Juni. Ihr Schreiben an Humboldt iſt zwar recht ſchön und gut, doch wird es dem Freunde nicht ganz erquicklich ſein, denn es drückt nur allzu ſehr aus: daß dieſe Arbeit [über Hermann und Dorothea] nicht ganz in unſere gegenwärtigen Umſtände eingreifen konnte. Sie haben einen recht wichtigen Punkt berührt: die Schwierigkeit im Praktiſchen etwas vom Theoretiſchen zu nutzen. . . . . Das Beſte, was mir indeſſen zutheil geworden iſt, möchte wol die Motivirung der erſten Geſänge des Tell ſein, ſowie die klarere Idee, wie ich dieſes Gedicht in Abſicht auf Behandlung und Ton ganz von dem erſten [Hermann und Dorothea] trennen kann, wobei unſer Freund Humboldt gelobt werden ſoll, daß er mir durch die ausführliche Darlegung der Eigenſchaften des erſten das weite Feld deutlich gezeigt hat, in welches hinein ich das zweite ſpielen kann. An Schiller, IV, 228—230.

61.

1798. 28. Juli. Es freut mich herzlich, daß Humboldt Ihren Brief so freundlich aufgenommen hat. Sein Ernst, sein Talent, sein Streben, sein guter Wille, seine Neigung, seine Freundschaft verdienen eine redliche und freundliche Erwiderung; er wird nun auch meinen Brief mit der Euphrosyne bald erhalten. Aufrichtig aber will ich gestehen, daß ich nicht sehe wie eine Revision seiner Arbeit [über Hermann und Dorothea], wie er sie vorschlägt, zu veranstalten. Denn wenn Sie nach Ihrer Vorstellung daran rücken, so wird ja das Gebäude mehr geregt, als daß es in allen seinen Fugen bleiben könnte. Nach meiner Vorstellungsart ließe sich so etwas kaum durch Gegenwart und Gespräch leisten .... Die Einleitung vom ersten Stück [der Propyläen] wird auch nicht lange außen bleiben; sie scheint mir ein klein wenig zu feierlich, doch ist es ja, wie Freund Humboldt sagt, der deutsche Charakter, und die Sache selbst ist, wenn man sie näher besieht, ernsthaft genug.
An Schiller, IV, 261—263.

62.

1799. 5. Juni. Der Humboldt'sche Brief kommt auch hier wieder zurück. An Schiller, V, 66.

63.

1799. 23. October. Seitdem mir Humboldt's Brief und die Bearbeitung Mahomet's ein neues Licht über die französische Bühne aufgestellt haben, seitdem mag ich lieber ihre Stücke lesen, und habe mich jetzt an den Crebillon gegeben, dieser ist auf eine sonderbare Weise merkwürdig. An Schiller, V, 201.

64.

1800. 20. Januar. Sie erhalten hiermit Verschiedenes. Ein Packet Siegellack, umwickelt von dem Humboldt'schen Briefe.
An Schiller, V, 248.

65.

1800. 2. September. Sie erhalten hierbei den Humboldt'schen Aufsatz [über den Montserrat]. An Schiller, V, 302.

66.

1800. 16. September. Ich habe einen Brief an Humboldt geschrieben, den ich hier beilege. Es ist ein wahres Unglück, daß ich seinen letzten Brief wieder verlegt habe, wo er mir nochmals seine Adresse schreibt. An Schiller, V, 311.

67.

1800. 28. September. Das Stoffartige jeder Sprache ſowie die Verſtandesformen ſtehen ſo weit von der Production ab, daß man gleich, ſobald man nur hinblickt, einen ſo großen Umweg vor ſich ſieht, daß man gern zufrieden iſt, wenn man ſich wieder herausfinden kann. In meiner Arbeit gehe ich nur ſo nach allgemeinen Eindrücken. Es muß jemand wie Humboldt den Weg gemacht haben, um uns etwa zum Gebrauch das Nöthige zu überliefern. Ich wenigſtens will warten bis er kommt und hoffe auch alsdann nur wenig für meinen Zweck. An Schiller, V, 323.

68.

1800. 30. September. Es fiel mir ein, daß ich noch einen Aufſatz von Humboldt über den Trimeter habe. Leider habe ich ihn, als er abgeſchrieben war, nicht corrigirt; es kommen daher einige mir unheilbare Schreibfehler darin vor. Auch liegt ein Theil ſeines Agamemnon bei; beides wird einigermaßen Ihren Wünſchen entgegenkommen. An Schiller, V, 327.

69.

1803. ..... Dr. Riemer, der mit Herrn von Humboldt nach Italien gegangen war und dort einige Zeit in deſſen Familienkreis mitgewirkt hatte, war in Fernow's Geſellſchaft herausgereiſt und als gewandter Kenner der alten Sprachen uns gleichfalls höchlich willkommen. Annalen.

70.

1803. 26. Januar. An Humboldt habe ich einen langen Brief abgelaſſen. An Schiller, VI, 165.

71.

1803. 15. März. Mögen Sie mich wol heute abends mit ihrer Gegenwart erfreuen, und mir indeſſen Europa wiederſchicken, damit an dem Auszug für Humboldt fortgefahren werde.
An Schiller, VI, 184.

72.

1803. 17. September. Indeſſen bitte ich um Ihren Rath. Indem ich daran denke, Humboldten [nach dem Tode ſeines Sohnes] etwas Freundliches zu erzeigen, ſo fällt mir ein, ihm die Natürliche Tochter ſtückweiſe zu ſchicken; zugleich aber auch das Bedenken, daß der Verluſt eines Kindes der Gegenſtand iſt. Soll man

hoffen, durch die nachgeahmten Schmerzen die wahren zu lindern, oder soll man sich vor dem stoffartigen Eindruck fürchten?

An Schiller, VI, 1803.

73.

1803. 22. September. Rom, von Humboldt. Werde nächstens [wegen Mitarbeiterschaft an der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung] an denselben schreiben. An Eichstädt, S. 5.

74.

1804. 2. November. Möchten Sie wol Beiliegendes unter den Strich drucken? [Eine Auslassung über Spazier's Beurtheilung der Pestalozzi'schen Lehrweise.] Es ist aus einem Briefe von Humboldt. Uebrigens hoffe ich nächstens Raum zu finden, aus dieser Correspondenz manches zu diesem Zweck auszuziehen.

An Eichstädt, S. 106.

75.

1804. 14. November. Herr von Humboldt hat mir nur unter Bedingung der Verschweigung seines Namens die Erlaubniß gegeben, von Stellen seiner Briefe Gebrauch zu machen.

An Eichstädt, S. 106.

76.

1804. 24. November. Dieses Product [Spaniol] wird eigentlich in dem District von Lecce im Tarentinischen verfertigt und ich will sehen, ob es nicht möglich ist, durch Herrn von Humboldt etwas von dorther zu erhalten. An Zelter, I, 150.

77.

1805. ..... Wie uns ein Freund [Wilhelm von Humboldt] die mächtige Wirkung, welche jener Zustand [Aufenthalt in Rom] ausübt, geistvoll entwickelte, theilen wir unsern Lesern statt aller weitern Betrachtungen mit: „Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in eins zusammenzieht u. s. w. — bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht." Winckelmann, W., II, 477.

78.

1806. 21. August. So viel für heute, damit nur ein Lebenszeichen gleich wieder zu Ihnen komme, wobei ich nur noch schließlich bemerken will, daß Freund Humboldt in Rom in Verzweiflung ist,

daß kein Lebenszeichen von Ihnen zu ihm gelangen will. Er erinnert ſich Ihrer Commiſſionen und wünſcht ſehr, wieder einmal ein Wort von Ihnen zu ſehen. An Wolf, S. 108.

79.

1807. 7. October. Den beſondern Abdruck einer Humboldt'ſchen Ueberſetzung [Pindar's] habe ich beſeſſen. Vielleicht findet ſie ſich und ſo ſoll ſie gleich aufwarten. An Knebel, I, 315.

80.

1808. 17. November. Dem Freunde [Wilhelm von Humboldt] ſehe ich mit Vergnügen entgegen. Wie aber wird es mit Herrn und Frau von Reck? welche, wie mir von Müller verſichert, mit Humboldt kommen. Wären auch dieſe nicht bei Hofe, würden ſie bei Ihnen zu Mittag ſein? An Frau von Wolzogen, I, 418.

81.

1809. 27. Januar. In Berlin treffen Sie einen meiner wertheſten Freunde, Herrn von Humboldt, und treten mit ihm, ſoviel ich weiß, in ein näheres Verhältniß [da Nicolovius eine Stellung in deſſen Departement erhielt]. Es freut mich für beide, denn in der gegenwärtigen Lage der Hauptſtadt ſowol als des Staats iſt die Mitwirkung einſichtsvoller und aufrichtiger Männer höchſt wünſchenswerth. An Frau Nicolovius, S. 173.

82.

1810. 4. Januar. Herr von Humboldt, der mich durch ſeinen Beſuch auf das angenehmſte überraſcht, nimmt dieſen Brief an Sie mit. ..... Herr von Humboldt überraſchte mich ſehr angenehm. An Zelter, I, 385.

83.

1810. 10. Januar. Die Gegenwart des Herrn von Humboldt hat Dir gewiß auch viel Freude gemacht. Mir war ſie belehrend und aufmunternd. Ich erfuhr genauer, wie es im Preußiſchen mit dem Erziehungs- und wiſſenſchaftlichen Weſen ausſieht und was man davon hoffen darf. In der jetzigen Lage hätte man vielleicht keinen Mann gefunden, der ſich zur Reſtauration ſo gut geſchickt hätte, als er. Er hatte die Artigkeit, in den wenigen Stunden, die ihm übrigblieben, meine Farbenlehre und was dazu gehört zu durchlaufen und ſchien, da ihn der Inhalt eigentlich nicht intereſſiren konnte, mit der Behandlung und Methode wohl zufrieden. An Knebel, I, 364.

84.

1810. 5. Mai. Verschaffen Sie meiner Frau das Glück, Frau von Humboldt kennen zu lernen und empfehlen mich dieser lieben Freundin auf das allerbeste, die ich leider bei ihrer Durchreise nicht begrüßen kann. An Frau von Schiller, II, 249.

85.

1813. ..... Geographische Karten zu sinnlicher Darstellung der über die Welt vertheilten Sprachen wurden mit Wilhelm von Humboldt's Theilnahme bearbeitet, begrenzt und illuminirt.
Annalen.

86.

1813. ..... Nach der Schlacht von Leipzig in Weimar gesehen: Wilhelm von Humboldt u. s. w. Annalen.

87.

1814. 15. Januar. Zugleich [mit der Nr. 245 der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung] machten Sie Herrn von Gentz mit Ihren Wünschen bekannt. Ich würde diese Blätter alsdann an Herrn von Humboldt adressiren, welcher mit Herrn von Gentz sich im kaiserlich österreichischen Hauptquartier befindet.
An Eichstädt, S. 181.

88.

1814. 19. Januar. Die Depesche an Herrn von Humboldt ist abgegangen. Ich wünsche nur, daß Ihre neuesten Blätter jenen Freunden so viel Beifall abgewinnen mögen als mir, und dann wird es an meiner thätigen Theilnahme nicht wol fehlen.
An Eichstädt, S. 181.

89.

1814. 9. Juni. Von von Bülow, dem preußischen Finanzminister, der alle Popularität durch seinen Vorschlag der Besoldungsreduction verloren, kam er auf Humboldt zu sprechen, welcher trotz seiner vielen und wichtigen Geschäfte zu Chatillon die Uebersetzung des Agamemnon von Sophokles [sic!] vollendet habe.
Müller, S. 11.

90.

1816. ..... Agamemnon, übersetzt von Humboldt, war mir soeben in die Hände gekommen und verlieh mir den bequemen Genuß eines Stücks, das ich von jeher abgöttisch verehrt hatte.
Annalen.

91.

1817. ..... Persönliche Erneuerung früherer Gunst und Gewogenheit sollte mich auch dieses Jahr öfter beglücken. .... Herr Staatsminister von Humboldt sprach auch diesmal wie immer belebend und anregend bei mir ein. Annalen.

92.

1819. So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir schon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längern Aufenthalt in Jena beliebten. Auch bei dieser Gelegenheit strömte der Mund über, wovon das Herz voll war, und ich trug die Angelegenheit meines Typus so oft und zudringlich vor, daß man beinahe ungeduldig zuletzt verlangte, ich solle das in Schriften verfassen, was mir im Geist, Sinn und Gedächtniß so lebendig vorschwebte. Morphologie.

93.

1823. 12. November. Wilhelm von Humboldt war diesen Morgen auf einige Tage hier angelangt. Ich traf ihn nachmittags bei Goethe. Er erzählte ausführlich und mit vieler Laune die Details der nach dem zweiten Pariser Frieden (1815) erfolgten Restitution der von Napoleon entführten deutschen Kunstschätze.

Müller, S. 74.

94.

1823. 12. November. Ich ging gegen Abend, um Goethe zu besuchen, hörte aber unten im Hause, der preußische Staatsminister von Humboldt sei bei ihm, welches mir lieb war, in der Ueberzeugung, daß dieser Besuch eines alten Freundes ihm die wohlthätigste Aufheiterung gewähren würde. Eckermann, I, 84.

95.

1823. 14. November. Gegen Abend sendete mir Goethe eine Einladung, ihn zu besuchen. Humboldt sei am Hof.

Eckermann, I, 86.

96.

1823. 14. November. Es ist betrübend, sagte Goethe, wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch [Schiller] sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unseligen Zeit jener Speculationen an ihn geschrieben.

Eckermann, I, 88.

97.

1823. 18. November. Ich hatte mich mit Wilhelm von Humboldt zu einem Abendbesuch bei Goethe eingefunden, den wir sehr ermattet und von heftigem Krampfhusten gequält fanden. Ihn zu zerstreuen und zu erheitern, erzählte Humboldt tausend Interessantes aus seiner politischen Laufbahn und führte besonders die Persönlichkeiten des Cardinals Consalvi, der Fürsten Schwarzenberg und Metternich uns vorüber. Müller, S. 74.

98.

1823. 12. December. Unmittelbar nach ihr [Frau Szymanowska] besuchte mich Herr Staatsminister von Humboldt, einer der echten alten Freunde aus der Schiller'schen Zeit; hier war das Vergangene leicht gefunden, angeknüpft und bis an die neuesten Tage herangesponnen. An Boisserée, II, 364.

99.

1824. 22. März. Der Frau Schwester angelegentlichst empfohlen zu sein wünschend, den frischen Anklang früherer Verhältnisse herzlich begrüßend, die von Humboldt'schen Briefe [Schillercorrespondenz] beilegend treulich Goethe.

An Karoline von Wolzogen, I, 428.

100.

1824. 24. März. Schon Schiller habe [sagte Goethe] 1802 an Humboldt geschrieben: „Wenn Goethe nur einen Funken Glauben hätte, so würden manche Sachen hier [in Weimar] sich bessern lassen." Müller, S. 84.

101.

1825. 12. Mai. Ferner: daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten begannen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vortheile entstanden. Eckermann, I, 220.

102.

1826. 30. December. Angenehme Besuche sind mir diese Zeit her geworden: erst Alexander von Humboldt; dann der ältere Bruder, welcher noch gegenwärtig ist. In solchen Unterhaltungen finde ich die erfreuliche Sicherheit, daß ich in meiner abgesonderten Lebensweise doch mit dem Gange der Welt und der Wissenschaft und

was noch ſonſt am Tage etwas werth iſt, in reinem Verhältniß bleibe. An Boiſſerée, II, 461.

103.

1827. 9. Januar. Ich kann dagegen vertrauen, daß es mir dieſe Tage her ſehr wohl gegangen iſt, indem Herr von Humboldt länger als ich hoffen dürfen, bei uns verweilte und Gelegenheit gab, eine vieljährige Lücke vertraulicher Unterhaltung auf das allerſchönſte auszufüllen. An Zelter, IV, 233.

104.

1827. 18. Januar. Schiller und Humboldt, denen ich damals mein Vorhaben [zur Novelle] mittheilte, riethen mir ab, weil ſie nicht wiſſen konnten, was in der Sache lag, und weil nur der Dichter allein weiß, welche Reize er ſeinem Gegenſtande zu geben fähig iſt. Eckermann, I, 303.

105.

1829. 23. März. Ja, mein Guter, man hat von ſeinen Freunden zu leiden gehabt! Tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß ſie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeſchlagen habe. Eckermann, II, 89.

105b.

1830. 25. April. Herrn Miniſter von Humboldt empfehlen Sie mich zum allerbeſten; lehnt er [in der Beſprechung von Goethe's zweitem römiſchen Aufenthalt] auch ab, über dieſes oder jenes ſich öffentlich zu erklären, ſo bin ich doch gewiß, daß es ihm manche angenehme Stunde macht; denn ſein Andenken, wie aller innigſten Freunde, iſt mir ganz eigen und individuell vor der Seele, da wo frühere Bezüge, deren ich ſo viele auf das liebenswürdigſte genoſſen, in die Erinnerung treten.

An Varnhagen [bei Schleſier], II, 457.

106.

1830. 29. October. Mich freut, daß Du Herrn von Humboldt wegen ſeiner Aeußerungen über meinen römiſchen Aufenthalt etwas freundlich Dankbares geſagt haſt, mir haben ſie zu Erinnerung und Nachdenken viel Gelegenheit gegeben. Es iſt merkwürdig, wie er alles an- und aufregt, wie er ſich in die dortigen Zuſtände verſenkt hat und mich daſelbſt betrachtet. Ihm von innen heraus entgegenzugehen fand ich alle Urſache, und bin auf mancherlei Betrachtungen über mich ſelbſt dadurch zurückgeführt worden.

An Zelter, VI, 40.

Goethe über Alexander von Humboldt.

107.

1794. ..... Alexander von Humboldt, längſt erwartet und von Baireuth ankommend, nöthigte uns ins Allgemeinere der Naturwiſſenſchaft. Annalen.

108.

1794. 28. December. Mit Schiller und den Humboldts ſteh' ich recht gut, unſer Weg geht für diesmal zuſammen und es ſcheint, als ob wir eine ganze Zeit miteinander wandeln würden.
An Jacobi, S. 197.

109.

1795. ..... Ganz abgelenkt [von der bildenden Kunſt] und zur Naturbetrachtung zurückgeführt ward ich, als gegen Ende des Jahres die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erſchienen. Sie nahmen beiderſeits in dieſem Augenblick an Naturwiſſenſchaften großen Antheil und ich konnte mich nicht enthalten, meine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodiſche Behandlung im Geſpräch mitzutheilen. Da man meine Darſtellung zuſammenhängend und ziemlich vollſtändig erachtete, ward ich dringend aufgefordert, ſie zu Papier zu bringen, welches ich auch ſogleich befolgte, indem ich an Max Jacobi das Grundſchema einer vergleichenden Knochenlehre, gegegenwärtig wie es mir war, dictirte, den Freunden Genüge that und mir ſelbſt einen Anhaltepunkt gewann, woran ich meine weitern Betrachtungen knüpfen konnte. Alexander von Humboldt's Einwirkungen verlangen beſonders behandelt zu werden. Seine Gegenwart in Jena fördert die vergleichende Anatomie; er und ſein älterer Bruder bewegen mich, das noch vorhandene allgemeine Schema zu dictiren. Bei ſeinem Aufenthalt in Baireuth iſt mein briefliches Verhältniß zu ihm ſehr intereſſant. Annalen.

110.

1795. 18. Februar. Iſt denn von dem [in Baireuth] abweſenden Herrn von Humboldt noch keine Nachricht eingegangen?
An Schiller, I, 108.

111.

1797. ..... Die Univerſität Jena ſtand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zuſammenwirken von talentvollen Menſchen und glücklichen Umſtänden wäre der treueſten lebhafteſten Schilderung werth. .... Die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig und alles der Natur Angehörige kam philoſophiſch und wiſſenſchaftlich zur Sprache. .... Galvaniſche Verſuche wurden durch Humboldt angeſtellt. Annalen.

112.

1797. 11. Januar. Leider kann ich nicht ſogleich [kommen], ſo ſehr ich auch wünſchte, Herrn Oberbergrath Humboldt noch zu ſprechen. Grüßen Sie beide Brüder aufs beſte und ſchönſte, und ſagen Sie, daß ich ſogleich Anſtalt machen werde, die verzeichneten Bücher Herrn Gentz zu verſchaffen. An Schiller, III, 4.

113.

1797. 2. März. Nun iſt der Bergrath von Humboldt hier [in Jena], der wie ein reiches Cornu copiae ſeine Gaben mit Liberalität mittheilt und deſſen Umgang erfreulich und nützlich iſt.
An Knebel, I, 143.

114.

1797. 18. März. Dann iſt noch der jüngere Herr von Humboldt hier [in Jena], deſſen großer Rotation in phyſikaliſchen und chemiſchen Dingen man auch nicht widerſtehen kann.
An H. Meyer, S. 50.

115.

1797. 28. März. Dabei [bei der Vielgeſchäftigkeit der jenenſer Freunde] bringt noch die Gegenwart des jüngern von Humboldt, die allein hinreichte, eine ganze Lebensepoche intereſſant auszufüllen, alles in Bewegung, was nur chemiſch, phyſiſch und phyſiologiſch intereſſant ſein kann, ſodaß es mir manchmal recht ſchwer wird, mich in meinen Kreis zurückzuziehen. An Knebel, I, 146.

116.

1797. 26. April. Mit Humboldt habe ich die Zeit ſehr angenehm und nützlich zugebracht; meine naturhiſtoriſchen Arbeiten ſind durch ſeine Gegenwart wieder aus ihrem Winterſchlafe geweckt worden.
An Schiller, III, 83.

117.

1797. 26. April. Der Herr Oberbergrath von Humboldt war einige Tage bei mir und hat durch seine Kenntniß und Thätigkeit unsern Kreis außerordentlich belebt. An Fritz Stein, S. 68.

118.

1797. 4. Mai. Auch könnten Sie wol [an den Herzog] einfließen lassen, daß Herrn Bergrath von Humboldt zu disponiren hoffe, mit mir die nächste Woche [nach Ilmenau] hinaufzugehen, um theils seine Lampen in loco zu versuchen und denen, die sie brauchen sollen, die nöthige Anleitung zu geben. Ich schicke ihm heute einen Expressen, um von der Zeit, die ihm am gelegensten ist, gewiß zu werden. An Voigt, S. 200.

119.

1797. 6. Mai. Oberbergrath von Humboldt hat meinen Antrag wenigstens für den Moment abgelehnt, vielleicht gewinne ich ihn noch für diese Expedition [nach Ilmenau], wenn ich, in etwa acht Tagen, nach Jena komme. An Voigt, S. 200.

120.

1797. 22. Juni. Sie haben nun die Humboldt'sche Familie bei sich, in deren Umgange [Sie sich] gewiß erfreuen. Grüßen Sie allerbestens und bitten Sie den Herrn Legationsrath, wenn er schon angekommen sein sollte, daß er uns doch bald von sich Nachricht gibt. — 20. Juli. Ich freue mich, daß Sie die Humboldt'schen Brüder haben kennen lernen; sie geben eine Idee von Fähigkeiten und Talenten, die sehr ergötzend [ergänzend?] und aufmunternd ist.

An Körner (bei Biedermann), S. 13. 15.

121.

1797. 25. September. Der Jüngere [Herr von Humboldt] hat die Absicht, sich in diesem für ihn in mehrern Rücksichten so interessanten Lande [in der Schweiz] umzusehen, und der Aeltere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projectirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den 1. October von Wien ab; vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden [in der Schweiz]. An Schiller, III, 277.

122.

1806. ..... Alexander von Humboldt's freundliche Sendungen

[Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe] riefen uns in die weit und breite Welt. Annalen.

123.

1806. ..... Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe, von Alexander von Humboldt. Beſprochen von Goethe [in der Jenaiſchen Allgemeinen Literatur-Zeitung]. Werke, III, 415.

124.

1806. 25. Februar. Nächſtens ein kurzer Auszug aus Humboldt's akademiſcher Rede am 30. Januar mit einem freundlichen Wort für den Verfaſſer. Die Humboldt'ſche Rede führt den Titel: Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe. An Eichſtädt, S. 139.

125.

1806. 26. Februar. Ew. Wohlgeboren erhalten hierbei Anzeige und Auszug der Humboldt'ſchen Rede. .... Haben Sie doch etwa die Gefälligkeit, voraus zu überlegen, wenn man den angezeigten erſten Theil der Reiſebeſchreibung [von Humboldt] zur Recenſion gäbe. An Eichſtädt, S. 140.

126.

1806. 14. März. Daß Dir die Humboldt'ſche Arbeit [Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe] viel Vergnügen machen würde, ſah ich voraus und ſchickte Dir die kleinen Hefte um ſo lieber. Diesmal theile ich Dir ſeinen Brief mit, nur mit der ausdrücklichen und inſtändigen Bitte, niemand nichts davon ſehen noch wiſſen zu laſſen. Wie ſehr wir Urſache haben, auf ſeine Naturgemälde der Tropenwelt zu verlangen, brauche ich nicht zu ſagen.
An Knebel, I, 271.

127.

1807. ..... Hochgeehrt fand ich mich auch in der erſten Hälfte des Jahres durch ein von Herrn Alexander von Humboldt in bildlicher Darſtellung mir auf ſo bedeutende Weiſe gewidmetes gehaltvolles Werk: Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebſt einem Naturgemälde der Tropenländer. Aus früheſter und immer erneuter Freundſchaft für den edeln Verfaſſer und durch dieſen neueſten mir ſo ſchmeichelhaften Anklang aufgerufen, eilte ich das Werk zu ſtudiren; allein die Profilkarte dazu ſollte, wie gemeldet ward, erſt nachkommen. Ungeduldig, meine völlige Erkenntniß eines ſolchen Werks aufgehalten zu ſehen, unternahm ich gleich,

nach seinen Angaben, einen gewissen Raum mit Höhenmaßen an der Seite in ein landschaftliches Bild zu verwandeln. Nachdem ich, der Vorschrift gemäß, die tropische rechte Seite mir ausgebildet, und sie als die Licht- und Sonnenseite dargestellt hatte, so setzte ich zur Linken an die Stelle der Schattenseite die europäischen Höhen, und so entstand eine symbolische Landschaft, nicht unangenehm dem Anblick. Diese zufällige Arbeit widmete ich inschriftlich dem Freunde, dem ich sie schuldig geworden war.

Annalen.

128.

1807. 4. April. Auch sind die Zeiten [während des Krieges] sowie Herbst- und Wintertage, wo man gern näher zusammenrücken mag. In Humboldt's Reisen haben mir deswegen jene Affen gefallen, die, sobald sie in eine kühlere Temperatur kommen, sich gleich in großen Scharen enge zusammendrängen. Dabei sucht denn jeder in die Mitte zu kommen, um so warm zu sitzen als möglich, welches zu gar possirlichen Unterhandlungen Anlaß geben mag. — Ich weiß nicht, ob ich Dir schon geschrieben habe, daß der Humboldt'schen Reise [in die Aequinoctialgegenden von Amerika] erster Theil schon angekommen ist. Er enthält Vorschläge zu einer Geographie der Pflanzen und ein allgemeines Naturgemälde der tropischen Länder. Es ist ein sehr gedrängtes gehaltreiches Werk, das von vielen Seiten interessirt. Da es besonders an die Einbildungskraft Anforderungen macht, so habe ich, da ein Durchschnitt, der ihr zu Hülfe kommen soll, noch nicht fertig und ausgegeben ist, einstweilen selbst eine ideale Landschaft skizzirt und nach dem angeschriebenen Maß von 4000 Toisen an der Seite die Höhen der europäischen und amerikanischen Berge gegeneinandergestellt, auch deren Schneelinien und Vegetationshöhen bezeichnet, wodurch uns ganz wunderliche Verhältnisse anschaulich werden. Vielleicht schreibt Dir Deine Fräulein Schwester etwas davon: denn ich habe diese Dinge zum Gegenstand meiner Vorlesungen gemacht, welche Mittwochs wieder angegangen sind, und die ich bis zu meiner Abreise ins Karlsbad fortzusetzen hoffe. .... Wolltest Du wol dem Doctor Vogt sagen, er möchte doch die Gefälligkeit haben, mir die große französische botanische Karte zu schicken. Ich bedarf ihrer jetzt gar sehr zu den Studien nach Humboldt.

An Knebel, I, 303—304.

129.

1808. 18. April. Mittwoch nach Ostern [20. April] meinen verehrten

und geliebten Beſuch zu empfangen, will ich mich beſtens vorbereiten. Ich hoffe, Humboldt's Tropenländer vorſtellen zu können. An Frau von Stein, III, 393.

130.

1809. ..... Nur der Naturforſcher iſt verehrungswerth, der uns das Fremdeſte, Seltſamſte, mit ſeiner Lokalität, mit aller Nachbarſchaft jedesmal in dem eigenſten Elemente zu ſchildern und darzuſtellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören. Wahlverwandtſchaften, II, 7, W., II, 90.

131.

1813. ..... Geographiſche Karten zu ſinnlicher Darſtellung der über die Welt vertheilten Sprachen wurden mit Wilhelm von Humboldt's Theilnahme bearbeitet, begrenzt und illuminirt; ebenſo ward ich von Alexander von Humboldt veranlaßt, die Berghöhen der Alten und Neuen Welt in ein vergleichendes landſchaftliches Bild zu bringen. Annalen.

132.

1816. ..... Von Humboldt's Werk, über Vertheilung der Pflanzengeſtalten auf dem Erdboden, war höchſt willkommen. Annalen.

133.

1816. 24. Juni. Alexander von Humboldt ſendete mir ein geringblättriges aber höchſt bedeutendes Werk: **Sur les Lois que l'on observe dans la distribution des formes vegetales**, welches mich trotz aller Verwirrung auf die ſo lang betretenen und gewohnten Naturpfade wieder hinſtieß und ſo iſt der dunkle Grund des gegenwärtigen Augenblicks [nach dem Tode ſeiner Gemahlin] durch heitere, erfreuliche und bunte Bilder geſchmückt.

An Boiſſerée, II, 119.

134.

1816. 18. September. Goethe kritiſirte bitter die letzte Humboldt'ſche Vorleſung über Vulkane [in Leonhardt's Jahrbuch]. Dieſer Freund, ſagte er, hat eigentlich nie höhere Methode gehabt, blos viel geſunden Verſtand, viel Eifer und Beharrlichkeit. Im Aeſthetiſchen mag jeder allenfalls noch glauben und fühlen wie er will, aber in den Naturwiſſenſchaften iſt das Falſche und Abſurde rein unerträglich. Müller, S. 56.

135.

1816. 12. December. Dem Herrn Humboldt und Raoul Rochette empfehlen Sie mich zum schönsten. An Boisserée, II, 365.

136.

1819. ..... So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir schon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längern Aufenthalt in Jena beliebten. Auch bei dieser Gelegenheit strömte der Mund über, wovon das Herz voll war, und ich trug die Angelegenheit meines Typus so oft und zudringlich vor, daß man beinahe ungeduldig zuletzt verlangte, ich solle das in Schriften verfassen, was mir im Geist, Sinn und Gedächtniß so lebendig vorschwebte.

Morphologie.

137.

1824. 9. Januar. Mein [K. Müller's] Bemühen für die Frau Szymanowska, einen Empfehlungsbrief an Humboldt [nach Paris] zu erhalten, war vergeblich. Endlich meinte er [Goethe], müsse man schreiben: Da Sie zu den Naturforschern gehören, die alles durch Vulkane erzeugt halten, so sende ich Ihnen einen weiblichen Vulkan, der alles vollends versengt und verbrennt, was noch übrig ist. NB. Am 1. Februar sagte er erst definitiv zu. Müller, S. 78.

138.

1824. 3. April. Früher ist schon durch Alexander von Humboldt und andere die Bemerkung gemacht worden, daß in den tropischen Ländern eine durch Tag und Nacht regulirte Oscillation [des Barometers] statthabe. An Karl August, II, 248.

139.

1825. ..... „Versuch einer Witterungslehre." „Sogenannte Oscillation." Voyage d'Alexandre de Humboldt, III, 2, 3. — Les oscillations de Mercure dans le baromètre indiquent l'heure presque comme une horologe, p. 310. — Les deux minima barométriques coincident presque avec les epoques les plus chaudes et les plus froides du jour et de la nuit.

W., III, 1184.

140.

1825. 12. Mai. Ferner: daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden

begann; ingleichen daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es ſind mir daher unnennbare Vortheile entſtanden.
Eckermann, I, 220.

141.

1825. 28. Mai. [Das Geſpräch verbreitete ſich auch] über Humboldt's geſcheiterte Hoffnung zu politiſcher Wichtigkeit. Er ließ — ſagte Goethe — die Republik hinter ſich, als er nach Amerika zog, und fand einen Dictator, als er wiederkehrte, der ihn geſchwätzig frug: „Sie beſchäftigen ſich mit Botanik? Ich weiß, daß auch meine Frau ſie treibt.“ Das Nationalinſtitut, das Humboldt aufs grandioſeſte hatte mit einrichten helfen, war währenddem ganz umgemodelt worden. Müller, S. 101.

142.

1826. 11. December. Ich fand Goethe in einer ſehr heiter aufgeregten Stimmung. Alexander von Humboldt iſt dieſen Morgen einige Stunden bei mir geweſen, ſagte er mir ſehr belebt entgegen. Was iſt das für ein Mann! — Ich kenne ihn ſo lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erſtaunen. Man kann ſagen, er hat an Kenntniſſen und lebendigem Wiſſen nicht ſeinesgleichen. Und eine Vielſeitigkeit, wie ſie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen iſt! Wohin man rührt, er iſt überall zu Hauſe und überſchüttet uns mit geiſtigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerſchöpflich entgegenſtrömt. Er wird einige Tage hier bleiben und ich fühle ſchon, es wird mir ſein, als hätte ich Jahre verlebt. Eckermann, I, 260.

143.

1826. 30. December. Angenehme Beſuche ſind mir dieſe Zeit her geworden: erſt Alexander von Humboldt, dann der ältere Bruder, welcher noch gegenwärtig iſt. In ſolchen Unterhaltungen finde ich die erfreuliche Sicherheit, daß ich in meiner abgeſonderten Lebensweiſe doch mit dem Gange der Welt und der Wiſſenſchaft, und was noch ſonſt am Tage etwas werth iſt, in reinem Verhältniſſe bleibe. An Boiſſerée, II, 461.

144.

1827. 17. Februar. Alexander von Humboldt's Cuba iſt durch ſeine Freundlichkeit zu mir gekommen, und verſetzt mich am warmen

Oſen in die tropiſchen Gegenden. Es iſt ein treffliches Werk, lange vorbereitet und jetzt zu rechter Zeit hervortretend. Einen Auszug daraus werden wir andern Laien mit Behaglichkeit leſen, da jetzt die vielen Zahlen, die wir überſchlagen müſſen, uns einigermaßen verwirren und im Wege ſind. Bewundern muß man es auf alle Fälle, wie hier das Erfahrungswerthe, Erfahrene, Wiſſenswerthe, Gewußte zuſammengeſtellt und eine Weltüberſicht, wie ſie ſich durch Zahl und Maß erreichen und überliefern läßt, ſo ganz vollkommen eröffnet iſt, wobei denn doch der Fingerzeig auf das Incommenſurable nicht abgeht.

An Boiſſerée, II, 467.

145.

1827. 21. Februar. [Goethe] ſprach viel und mit Bewunderung über Alexander von Humboldt, deſſen Werk über Cuba und Columbien er zu leſen angefangen und deſſen Anſichten über ein Project eines Durchſtichs der Landenge von Panama für ihn ein ganz beſonderes Intereſſe zu haben ſchienen. — Humboldt, ſagte Goethe, hat mit großer Sachkenntniß noch andere Punkte angegeben, wo man mit Benutzung einiger in den mexicaniſchen Meerbuſen fließenden Ströme vielleicht noch vortheilhafter zum Ziele käme als bei Panama. Dies iſt nun alles der Zukunft und einem großen Unternehmungsgeiſte vorbehalten. Eckermann, III, 129.

146.

1827. 2. März. Ferner hat Herr von Humboldt mehrere Exemplare meiner Medaille in Paris ausgetheilt, wogegen auch manches Angenehme und Bedeutende zu mir gekommen, beſonders ein Brief von Herrn Salvandy, der mich in die Zuſtände dieſes merkwürdigen Mannes aus der Ferne hineinblicken läßt.

An Reinhard, S. 284.

147.

1827. 22. April. Ich habe vor kurzem noch ſehr Freundliches von Paris erhalten durch Herrn von Humboldt's Vermittelung. Es iſt dem velociferiſchen Jahrhundert gemäß, daß man ſich auch in der Ferne mehr kennt und gekannt zu ſein wünſcht.

An Boiſſerée, II, 471.

148.

1827. 25. April. Denn wir führen doch im Grunde ein iſolirtes armſeliges Leben! Aus dem eigentlichen Volke kommt uns ſehr wenige

Cultur entgegen und unsere sämmtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgesäet. Da sitzt einer in Wien, ein anderer in Berlin, ein anderer in Königsberg, ein anderer in Bonn oder Düsseldorf, alle durch funfzig oder hundert Meilen voneinander getrennt, sodaß persönliche Berührungen und ein persönlicher Austausch von Gedanken zu den Seltenheiten gehört. Was dies aber wäre, empfinde ich, wenn Männer wie Alexander von Humboldt hier durchkommen und mich in dem, was ich suche, und mir zu wissen nöthig ist, in einem einzigen Tage weiter bringen, als ich sonst auf meinem einsamen Wege in Jahren nicht erreicht hätte. Eckermann, III, 161.

149.

1827. 27. November. Schon daß man sich über den Ort [der Naturforscherversammlungen] vereinigt, wo man das nächste Jahr zusammenzukommen gedenkt, gibt die besten Hoffnungen und gewiß ist die Versammlung in Berlin unter den Auspicien des allgemein anerkannten Alexander von Humboldt geeignet, uns die besten Hoffnungen einzuflößen. An Sternberg, S. 181.

150.

1828. 18. Januar. Durch die Vermittelung der elberfelder deutsch-amerikanischen Bergwerksdirection erhielt ich jenseitige geologische Karten, sowol als Darstellung der Fläche, wie auch Durchschnitte; man ist auf dem von Humboldt'schen Wege mit Vorsicht weiter gegangen und hat uns dadurch ein wahrhaft erfreuliches Geschenk gemacht. An Sternberg, S. 185.

151.

1828. 6. April. Wenn Alexander Humboldt und die andern Plutonisten mir's zu toll machen, werde ich sie schändlich blamiren: schon zimmre ich Xenien genug im stillen gegen sie; die Nachwelt soll wissen, daß doch wenigstens ein gescheiter Mann in unserm Jahrhundert gelebt hat, der jene Absurditäten durchschaut hat. Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die stets die gescheitere ist, halten muß. Müller, S. 124.

152.

1828. 11. März. Ob einer sich in der Wissenschaft genial erweist wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht wie Béranger, es ist alles gleich und kommt blos

darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die That lebendig sei und fortzuleben vermöge. Eckermann, III, 229.

153.

1828. 23. October. Der Kanzler [Müller] hat seine Schrift [über das Leben Karl August's] nach Berlin geschickt und darauf vor einiger Zeit einen höchst merkwürdigen Brief von Alexander von Humboldt erhalten, den ich nicht ohne tiefe Rührung habe lesen können. Humboldt war dem Großherzog während eines langen Lebens auf das innigste befreundet, welches freilich nicht zu verwundern, indem die reich angelegte tiefe Natur des Fürsten immer nach neuem Wissen bedürftig und gerade Humboldt der Mann war, der bei seiner großen Universalität auf jede Frage die beste und gründlichste Antwort immer bereit hatte. Nun fügte es sich in der That wunderbar, daß der Großherzog gerade die letzten Tage vor seinem Tode in Berlin in fast beständiger Gesellschaft mit Humboldt verleben und daß er über manches richtige Problem, was ihm am Herzen lag, noch zuletzt von seinem Freunde Aufschluß erhalten konnte, und wiederum war es nicht ohne höhere günstige Einwirkung, daß einer der größten Fürsten, die Deutschland je besessen, einen Mann wie Humboldt zum Zeugen seiner letzten Tage und Stunden hatte. Ich habe mir von dem Briefe eine Abschrift nehmen lassen und will Ihnen doch einiges daraus mittheilen .... Lesen Sie es für sich, sagte er dann, indem er mir den Brief zureichte .... Ich gab Goethe über diesen herrlichen Brief meine innige Freude zu erkennen. „Sie sehen", sagte Goethe, „was für ein bedeutender Mensch er war. Aber wie gut ist es von Humboldt, daß er diese wenigen letzten Züge auffaßt, die wirklich als Symbol gelten können, worin die ganze Natur des vorzüglichen Fürsten sich spiegelt." Eckermann, S. 258—261.

154.

1831. 5. October. Ich habe die zwei Bände: Fragments de Géologie etc. par A[lexander] de H[umboldt] erhalten und durchgesehen, dabei habe ich eine wundersame Bemerkung gemacht, die ich mittheilen will. Das außerordentliche Talent dieses außerordentlichen Mannes äußert sich in seinem mündlichen Vortrag und genau besehen: jeder mündliche Vortrag will überreden und den Zuhörer glauben machen, er überzeuge ihn. Wenige Menschen sind fähig, überzeugt zu werden; überreden lassen sich die meisten und so sind die Abhandlungen, die uns hier vorgelegt werden, wahrhafte Reden

mit großer Facilität vorgetragen, ſodaß man ſich zuletzt einbilden möchte, man begreife das Unmögliche. Daß ſich die Himalaja-Gebirge 25000 Fuß aus dem Boden gehoben und doch ſo ſtarr und ſtolz, als wäre nichts geſchehen, in den Himmel ragen, ſteht außer den Grenzen meines Kopfes in den düſtern Regionen, wo die Transſubſtantion ꝛc. hauſet, und mein Cerebralſyſtem müßte ganz umorganiſirt werden — was doch ſchade wäre — wenn ſich Räume für dieſe Wunder finden ſollten. — Nun aber gibt es doch Geiſter, die zu ſolchen Glaubensärtikeln Fächer haben neben ſonſt ganz vernünftigen Loculamenten. Ich begreif' es nicht, vernehm' es aber doch alle Tage. Muß man denn aber alles begreifen? Ich wiederhole: unſer Welteroberer iſt vielleicht der größte Redekünſtler. Da ſeinem ungeheuern Gedächtniß alle Facta gegenwärtig ſind, ſo weiß er ſie mit der größten Geſchicklichkeit und Kühnheit zu gebrauchen. Wer aber vom Metier iſt, ſieht ziemlich klar, wo das Schwache ſich am Starken hinanrankt, und das Starke gar nicht übel nimmt, ſich etwas bekleidet, verziert und gemildert zu ſehen. — Und ſo iſt denn von großer Wirkung, daß ein ſolches Paradoxon mit Kunſt und Energie vorgetragen [wird]; deswegen auch ſchon viele unſerer wackerſten Naturforſcher ſich einbilden, ſie könnten das Unmögliche denken. Dagegen erſcheine ich ihnen als der hartnäckigſte Häreſiarch, worin uns Gott gnädiglich erhalten und beſtätigen wolle. Sela!

An Zeller, VI, 309.

155.

. . . . . Die außerordentlichen Männer des 16. und 17. Jahrhunderts waren ſelbſt Akademien, wie Humboldt zu unſerer Zeit.

Aphorismen, W., I, 414.

Die Correſpondenten an Goethe über Wilhelm von Humboldt.

156.

1789. 15. Februar. Dieſen [Brief von Goethe] erhielt ich grade an einem Morgen, wo ein trefflicher junger Mann, Herr von Humboldt aus Berlin, welcher einige Tage bei mir zugebracht hatte, in meinem Zimmer das letzte Frühſtück nahm. Wenn Du Dich

des Inhalts Deines Briefes noch erinnerst, so wirst Du begreifen, um wie viel rührender er durch diesen Umstand für mich werden mußte. Den ganzen vorigen Abend hatten wir von Dir geredet und uns mit Dingen von Dir beschäftigt. Humboldt wird Dir künftigen Herbst, wenn er nach Berlin zurückgeht, eine Adresse von mir bringen. Jetzt ist er in Göttingen und schreibt eine quasi juristische Dissertation über die Präscription in Criminalfällen bei den Alten. Jacobi, S. 121.

157.

1794. 13. Juni. Hier in Jena haben sich die Herren Fichte, Woltmann und von Humboldt zur Herausgabe dieser Zeitschrift [Horen] mit mir vereinigt. Schiller, I, 1.

158.

1794. 23. August. Die kleine Schrift von Moritz [Ueber die bildende Nachahmung des Schönen], die Herr von Humboldt sich noch einige Tage ausbittet, habe ich mit großem Interesse gelesen und danke demselben einige sehr wichtige Belehrungen.

Schiller, I, 18.

159.

1794. 7. September. Meine Frau ist auf drei Wochen mit dem Kinde nach Rudolstadt, um den Blattern auszuweichen, die Herr von Humboldt seinen Kleinen inoculiren ließ. Ich bin ganz allein und könnte Ihnen eine bequeme Wohnung einräumen. Außer Humboldt sehe ich selten jemand und seit langer Zeit kommt keine Metaphysik über meine Schwelle. Schiller, I, 33.

160.

1794. 12. September. Herr von Humboldt, den Ihre Einladung sehr erfreut, wird mich begleiten, um einige Stunden mit Ihnen zu verleben. Schiller, I, 38.

161.

1794. 8. September. Humboldt's und meine Frau begrüßen Sie freundschaftlich. Schiller I, 47.

162.

1794. 16. November. Herr von Humboldt wird auf den nächsten Sonnabend seine Reise nach Erfurt antreten. Schiller, I, 65.

163.

1794. 29. November. Herr von Humboldt, der ſich Ihnen aufs beſte empfiehlt, iſt noch ganz voll von dem Eindruck, den Ihre Art, den Homer vorzutragen, auf ihn gemacht hat, und er hat in uns allen ein ſolches Verlangen darnach erweckt, daß wir Ihnen, wenn Sie wieder auf einige Tage hierherkommen, keine Ruhe laſſen werden, bis Sie auch eine ſolche Sitzung mit uns halten.
Schiller, I, 72.

164.

1794. 9. December. Herr von Humboldt hat ſich recht daran [Wilhelm Meiſter] gelabt, und findet, wie ich, Ihren Geiſt in ſeiner männlichen Jugend, ſtillen Kraft und ſchöpferiſchen Fülle.
Schiller, I, 84.

165.

1794. 16. December. Daß Dir Humboldt werth geworden iſt, freut mich ungemein. Ich habe ihm von Wandsbeck aus für ſeine Beurtheilung des Woldemar gedankt, und würde Dir eine Abſchrift deſſen, was ich ihm darüber geſagt habe, beilegen, wenn der Kaſten mit meinen Scripturen nicht ausgeblieben wäre.
Jacobi, S. 194.

166.

1795. 22. Februar. Mir däucht — und ſo ſchien es auch Humboldt — daß nach dem zarten Verhältniſſe zwiſchen ihm [Wilhelm Meiſter] und der Gräfin, dieſe ihm ein ſolches Geſchenk und durch eine fremde Hand nicht anbieten, und er nicht annehmen dürfe.
Schiller, I, 113.

167.

1795. 15. Mai. Ich ſprach noch kürzlich mit Humboldt's darüber [über die Horen]; es iſt jetzt platterdings unmöglich, mit irgendeiner Schrift, ſie mag noch ſo gut oder noch ſo ſchlecht ſein, in Deutſchland ein allgemeines Glück zu machen. Schiller, I, 146.

168.

1795. 17. Mai. Daß Sie wieder beſſer ſind, hat mir Herr von Humboldt zu meiner herzlichen Freude verſichert. Ich habe ihm auf Ihre Erlaubniß die Terpſichore gegeben, die mir Herder unterdeß geſchickt hat. Schiller, I, 153.

169.

1795. 4. Juni. Ich bedauere, daß ich jetzt erſt bei meiner Zuhauſekunft die Gegenwart des Herrn Humboldt erfahren habe, indeß ſagt mir meine Frau, daß er morgen bei uns eſſen werde, worauf ich mich freue und zuſchicke. Karl Auguſt, I, 195.

170.

1795. 12. Juni. Daß Sie aufs neue krank geworden, habe ich von Herrn von Humboldt mit herzlichem Bedauern gehört, und daß Sie uns, einer ſolchen Urſache wegen, eine Zeit lang verlaſſen, beklage ich noch mehr. Schiller I, 159.

171.

1795. 6. Juli. Von Humboldt habe ich [aus Berlin] noch keine Nachricht. Schiller, I, 176.

172.

1795. 20. Juli. Humboldt iſt [in Berlin] glücklich angelangt, hat aber ſeine Mutter ſehr krank angetroffen. Schiller, I, 183.

173.

1795. 22. Auguſt. Humboldt begrüßt Sie. Schiller, 1, 201.

174.

1795. 29. Auguſt. Wenn Sie Herrn von Humboldt zu ſchreiben haben, ſo kann ich den Brief einſchließen. Schiller, I, 206.

175.

1795. 31. Auguſt. Meinen und Herrn von Humboldt's Brief, den ich Ihnen nebſt den Horen-Packeten vorgeſtern nach Weimar geſendet, haben Sie, weil es ein großes Packet iſt, wol nicht erhalten. Schiller, I, 206.

176.

1795. 13. September. Humboldt wird nun in drei Wochen wieder hier ſein, wenn nichts dazwiſchen kommt. Schiller, I, 216.

177.

1795. 18. September. Humboldt ſchreibt mir aus Berlin, daß man von den drei letzt herausgekommenen Horenſtücken ſehr gut ſpreche. Schiller, I, 221.

178.

1795. 2. October. Humboldt kommt diesen Winter nicht mehr hierher, welches mir sehr unangenehm ist. Schiller, I, 225.

179.

1795. 17./25. October. Von Humboldt erwarte ich des Quartiers wegen Antwort. Ich habe es, weil ich noch nicht weiß, ob sein Logis in abtretbarem Stande ist, nur so sachte berührt, daß er nicht genirt ist, es auch mit Stillschweigen zu übergehen. Schiller, I, 238.

180.

1795. 4. November. Humboldten ist es sehr angenehm, wenn Sie sein Logis ganz als das Ihrige ansehen wollen. Das einzige Bedenken dabei war, daß Hellfeld, der sich im Contract ausbedungen, daß keine Aftermiethe stattfinden könnte, vielleicht eine Einwendung machen möchte .... Ich habe zum Ueberfluß einen Brief von Humboldt an ihn in Händen, den ich, sobald Sie ihn blos mit einem kleinen Billet an Hellfeld begleiten wollen, worin Sie um Uebergabe des Schlüssels bitten, an ihn abliefern will .... Ihre [römischen] Elegien haben, wie Ihnen der eingeschlossene Brief des O. Gros an Herrn von Humboldt zeigen wird, auch in der lateinischen Welt einen großen und gar keinen unwichtigen Bewunderer gefunden. Schiller, I, 246. 247.

181.

1795. 20. November. Er [Wilhelm Schlegel] ist sehr entzückt über das Märchen [von Goethe]; auch Humboldt's haben große Freude daran. Schiller, I, 249.

182.

1795. 29. November. Ich wollte ihn [Aufsatz: Ueber naive und sentimentalische Dichtung] Humboldten senden. Schiller, I, 264.

183.

1795. 23. December. Lorenz Stark [von Engel] ist, wie mir Humboldt schrieb, ehemals zu einer Komödie bestimmt gewesen und nun zufälligerweise in die erzählende Form gegossen worden. Schiller, I, 280.

184.

1795. Ende December. Hier ein Exemplar des [Musen] Almanachs

für den ersten Hunger. Humboldt sendet mir heute deren drei aus Berlin. Schiller, I, 290.

185.

1796. 12. Februar. Humboldt wird Ihnen morgen wahrscheinlich selbst schreiben. Mir schrieb er kürzlich, daß jetzt kein Caviar zu schicken sei. Schiller, II, 29.

186.

1796. 18. Juni. Humboldt wird Ihnen nun wol schon selbst geschrieben haben. Er ist von der Idylle [Alexis und Dora] ganz außerordentlich befriedigt. Auch schreibt er, daß der Cellini außerordentlich gefalle. Schiller, II, 53.

187.

1796. 24. Juni. Humboldt schrieb mir vorigen Mittwoch nur zwei Zeilen, um sein Nichtschreiben zu entschuldigen, auch bei Ihnen. Er wird Ihnen morgen die Idylle [Alexis und Dora] zurücksenden, auf die er gern ausführlich antworten wollte. Seine Mutter wird bald sterben, und das hält ihn denn wahrscheinlich in B[erlin] fest. Schiller, II, 64.

188.

1796. 27. Juni. Ich schickte dasselbe [das Xenienmanuscript] gern an Humboldt, der durch die Verschiedenheit der Handschrift dem Verfasser nicht auf die Spur geführt werden soll.
Schiller, II, 68.

189.

1796. 3. Juli. Humboldt's Brief folgt hier zurück. Er sagt sehr viel Wahres über die Idylle [Alexis und Dora]; einiges scheint er mir nicht so empfunden zu haben, wie ich's empfinde .... Die Kleinigkeiten, die er tadelt, verlieren sich in dem schönen Ganzen; indessen möchte doch einige Rücksicht darauf zu nehmen sein und seine Gründe sind nicht zu verwerfen. Schiller, II, 97. 98.

190.

1796. 8. August. Humboldt hat eine große Reise nach dem nördlichen Deutschland, bis auf die Insel Rügen, angetreten, wird die Freunde und Feinde in Eutin und Wandsbeck besuchen und uns allerlei Kurzweiliges zu melden haben. Ich konnte nicht recht begreifen, was ihn auf einmal ankam, sich dorthin in Bewegung zu setzen. Schiller, II, 177.

191.

1796. 5. October. Humboldt ſchreibt mir, daß man über Ihre Idylle [Alexis und Dora] in Berlin, davon aus Karlsbad und Teplitz Exemplare dahin gekommen, ganz entzückt ſei.

Schiller, II, 195.

192.

1796. 18. October. Humboldt's ſchrieben neulich, daß ſie mit Ende dieſer Woche von Berlin abreiſen, ſich unterwegs 10 Tage aufhalten und etwa den 1. November hier eintreffen würden.

Schiller, II, 221.

193.

1796. 23. October. Das Humboldt'ſche [Exemplar von Wilhelm Meiſter] fehlte noch. Dieſer iſt von unſerm [Xenien] Almanach nicht wenig überraſcht worden und hat recht darin geſchwelgt; auch die Xenien haben den heitern Eindruck auf ihn gemacht, den wir wünſchen .... Es iſt mir wieder eine angenehme Entdeckung, daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberalen Gemüth gefällig und ergötzlich iſt. Humboldt hofft in acht Tagen hier ſein zu können. Ich freue mich darauf, wieder eine Weile mit ihm zu leben. Stolbergen, ſchreibt er, habe er in Eutin nicht gefunden, weil er gerade in Kopenhagen geweſen ſei, und von Claudius wiſſe er durchaus nichts zu ſagen. Schiller, II, 230. 231.

194.

1796. 28. October. Heute Vormittag iſt Frau von Humboldt mit ihren Kindern hier angekommen. Er iſt noch in Halle bei Wolfen und wird in drei Tagen hier ſein. Humboldt's waren auch in den letzten Tagen, als unſer Almanach dahin kam, in Berlin. Er ſoll gewaltiges Aufſehen gemacht haben. Schiller, II, 239.

195.

1796. 28. October. Es iſt luſtig, daß wir durch Humboldt den Rumor erfahren, den der [Xenien] Almanach in Berlin macht; er wird nun auch erzählen können, wie es in Halle ausſieht .... Grüßen Sie Humboldt's vielmal. Schiller, II, 242.

196.

1796. 31. October. Humboldt iſt noch nicht hier. Schiller, II, 246.

197.

1796. 2. November. Humboldt iſt geſtern angekommen; er empfiehlt

sich Ihnen aufs beste und freut sich gar sehr auf Sie. Er ist wohl und heiter, seine Frau aber, die schwanger ist, befindet sich nicht zum besten. Wenig hätte gefehlt, so wäre er mit Reichardt hier angekommen; er hat ihm nur durch List entgehen können .... Er soll sich bei den Xenien sehr sentimentalisch benehmen, und weil ihm Schlegel versichert, Sie hätten keinen Antheil an denen, die auf ihn gehen, so solle er sehr getröstet sein und Humboldt meint, Sie wären vor seinem Besuche keineswegs sicher. Er glaube bei Ihnen noch immer was zu gelten. Auch hat er Ihre Stücke im Almanach sehr gelobt gegen Humboldt.

Schiller, II, 246. 247.

198.

1796. 13. November. Humboldt's, die für den Meister herzlich danken, sehnen sich, Sie zu sehen. Schiller, II, 253.

199.

1796. 22. November. Wahrscheinlich werden Sie Humboldten morgen sehen, der auf einige Tage nach Erfurt verreist. Er wünscht sehr, den Abend mit Ihnen zubringen zu können. Er bringt Ihnen das zehnte Horenstück mit, wobei ich Sie auf eine Erzählung der Agnes von Lilien [Karoline von Wolzogen] aufmerksam mache .... Humboldt wird Ihnen auch von einer Recension des jungen Schlegel über Woldemar und von einem fulminanten grünen Brief Jacobi's über diese Recension erzählen, was Sie sehr belustigen wird. Schiller, II, 267. 268.

200.

1796. 28. November. Humboldt's Erinnerungen gegen den Körner'schen Brief scheinen mir nicht unbedeutend, obgleich er, was den Charakter des Meister betrifft, auf der entgegengesetzten Seite zu weit zu gehen scheint. Körner hat diesen Charakter zu sehr als den eigentlichen Held des Romans betrachtet .... Hingegen finde ich Humboldt gegen diesen Charakter auch viel zu ungerecht, und ich begreife nicht recht, wie er das Geschäft, das der Dichter sich in dem Roman aufgab, wirklich für beendet halten kann, wenn der Meister das besinnungslose und gehaltlose Geschöpf wäre, wofür er ihn erklärt .... Grüßen Sie Humboldt von uns.

Schiller, II, 273.

201.

1796. 25. December. Wegen der Besuche in Leipzig schreibt Ihnen Humboldt selbst. Schiller, II, 305.

202.

1797. 24. Januar. Die Humboldtin leidet doch viel bei ihren Wochen und es wird langwierig werden. Schiller, III, 14.

203.

1797. 2. Februar. Ich entſchließe mich ungern, hier ſitzen zu bleiben; denn wenn Humboldt erſt fort iſt, ſo bin ich ſchlechterdings ganz allein und auch meine Frau iſt ohne Geſellſchaft.
Schiller, III, 26.

204.

1797. 7. März. Mache, daß ich die Humboldt's dieſen Abend [bei Goethe in Jena] zu ſehen bekomme. Ich komme ſo gegen 6 Uhr hin. Karl Auguſt, I, 207.

205.

1797. 4. April. Außer Ihnen und Humboldt hat mich auch alle weibliche Geſellſchaft verlaſſen, und ich wende dieſe Stille dazu an, über meine tragiſch-dramatiſchen Pflichten nachzudenken . . . Ich ſende Ihnen hier pour la bonne bouche, ein allerliebſtes Fragment aus dem Ariſtophanes, welches mir Humboldt dagelaſſen hat. Schiller, III, 50. 52.

206.

1797. 14. April. Humboldt ſagt mir von einem Chor aus Ihrem Prometheus, den er mitgebracht habe, hat mir ihn aber noch nicht geſchickt. Er hat wieder einen Anfall von ſeinem kalten Fieber, das er vor zwei Jahren gehabt; auch das zweite Kind hat das kalte Fieber, ſodaß jetzt von der Humboldt'ſchen Familie alles, bis auf das Mädchen, krank iſt. Und doch ſpricht man noch immer von nahen großen Reiſen. Schiller, III, 65.

207.

1797. 25. April. Ich erwarte Ihren Plan [zur Achilleis] mit großer Begierde. Etwas bedenklich kommt es mir vor, daß es Humboldten damit auf dieſelbe Art ergangen iſt wie mir, ungeachtet wir vorher nicht darüber communicirt haben. Er meint nämlich: daß es dem Plan an individueller epiſcher Handlung fehle.
Schiller, III, 80.

208.

1797. 27. April. Humboldt iſt heute fort; ich ſehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt ſich nicht erwarten, daß wir

einander noch einmal so wiedersehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältniß, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wiederkommen kann; denn zwei Jahre so ungleich verlebt, werden gar viel an uns, und also auch zwischen uns verändern. Schiller, III, 87.

209.

1797. 18. Juni. Von Humboldt habe ich noch immer keine Nachricht, er scheint noch nicht in Dresden angekommen zu sein, weil mir auch Körner nichts von ihm zu schreiben wußte.
Schiller, III, 124.

210.

1797. 4. Juli. Hier folgt der Bücherzettel nebst einem Brief von Humboldt. Schiller, III, 153.

211.

1797. 10. Juli. Humboldt ersucht Sie, ihm seinen Aeschylus, den er nothwendig brauche, baldmöglichst nach Dresden zu schicken.
Schiller, III, 164.

212.

1797. 25. Juli. Humboldt schreibt mir, daß seine Frau wieder das Fieber habe. Das wird eine schöne Reise werden, denn sie müssen jetzt schon über die Zeit in Dresden liegen bleiben. Die drei Stücke, die mir Humboldt eben zurückgeschickt, lege ich hier bei. An dem Nadoweſſiſchen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, ist blos von der Roheit des Stoffes hergenommen. Schiller, III, 174.

213.

1797. 17. August. Von Humboldt's habe ich seit ihrer Abreise von Dresden nichts weiter vernommen. Schiller, III, 215.

214.

1797. 15. September. Von unserm Freunde Humboldt habe ich heute Briefe bekommen. Es gefällt ihm in Wien gar nicht mehr, die italienische Reise hat er auch so gut als aufgegeben, ist aber beinahe entschlossen, nach Paris zu gehen, welches er aber wahrscheinlich nach den neuesten Ereignissen dort nicht zur Ausführung bringen wird. Er wird Ihnen, wie er schreibt, in diesen Tagen von sich Nachricht geben. Schiller, III, 267.

215.

1797. 2. October. Von Humboldt's habe ich inzwiſchen nichts gehört, doch finde ich es nicht unwahrſcheinlich, daß ſie ſich noch nach der Schweiz wenden werden. Schiller, III, 291.

216.

1797. 30. October. Humboldt hat endlich einmal, und zwar aus München, geſchrieben. Er geht jetzt auf Baſel los, wo er ſich beſtimmen wird, ob die pariſer Reiſe vor ſich gehen ſoll oder nicht. Sie wird er alſo ſchwerlich mehr finden, es ſei denn, daß Sie den Winter noch bei Zürich zubringen werden, wohin er ſich wenden wird, wenn er nicht nach Paris geht. Ein großes Salzbergwerk bei Berchtoldsgaden, worin er geweſen, beſchreibt er recht artig. Die bairiſche Nation ſcheint ihm ſehr zu gefallen, und einen dortigen Kriegsminiſter, Rumford, rühmt er ſehr wegen ſeiner ſchönen und menſchenfreundlichen Anſtalten.
Schiller, III, 320.

217.

1797. 3. December. Von Humboldt habe ich ſeit ſechs Wochen nichts gehört, und ſchließe daraus, daß er wirklich nach Paris iſt: denn wenn er in der Schweiz ruhig ſäße, hätte ihn die bloße Langeweile zum Schreiben bringen müſſen. Schiller, III, 354.

218.

1797. 15. December. Humboldt hat wieder ſeit ſechs Wochen nichts von ſich hören laſſen. Ich ſchließe daraus, daß er nun doch nach Paris gegangen iſt. Schiller, III, 367.

219.

1797. 29. December. Unſer Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeſchaffenen Paris ſeiner alten Deutſchheit getreu, und ſcheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben. Es iſt mit einer gewiſſen Art zu philoſophiren und zu empfinden, wie mit einer gewiſſen Religion; ſie ſchneidet ab von außen und iſolirt, indem ſie von innen die Innigkeit vermehrt. Schiller III, 394.

220.

1798. 5. Januar. Haben Sie die Güte, mir den Humboldt'ſchen Brief, den ich auf den Montag beantworte, zurückzuſenden.
Schiller, IV, 10.

221.

1798. 23. Februar. Ich erfahre über Paris (durch Humboldt), daß Schlegel's Jena verlaſſen und nach Dresden ziehen wollen.
Schiller, IV, 116.

222.

1798. 27. Februar. Ich lege Humboldt's letzten Brief bei, den ich mir zur Beantwortung bald zurück erbitte. Schiller, IV, 126.

223.

1798. 27. April. Die unterſtrichene Stelle in Humboldt's Briefe, den ich Ihnen zurückſende, iſt ihm vermuthlich ſelbſt noch nicht ſo recht klar geweſen, und dann ſcheint das Ganze mehr eine Anſchauung als einen deutlichen Begriff auszuſprechen. Er will, däucht mir, überhaupt nur ſagen, daß das Gemeinſame, folglich Nationelle, in den Franzoſen, ſowol in ihren gewöhnlichen Erſcheinungen, als in ihren Vorzügen und Verirrungen, eine Wirkſamkeit des Verſtandes und ſeiner Adhärentien, nämlich des Witzes, der Beobachtung u. ſ. w. ſei, ohne verhältnißmäßige Mitwirkung des Ideenvermögens, und daß ſie mehr phyſiſch als moraliſch rührbar ſeien. Das iſt keine Frage, daß ſie beſſere Realiſten als Idealiſten ſind, und ich nehme daraus ein ſiegendes Argument, daß der Realism keinen Poeten machen kann.
Schiller, IV, 170.

224.

1798. 18. Mai. Die Novität, von der ich Ihnen ſchrieb, und worüber ich Sie nicht in eine zu große Erwartung ſetzen will, iſt ein Werk über Ihren Hermann von Humboldt, mir im Manuſcript zugeſchickt. Ich nenne es ein Werk, da es ein dickes Buch geben wird und in die Materie mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit eingeht. Wir wollen es, wenn es Ihnen recht iſt, miteinander leſen; es wird alles zur Sprache bringen, was ſich durch Raiſonnement über die Gattung und die Arten der Poeſie ausmachen oder ahnen läßt. Die ſchöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geiſt und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, ſowie dieſes laute und gründliche Zeugniß auch das unbeſtimmte Urtheil unſerer deutſchen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muſe über jeden Widerſtand auch auf dem Wege des Raiſonnements entſcheiden und beſchleunigen wird. Schiller, IV, 213.

225.

1798. 25. Juni. Die Briefe von Humboldt werden wol nun eine Verzögerung erleiden, wenigstens auf den Fall, daß wir sie zusammen absenden wollten. Ich will deswegen mit der Mittwochspost schreiben, und ihm vorläufig ein Lebenszeichen und ein Trostwort senden. In ein Detail kann ich mich diesmal nicht einlassen, besonders da ich das Manuscript [des Aufsatzes über Hermann und Dorothea] nicht habe, welches in Ihrer Verwahrung ist. Schiller, IV, 221.

226.

1798. 28. Juni. An Humboldt geht heute mein Brief ab, die Abschrift lege ich bei, soweit sie sein Werk [über Hermann und Dorothea] betrifft. Da ich es nicht vor Augen hatte, und mir diese Gedankenrichtung überhaupt jetzt etwas fremd und widerstrebend ist, so habe ich nur in generalibus bleiben können.
Schiller, IV, 227.

227.

1798. Anfang Juli. Lassen Sie mir doch, wenn's angeht, Humboldt's Werk [über Hermann und Dorothea] bei Trapizius zurück.
Schiller, IV, 231.

228.

1798. 27. Juli. Mein Brief an Humboldt ist ungewöhnlich schnell gelaufen und so auch seine Antwort, die ich Ihnen hier beilege. Er ist, wie Sie finden werden, ganz wohl damit zufrieden gewesen. Freilich kommt mir die Durchsicht seines Werks [über Hermann und Dorothea], die er jetzt noch von mir erwartet, etwas ungelegen und das Corrigiren in fremde Arbeiten ist eine ebenso undankbare als schwierige Arbeit. Neugierig bin ich, was die eigentlich kritische Welt, besonders die Schlegel'sche, zu diesem Humboldt'schen Buche sagen wird .... Den Humboldt'schen Brief und das Schriftchen von Kant [Sendschreiben an Nikolai] sind Sie wol so gütig der Botenfrau wieder mitzugeben.
Schiller, IV, 258. 260.

229.

1798. 21. August. Humboldten habe ich vorigen Freitag geantwortet und ihm von dem Schicksal seiner Schrift Nachricht gegeben, die ihn hoffentlich ganz zufriedenstellen wird. Schiller, IV, 268.

230.

1798. 21. September. Humboldt hat geſchrieben und empfiehlt ſich Ihnen. Ihren Brief mit dem Gedicht hat er erhalten und wird Ihnen eheſtens antworten; mit unſerm Arrangement in ſeinem Werk [über Hermann und Dorothea] iſt er wohl zufrieden. Er ſchreibt auch ein paar Worte von Retif, den er perſönlich kennt, aber nichts von ſeinen Schriften. Er vergleicht ſein Benehmen und Weſen mit unſerm W[ieland], die Nationaldifferenz abgerechnet; mir ſcheinen ſie ſehr verſchieden. Schiller, IV, 308.

231.

1798. 22. December. Humboldt wird, hoffe ich, nicht unter den Fremden ſich befunden haben, die man in Paris arretirt hat.
Schiller, IV, 391.

232.

1799. 16. Auguſt. Gegen Humboldt iſt der Ausfall [der Schlegel im Athenäum] unartig und undankbar, da dieſer immer ein gutes Verhältniß mit den Schlegeln gehabt hat. Schiller, V, 155.

233.

1800. 5. September. Der Humboldt'ſche Aufſatz [über den Montſerrat], den ich Ihnen hier zurückſchicke, wird recht gut zu brauchen ſein. Der Inhalt muß intereſſiren, denn er betrifft einen abgeſchloſſenen menſchlichen Zuſtand, der, wie der Berg, auf dem er ſeinen Sitz hat, vereinzelt und inſelförmig iſt, und mithin auch den Leſer aus der Welt heraus und in ſich ſelbſt hineinführt.
Schiller, V, 303.

234.

1800. 17. September. Den Brief an H[umboldt] werde ich morgen früh auf die Poſt geben. Schiller, V, 315.

235.

1800. 26. September. Ich hoffe, wenn Humboldt hierher kommt, dadurch eher etwas [über griechiſche Metrik] zu profitiren.
Schiller, V, 322.

236.

1800. 1. October. Für Mittheilung der Humboldt'ſchen Arbeit [über den Trimeter und Ueberſetzung des Agamemnon] danke ich Ihnen ſehr; ich hoffe allerlei daraus zu lernen. Schiller, V, 332.

237.

1800. 24. December. Burgsdorf ist hier durchgekommen und Sie haben ihn ohne Zweifel jetzt auch gesprochen und sich von unsern Freunden [Humboldt's] in Paris erzählen lassen, die erst im Mai zu kommen gedenken. Schiller, V, 349.

238.

1803. Mitte August. Aus beiliegendem Briefe ersehen Sie leider, daß unser Freund Humboldt [durch den Tod des Sohnes] einen harten Verlust erlitten hat. Schreiben Sie ihm, wenn Sie können, ein Wort des Antheils. Er dauert mich sehr, weil gerade dieses Kind das hoffnungsvollste war von allen. Schiller, VI, 207.

239.

1803. Ende September. Fernow sagte mir, daß ihm Cotta bei seiner Durchreise gesagt, er wolle die natürliche Tochter [Goethe's], wie es fertig sei, an Humboldt schicken. Das Packet kommt zu einer Zeit an, wo der Verlust nicht mehr ganz neu ist und in diesem Fall kann das Werk des Dichters [hinsichtlich des Todes des Sohnes Humboldt's] eher eine gute als eine schlimme Wirkung thun. Schiller, VI, 216.

240.

1804. 30. Mai. Herr Dr. Kohlrausch, ein Hannoveraner, der aus Rom kommt und Frau von Humboldt begleitet, wünscht sich Ihnen vorzustellen. Er wird Sie gewiß interessiren und Ihnen von Humboldt und italienischen Sachen erzählen.
Schiller, VI, 274.

241.

1806. 25. Juni. Der Professor Jagemann geht mit mir nach Dresden und von dort nach Italien. Ich wünsche, Du gäbest ihm etliche Zeilen an die Angelika, an Humboldt und andere Freunde, Künstler und dergleichen mehr mit; um diese Gefälligkeit bitte ich schönstens. Karl August, I, 310.

242.

1807. 5. October. Sollte Herr Riemer auch einige übersetzte Oden des Herrn von Humboldt uns verschaffen können, so bitten wir darum. Einige derselben sind in Journalen zerstreut, aber wir haben sie nicht. Knebel, I, 213.

243.

1808. 25. November. Wir hofften Dich ſchon eher hier zu ſehen, doch da wir hörten, daß der römiſche Humboldt in Weimar ſei, thaten wir Verzicht darauf. Nun da wir hören, daß er wieder abgereiſt iſt, biſt Du noch nicht da. Knebel, I, 337.

244.

1808. 26. December. Man erwartet jetzt hier den römiſchen Humboldt, welcher Staatsrath des Cultus, der Akademien und Theater worden iſt. Wenn er ſo geblieben iſt, als er war, ehe er nach Italien ging, ſo freue ich mich ſehr auf ihn. Auf dieſer Stelle kann er etwas Gutes bewirken, die Sachen möchten ſich wenden, wohin ſie wollen; denn in dieſem Punkte haben wir lange ein ſündliches Leben geführt .... Es iſt wahrſcheinlich, daß Humboldt eher zu Ihnen als zu uns kommt. Vielleicht finden Sie Gelegenheit, mit ihm davon [einer Kapellmeiſterſtelle für Zelter] zu reden. Außer ihm habe ich wenig Hoffnung, daß etwas Ordentliches geſchehe, denn die Verwirrung iſt faſt zu groß.

Zelter, I, 354. 356.

245.

1809. 11. October. Sie haben zu meinem Beſten ein gutes Wort in ein gutes Ohr gelegt, das hat mir Herr von Humboldt in Königsberg geſagt. Ich bin Profeſſor der Muſik geworden.

Zelter, I, 370.

246.

1810. 12. Januar. Herrn von Humboldt's Beſuch hatte mich ſehr erfreut, und Du beurtheilſt, auch nach meiner Geſinnung, ſeine Geſchäftsleitung ſehr richtig. Er iſt in vielen Punkten bis zum gemeinen Sinn aufgeklärt, und weiß, was ungefähr in der Welt gehen und gelten kann. Dabei hat er die unermüdliche Thätigkeit, die ich die Humboldt'ſche nennen möchte. Er hat hier in 24 Stunden die ganze Welt geſehen und beſucht. Deine Farbenlehre mußte ihn wol ſehr erfreuen, da er ſich doch auch auf Stil und Behandlung verſteht und den hohen Werth der Klarheit und Einfalt zu ſchätzen weiß. Knebel, I, 367.

247.

1810. 24. Januar. Herr von Humboldt ſchickt mir Ihren Brief vom 4. d. mit der Poſt zu, als ein Zeichen, daß er länger abweſend ſein werde, als er gewollt. Zelter, I, 380.

248.

1810. 26. Januar. Heute habe ich Herrn von Humboldt auf einen Augenblick wieder geſprochen, der dieſen Morgen hier angekommen iſt. Er iſt ſehnlich erwartet worden, da er uns gerade in einer nothwendigen Zeit fehlte; auch ich bin froh, daß er hier iſt.
Zelter, I, 382.

249.

1810. 19. März. Herr von Humboldt hat mir Ihre Stanzen vom 30. Januar [die romantiſche Poeſie] geſandt, woran ich mich höchlich erfreue. Zelter, I, 395.

250.

1810. 30. Juni. Humboldt geht als Geſandter nach Wien. Wer ſeine Stelle bei der Univerſität bekommen wird, iſt mir unbekannt.
Zelter, I, 405.

251.

1816. 31. März. Zugegen [bei der Leſeprobe von Goethe's Fauſt] waren die Fürſtin [Radziwill] mit ihren Kindern, der Kronprinz mit ſeinen Geſchwiſtern, Prinz Georg von Mecklenburg, Frau von der Recke mit ihrem Tiedge, Frau von Humboldt und mehrere Künſtler, welche theilnehmen ſollen an der Darſtellung. Zelter, II, 226.

252.

1816. 9. Mai. Frau von Humboldt geht in dieſen Tagen mit ihrem Manne nach Frankfurt a. M. Mit Wolf habe ich mich verabredet, ihr noch heute Abend einen Beſuch zu machen. Sie hofft über Weimar zu gehen und freut ſich, Dich zu ſehen.
Zelter, II, 262.

253.

1818. 29. Januar. Man hat in der That angefragt: unter welchen Bedingungen ſich A. Schlegel bei uns gefallen wolle? Die Sache ſoll vom Miniſter Humboldt hereinkommen. Zelter, II, 438.

254.

1823. 27. December. Dienstag (den 16. December) früh ging's nach Schulpforte, wo ich nach einigen Ohreneinreibungen ein gaſtliches Mittagsmahl beim Conſiſtorialrath Ilgen neben ſeiner jungen Frau einnahm, wobei denn auch Deiner im Guten gedacht worden, denn auch Miniſter Humboldt war eben dort geweſen.
Zelter, III, 375.

255.

1824. 21. März. Unser gemeinsamer Freund Humboldt sagte uns, daß Sie jetzt wünschen, die Briefe [Goethe's und Schiller's] zusammenzustellen, sie der Welt mitzutheilen, und die Gesinnung der Familie über die Art, wodurch jedem das Seine dabei zutheil werden kann, wissen wollen .... Für jetzt wünscht sie [Frau von Schiller], die an Humboldt gerichteten Briefe [Schiller's] zu besitzen, die dieser Ihnen für sie zustellte.

Karoline von Wolzogen, I, 425. 426.

256.

1826. 28. Juli. Minister von Humboldt grüßt Dich herzlichst. Er fragte gestern nach Deinem Wohlsein, und wir haben viel von Dir gesprochen. Er fing selbst an von der Schiller'schen Briefsammlung zu reden, die Du angekündigt hättest, und das Kapitel gab Stoff zu angenehmer Unterhaltung, indem auch er sich jener Zeit glückselig wußte. Er ist allein in Tegel, indem die Ministerin nach Gastein unterwegs ist und eine Tochter (von Hedemann] bei sich hat. Auch er ist der Meinung, daß die Schiller'sche Briefsammlung ein willkommenes Geschenk für die Welt sei, woraus die Entstehung seiner bessern Werke anschaulich werde, und wie er sich an Dich heraufgebaut hat. Zelter, IV, 187.

257.

1826. 18. December. Minister von Humboldt wird bald hier sein; er war etliche Tage in Jena und wird heute nach Rudolstadt gereist sein. Er wird im Laufe dieser Woche hier eintreffen.

Karl August, II, 293.

258.

1827. 2. Januar. General Müffling und Minister von Humboldt haben mir gesagt, daß sie Dir vorgeschlagen haben, den Dr. Schrön nach Königsberg zum Professor Posselt (so heißt er glaube ich) zu senden. Karl August, II, 293.

259.

1827. 23. März. Endlich fällt mir ein, daß im Jahre 1818 in Heidelberg mir Voß die Humboldt'sche Verdeutschung des Agamemnon zu lesen gegeben, an der ich freilich erlahmt bin. Nun habe ich diese auch wieder herbeigeschafft, um wenigstens die Einleitung mit dem obigen zusammenzuhalten. Humboldt setzt den poetischen Werth der Tragödie weitläufig auseinander, und geht dann ins

Geschäft des Uebersetzers über, indem er auf getreue Nachbildung der alten Versmaße den gehörigen Werth legt.

Zelter, IV, 285.

260.

1827. 10. August. A[lexander] H[umboldt] auch ein frevelnder Zuhörer (der andere ist nicht anhier), läßt Dich grüßen. Dies Brüderpaar, o gemini, sind echte Kunstzwillinge, beide so ohne musikalische Beilage, daß mir ordentlich bange werden kann um sie. Zeller, IV, 346.

261.

1828. 24. Februar. Einige andere, namentlich der Minister Humboldt und sein Bruder Alexander, sind der Meinung, man müsse [für das Schillerdenkmal in Stuttgart] aus mehrern Schiller'schen Werken eine Art von dramatischer Akademie zusammentragen und ich theile ganz diese Ansicht.

Graf Brühl (Teichmann, S. 268).

262.

1829. 21. März. Ich hatte ihm [seinem Sohne Karl] die schönsten Gelegenheiten [durch die Reise in Italien] durch den Minister von Humboldt vorbereitet, er konnte gehen, wohin er wollte.

Zelter, V, 191.

263.

1829. 4. Juni. Daß Herr von Humboldt an die Spitze dieser Commission [des Museums] gesetzt worden, ist unfehlbar vom glücklichsten Einflusse, es läßt sich nun etwas hoffen, was unserer Zeit Ehre machen wird. St. Schultz, S. 372.

264.

1830. 15. September. Ew. Excellenz übersende ich hierbei ehrerbietigst die mir soeben von Berlin zugegangenen Nummern unserer Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, worin sich der vom Herrn Staatsminister von Humboldt versprochene, und bei meiner letzten Anwesenheit in Weimar schon zur Sprache gekommene Artikel über den „zweiten Aufenthalt in Rom" findet. Ich freue mich dieser Zierde unserer Jahrbücher um so mehr, da ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß Ew. Excellenz diesem, von einem geistesverwandten Freund aufgestellten Spiegelbild, Ihre Zustimmung und Ihren Beifall nicht versagen werden.

von Henning, N. C., I, 183.

265.

1830. 26. September. Vor einigen Tagen kommt der Minister von Humboldt auf mich zu: „Haben Sie denn wol meine Anzeige des 29. Bandes von Goethe's neuer Ausgabe (über Rom) gelesen? womit ich mir auch Ihren Dank verdienen wollen?" Glücklicherweise konnte ich eben Rede stehen, um das erwartete Lob auszusprechen. Diese Kritik hat auch insofern besondern Werth, da sie von einem gelehrten Diplomaten ausgeht, der Jahre nacheinander italienische Kunst und Natur an Ort und Stelle in friedlicher Muße als Nahrung und Speise einnehmen können. Und kommt anders heraus, als wie der gute Körner an Schiller schreibt: „Er hat gefunden, Hermann und Dorothea gehören in eine Klasse mit dem Besten, was Goethe geschrieben."

Zelter, VI, 25.

Die Correspondenten an Goethe über Alexander von Humboldt.

266.

1795. 19. Februar. Herr von Humboldt aus Baireuth ist noch nicht hier und hat über seine Ankunft auch noch nichts Bestimmtes geschrieben. Schiller, I, 112.

267.

1796. 21. Januar. Ich lese soeben eine Recension der Horen in [Reichardt's] Journal Deutschland .... Das fünfte Stück (das schlechteste von allen) ist als das interessanteste vorgestellt. Vossens Gedichte, der Rhodische Genius, von Humboldt sehr herausgestrichen, und was des Zeuges mehr ist. Schiller, II, 4.

268.

1796. 13. November. Alexander von Humboldt soll über die Xenien recht entzückt sein, sagt mir sein Bruder. Das ist doch wieder eine neue Natur, die sich diesen Stoff assimiliren kann.

Schiller, II, 253.

269.

1797. 4. März. Auch Humboldt möchte ich sehen. Sollte es einen Tag

der künftigen Woche Dir nicht beſchwerlich ſein, ſo komme ich [nach Jena] hinüber. Knebel, I, 145.

270.

1797. 4. März. Humboldt ſollte doch das Ding [angebliche Queckſilber-aber] unterſuchen; es iſt nicht ſo weit von Jena nach Eiſenach. Ueberhaupt wünſchte ich wol ſeine Bekanntſchaft zu machen. Vielleicht komme ich künftige Woche nach Jena; ich möchte ſo gern den Göttling über ſein Steinkohlenproject ſprechen, und hören, was Humboldt dazu ſagt. Karl Auguſt, I, 206.

271.

1797. 7. März. Mache, daß ich die Humboldt's dieſen Abend [in Jena] zu ſehen bekomme. Karl Auguſt, I, 207.

272.

1797. 9. März. Ich bitte, dieſes [über galvaniſche Verſuche] Humboldten, nebſt meinen Complimenten, vorzulegen.
Karl Auguſt, I, 208.

273.

1797. ?März. Du wirſt Dich erinnern, daß ich Herrn Humboldt erſucht hatte, eine Art Promemoria für mich aufzuſetzen, nach deſſen Anleitung ich dem Ober-Berghauptmann, Grafen von Rheden zu Breslau, in Betreff des jungen von Herder ſchreiben könnnte .... ſo wirſt Du mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Du heute an Humboldten ſchreibſt und ihn bitteſt, ſich ſo einzurichten, damit ich das Promemoria übermorgen empfinge. .... Am liebſten wäre es mir, Humboldt käme übermorgen früh, Sonntag, ſelbſt herüber und brächte es mit. Ich habe ihn über mancherlei Sachen noch zu ſprechen.
Karl Auguſt, I, 208. 299.

274.

1797. ?März ?April. Ich hatte Humboldten gebeten, dieſen Vormittag meiner zu erwarten, weil ich ihn in die Hölle führen wollte, das Wetter iſt aber ſo elend, mir thun die Gliedmaßen ſo weh, und ich muß heute die Geheimräthe überhören, daß ich mir dieſe Partie erſt auf morgen erbitten möchte. Ich wünſchte Humboldt, der mit Dir bei uns ißt, ließe nach Tiſche ſeine Lampe heraufbringen; ſie würde meiner Frau Vergnügen machen und das höchſt anſehnliche Publikum inſtruendo beluſtigen.
Karl Auguſt, I, 213.

275.

1797. 16. Mai. Es wird doch zu arg mit dieſem Herrn Friedrich Schlegel. So hat er kürzlich dem Alexander Humboldt erzählt, daß er die Agnes [von der Lilien, von Karoline von Wolzogen] im Journal Deutſchland recenſirt habe, und zwar ſehr hart.
Schiller, III, 108.

276.

1797. 13. Juni. Mich wird es ſehr freuen, Humboldten hier [in Teplitz] zu ſehen, und ich warte wirklich ſchon auf ihn. An witziger Unterhaltung fehlt es mir hier nicht, aber an unterrichtender, welche Humboldt gewiß in Gang bringen würde.
Karl Auguſt, I, 216.

277.

1798. 31. März. Wenn es [ein Barometer] ein portatives nach Humboldt's Art wäre, würde es mir hier wohl gelegener ſein.
Knebel, I, 172.

278.

1806. 17. December. Viele ſind von Berlin weggegangen. Müller und Humboldt ſind hier. Zelter, I, 244.

279.

1807. 12. Januar. An Arbeit, trüben Stunden und langweiligen Tagen fehlt es hier nicht [in Berlin], indeſſen finden ſich doch wieder intereſſante Augenblicke, und die Gegenwart Humboldt's, Johannes Müller's und einiger andern helfen das Leben ertragen.
Karl Auguſt, I, 313.

280.

1807. 5. Auguſt. Hier ein Brief von Humboldt nebſt Beilage .... Um Deine Augen und Deine Errathungskraft auf die Probe zu ſetzen, ſchicke ich Dir Humboldt's Brief im Original.
Karl Auguſt, I, 315.

281.

1808. 3. September. Kurz zuvor [erhalten] Humboldt's Anſichten [der Natur]. Reinhard, S. 40.

282.

1810. 3. Juli. Um an die franzöſiſche gelehrte Welt [mit der Farbenlehre] auf dem kürzeſten und ſicherſten Wege zu gelangen, dazu wäre wol Alexander von Humboldt am tauglichſten.
Reinhard, S. 84.

283.

1816. 25. Juni. Herr von Humboldt, der, wie es heißt, jetzt nach Kalkutta geht, kann uns vielleicht hierüber [über indiſche Anſchauungsweiſe] Beleuchtung verſchaffen — wenn ihn die Menſchenwelt ſo ſehr intereſſirt, wie die übrige. Knebel, II, 197.

284.

1820. 31. October. Vor allem muß ich Humboldt's unermüdliche, liebenswürdige Hülfe und Unterſtützung [in Paris] rühmen. Er läßt Sie auf das ſchönſte grüßen. Ich ſoll Ihnen dabei melden, daß er Ihnen die letzterſchienene Abtheilung ſeines Werks nicht geſandt, weil er ſie Ihnen gern mit der ſehr bald nachfolgenden zuſammen ſchicken will. Ihm verdanke ich die Bekanntſchaft mit Quatremère, der mich der Akademie des beaux arts vorſtellte, wo dann das Domwerk mit dem ausgezeichnetſten Beifall aufgenommen wurde. Boiſſerée, II, 296.

285.

1823. 11. Januar. Humboldt hat ihm [Langermann] geſagt, das Bild [Goethe's?] ſei eine Fratze .... Alexander von Humboldt iſt mit dem Könige aus Italien zurückgekommen und hat genug zu erzählen, daß ich ihn nur einmal erſt geſprochen habe. Wir hoffen ihn wenigſtens den Winter hier zu behalten, wenn er den Kammerherrendienſt ſo lange aushält. Zelter, III, 286. 287.

286.

1823. 14. Januar. Wir hoffen ihn [Alexander von Humboldt] wenigſtens den Winter hier zu behalten, wenn er den Kammerherrendienſt ſo lange aushält. Zelter, III, 287.

287.

1823. 8. Februar. Wenn Sie an Alexander Humboldt ſchreiben, ſagen Sie ihm doch Ihre Meinung über das Werk [Kölner Dom] und namentlich über den Text, von dem er noch gar nichts weiß. Da Humboldt jetzt in Berlin iſt, kann er mir bei der bevorſtehenden Erſcheinung des Werks vielleicht nützlich ſein, um eine königliche Unterſtützung dafür zu erhalten. Boiſſerée, II, 350.

288.

1823. 24. Februar. Dem A[lexander] H[umboldt] geben ſie heut ein großes Eſſen — er möge doch ihrer bei der Majeſtät in Gnaden gedenken — und gönnen ihm nicht das Weiße im Auge. Ich

will nicht hoffen, er ißt mit, der ehrliche Mann, und denkt ſich ſein Theil. Zelter, III, 291.

289.

1823. 1. Mai. Humboldt's geognoſtiſche Verſuche über die Lagerungen der Gebirgsarten in den beiden Erdhälften treten vermittelnd ein, indem ſie die Epochen in große Rahmen einſchließen und blos die Lagerungsverhältniſſe und Bezüge unter ſich zur Deutung der Hieroglyphen der Zeit gelten laſſen. Sternberg, S. 97.

290.

1823. 11. Juni. Vielleicht kann ich Ihnen auch einiges in Paris beſorgen, ich komme ohnehin mit Humboldt, Cuvier und andern Männern der Naturwiſſenſchaft zuſammen.

Boiſſerée, II, 357.

291.

1823. 16. September. Alexander von Humboldt empfiehlt ſich Ihrem Andenken. Boiſſerée, II, 360.

292.

1823. 3. December. Herr von Humboldt und R. Rochette empfehlen ſich Ihnen aufs beſte. Boiſſerée, II, 362.

293.

1824. 12. December. Humboldt und Nees von Eſenbeck ſind faſt meine einzigen unmittelbaren Vorgänger. Hat Nees von Eſenbeck dieſe Bedingung [für die Pflanzenphyſiognomik aus eigener Anſchauung zu ſchöpfen] nicht für nöthig erachtet, ſo ſcheint Humboldt dagegen die Pflanzenformen zu iſolirt, wie ſie wol der Botaniker in ſich trägt, nicht ſo vereinigt, wie ſie uns in der Natur ſelbſt entgegentreten, aufgefaßt zu haben. So geziemte es wol dem Pflanzengeographen; doch eben darin glaube ich einen Irrthum zu erkennen, daß Humboldt beſonders in ſeinem Essay sur la Géographie des plantes die Phyſiognomik der Geographie der Pflanzen unterordnet; und ſo erkläre ich mir, warum man einen der lieblichſten Zweige der Botanik hinterdrein nicht ſorgfältiger gepflegt hat. Meyer, Ernſt, N. C., I, 380.

294.

1825. 10. März. Das [daß man als Botaniker die Pflanzen kenne] ſcheint auch Nees von Eſenbeck zu bezeugen, wenn er mir ſchreibt: „Heimiſch muß übrigens ein ſolches Schildern ſein, ſonſt kommt niemand dahinter, der nicht über der See war. In dem Hei-

miſchen ſcheint es zu liegen." Daß aber darin wenigſtens nicht alles liege, beweiſen mir unter andern Forſter's Bemerkungen, manche Schilderungen in Pallas Reiſen, die freilich, was den Stil betrifft, nicht von den ſibiriſchen Salzſteppen an Trockenheit übertroffen werden, und vor allen Humboldt's lebendige Naturgemälde, die mir, nachdem ich ſie wiederholt betrachtet habe, jetzt zuweilen wie Erinnerungen eigener Anſchauung vor die Seele treten. Meyer, Ernſt, N. C., I, 382.

295.

1826. 3. Januar. Die beſte Bürgſchaft, die man dem Publikum bei Eröffnung der Subſcription auf Ihre Werke geben könnte, wäre, ſcheint mir, daß man den Proſpecten zugleich ein Muſterblatt der Edition anfügte, wie dies gegenwärtig in Frankreich geſchieht, und kürzlich noch bei der Ankündigung von Humboldt's: Essay politiqué sur la nouvelle Espagne, ſtattgefunden.
Boiſſerée, II, 403.

296.

1826. 2. Juli. von Humboldt beobachtete zwiſchen den Wendekreiſen, wo die Wolken eine größere Höhe als bei uns erlangen, dieſelben noch in dieſer Höhe [von $1^1/_{13}$ geographiſche Meile].
Schrön, N. C., II, 234.

297.

1826. 23. September. Die Abſicht [eines Aufrufs Brewſter's zu gleichzeitigen meteorologiſchen Beobachtungen] ſcheint wol keine andere zu ſein, als die von Humboldt und andern in Mexico beobachtete tägliche Ebbe und Flut der Atmoſphäre genauer zu beſtimmen, und das Maximum und Minimum derſelben, ſowie die Zeit, in welcher unter verſchiedenen Breiten die Culmination ſtattfindet, genauer zu beſtimmen. Sternberg, S. 170.

298.

1827. 18. Juni. An der Tafel [der Jahresſtiftung des berliner Gartenvereins] nahmen die Herren Alexander von Humboldt und von Schlegel die Ehrenplätze neben dem Director (Geheimer Rath Bothe) ein. Zelter, IV, 324.

299.

1827. (?Auguſt). Alexander von Humboldt hat ſich an allzu große Anſichten und Zuſammenſtellungen gewöhnt, für welche zur Zeit

noch die nöthigen Belege fehlen möchten. Seine Geographie der Pflanzen, die ihn nun ganz besonders beschäftigt, beruht hauptsächlich auf Thermometer-Beobachtungen auf dem mittlern Grad der Jahreswärme jedes Ortes; dieser Maßstab mag in Gegenden, wo das Thermometer nie unter dem Gefrierpunkt steht, seine Richtigkeit haben, allein in unsern Gegenden, wo er durch Subtraction der Kältegrade ausgemittelt wird, die für die Vegetation als blos hindernd betrachtet werden müssen, kann er wol nur als eine negative Wahrheit betrachtet werden.

Sternberg, S. 175.

300.

1827. 22. September. Humboldt ist [für die Naturforscherversammlung in München] als Director und Lichtenstein als Secretär gewählt.

Zelter, IV, 381.

301.

1828. 28. Januar. Nun will ich denn auch des großen Vergnügens gedenken, das mir von Humboldt's prächtig reiches Naturwundercollegium gewährt, vor einem respectabelsten Auditorio, das an die Tausend geht. Ein Mann steht vor mir, meiner Art, der hat, was er gibt, ohne zu kargen: Wem? Keine Kapitel macht, keine Vorrederei, kein Dunst, keine Kunst. Selbst, wo er irren sollte, mußte man's gern glauben .... Einer setzte mich darüber zur Rede: ich fände ja doch Zeit, Humboldt's Collegium zu besuchen, das doch nicht meine Sachen enthielte. Eben deswegen! (sagte ich). Was Herr von Humboldt sagt, wußte ich noch nicht, was Herr Dr. Br. sagt, weiß ich besser. Zelter, V, 6. 7.

302.

1828. 7. Februar. Eine Dame, welche Humboldt's Vorlesungen besucht, bestellt sich ein Kleid und verlangt die Oberärmel zwei Siriusweiten geräumig zu machen. Zelter, V, 11.

303.

1828. 21. Februar. Alexander von Humboldt liest heute und da ist das Haus in Aufregung. Zelter, V, 16.

304.

1828. 24. Februar. Einige andere, namentlich der Minister Humboldt und sein Bruder Alexander, sind der Meinung, man müsse [für das Schillerdenkmal in Stuttgart] aus mehrern Schiller'schen

Werken eine Art von dramatiſcher Akademie zuſammentragen, und ich theile ganz dieſe Meinung.

Graf Brühl, bei Teichmann, S. 268.

305.

1828. 5. März. Sie [die Erbgroßherzogin von Weimar] hatte mich in von Humboldt's Vorleſung ſogleich erkannt und durch Excellenz von Henckel auf heute, dieſen Tag um 10 Uhr, zu ſich berufen.

Zelter, V, 24.

306.

1828. 9. April. Ebenſo erbot ich mich im Jahre 1819 bei der hieſigen [moskauer] Univerſität öffentliche anatomiſche Vorleſungen zu halten (unentgeltlich, wie Humboldt zu Berlin), wozu der hochſelige Monarch ein ſehr ſchönes Gebäude nach meinem Plan aufführen ließ. Lober, N. C., I, 309.

307.

1828. 5. Juni. Dein Herr Großherzog ſoll ſich in Potsdam, wo ihm, wie ich höre, Herr Alexander von Humboldt zugegeben iſt, ergötzen. Zelter, V, 56.

308.

1828. 30. Auguſt. Alexander von Humboldt und Lichtenſtein ſind unabläſſig mit Aufnahme ſo werther Gäſte [zur Naturforſcherverſammlung in Berlin] vorbeſchäftigt, ja es werden Zeiten geſchehen, da man zeigen will, daß gute Wirthe guter Gäſte werth ſind.

Zelter, V, 104.

309.

1828. 6. September. Seit dem Jahr 1819 habe ich freiwillig und unentgeltlich [wie unſer Herr von Humboldt zu Berlin] auf der hieſigen [moskauer] Univerſität in jedem Winter die Anatomie vorgetragen, ohne zu dieſem Corps mich rechnen zu laſſen .... Durch Briefe aus Berlin habe ich vorläufig erfahren, daß Herr von Humboldt im künftigen Jahre eine Reiſe ins Uralgebirge machen will. Wenn es in der That dazu kommen ſollte, ſo wird der Erfolg davon für das ruſſiſche Reich und für die Naturwiſſenſchaften von der größten Wichtigkeit ſein .... Da Herr von Humboldt ſeinen Weg über Moskau nehmen muß, ſo will ich ihn bitten, bei mir, als ſeinem älteſten hieſigen Bekannten, ein Logis anzunehmen. Lober, N. C., I, 312. 315.

310.

1828. ? December. Daß Alexander von Humboldt auch unter den Günstigen [Gästen zu Zelter's siebzigsten Geburtstage, 11. December] war, wiewol seine Schwägerin, die Ministerin, sterbenskrank ist, darf ich auch rühmen. Zelter, V, 133.

311.

1829. 30. August. Der Besuch des Herrn von Humboldt hat, so kurz er auch war, doch mir und vielen andern Freude gemacht. Ich hatte glücklicherweise Zeit genug gefunden, ihm ein großes und sehr glänzendes Diner in dem prächtigen Locale der adelichen Versammlung zu Stande zu bringen, zu welchem die vornehmsten Personen der Stadt nebst verschiedenen Gelehrten und Kaufleuten beigetragen hatten, sodaß über 80 Personen dabei waren. Daß er dabei in Prosa und Versen haranguirt ward, und daß Pauken und Trompeten dabei erschallten, das versteht sich von selbst. Das Sprichwort: praesentia minuit famam fand bei ihm nicht statt: durch seine Humanität und durch seine ebenso angenehme als lehrreiche Unterhaltung, auch durch seinen Ton und Anstand hat er sowol hier als zu St.-Petersburg jedermann entzückt, sowie er auch von dem Monarchen selbst auf die ausgezeichnetste Weise aufgenommen worden ist. Wie er mir vor kurzem aus Sibirien geschrieben hat, so dürfen wir hoffen, ihn im September oder October auf eine etwas längere Zeit bei uns zu sehen.
Loder, N. C., I, 322.

312.

1830. 2. Februar. Alexander von Humboldt ist wieder in Berlin und nur für wenige sichtbar. Er ist voll wie ein siedender Topf. Von dritter und vierter Zunge tönen wunderbare Dinge, die ich freilich von ihm selber lieber vernähme. Wer versteht denn, wenn einer mit Begeisterung spricht. Zelter, V, 386.

Wilhelm von Humboldt über Goethe.

313.

1794. 30. Januar. Goethe allein, der bei mir war als sie ankamen, hat, als ich sie [die Druckbogen von Wolf], um den Brief zu lesen, aus der Hand legte, den Titel zufällig gelesen.

An Wolf, W., V, 101.

314.

1794. 22. September. Auch Goethe wünschte er [Fichte] für die Speculation zu gewinnen. Sein Gefühl leite ihn ganz richtig. „Neulich", fuhr er fort, „hat er mir mein System so bündig und klar dargelegt, daß ich's selbst nicht klarer hätte darstellen können." Sie kennen diese Manier. An Schiller, S. 108. 109.

315.

1795. 3. Juni. Gegen Mittag kam Goethe zu mir, und bedauerte sehr, Sie nicht mehr zu finden. Er ist Ihnen äußerst gut geworden und trägt mir viele herzliche Empfehlungen an Sie auf. Die Prolegomena beschäftigen ihn sehr ernstlich, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie zufrieden er damit ist. Zwar ist er noch weit entfernt, sich überhaupt für eine Meinung entschieden zu haben. Sie kennen seine weise Bedachtsamkeit. Allein die Methode und der Gang der Untersuchung machen ihm vorzüglich Freude, und er hat mir namentlich gesagt, daß in dieser Rücksicht schon jede Seite lehrreich sei . . . . Gestern und heute blieb Goethe hier und morgen gehe ich mit ihm auf zwei bis drei Tage nach Weimar . . . . Ich habe Goethe ermuntert, die Ilias in Rücksicht auf Ihre Prolegomena durchzulesen, und ich hoffe, er wird es thun. An Wolf, W., V, 121.

316.

1795. 17. Juli. Für die ausführliche Nachricht von Goethe's Faust meinen herzlichen Dank. Der Plan ist ungeheuer, schade nur, daß er eben darum wol nur Plan bleiben wird. An dem Hymnus haben Sie gewiß eine gute Acquisition gemacht, und es ist recht gut, daß es nicht der ganze ist. Denn dieser Hymnus besteht offenbar, obgleich Goethe es nicht finden will, aus zwei ganz verschiedenen Stücken, einem an den Delischen und einem an den Pythischen Apoll. Wahrscheinlich hat doch Goethe das ganze erste

Stück überſetzt, und nur dieſes iſt ſehr ſchön, das andere iſt wirklich mittelmäßig. An Schiller, S. 111.

317.

1795. 28. Juli. In den letzten Stücken [des Archiv der Zeit] iſt unter dem Titel: „Flüchtiger Anblick der deutſchen Literatur", etwas über Wieland und Goethe, wovon mir beim Blättern das letzte recht gut ſchien .... Ueber die [römiſchen] Elegien habe ich noch gar nichts Rechtes gehört, das einzige ausgenommen, daß, wie Sie auch ſchon vermutheten, niemand Anſtoß daran nimmt.
An Schiller, S. 116. 117.

318.

1795. 15. Auguſt. Von den [römiſchen] Elegien höre ich doch durchaus mit großer Achtung ſprechen. An Schiller, S. 129.

319.

1795. 18. Auguſt. Was auch Goethe vom Reim ſagen mag, ich wollte, Sie blieben ihm immer getreu. ..... Endlich der Th. in dem Frageſpiel. Mir iſt es zwar, als hätten Sie uns das einmal mit den Goethe'ſchen Sachen vorgeleſen, ob es gleich nicht ebenſo vorzüglich, daß es nicht beſſer einem andern gehörte .... Ueber die Goethe'ſchen Beiträge [im Muſenalmanach] ſprachen wir ſchon miteinander. Der Beſuch und die Meeresſtille ſind doch wol die vorzüglichſten. Das Spinnerlied, ſeh' ich, iſt weggeblieben.
An Schiller, S. 144.

320.

1795. 25. Auguſt. Goethe's Reiſe und wahrſcheinlich längerer Aufenthalt thut mir für Sie, der Sie einen ſo ſichern Nachbar an ihm hatten, doppelt leid, ob ich ihn gleich gern in Italien, wohin ich noch ganz gewiß 1797 zu gehen gedenke, und mit großem Verlangen ſteuere, fände. Von ſeinem Werke [Fauſt], wenn es auch freilich bei einem ſolchen Umfange in einigen Stücken nur mangelhaft ſein müßte, verſpreche ich mir ſehr viel.
An Schiller, S. 167.

321.

1795. 31. Auguſt. Es hat unleugbar [die Ideale], wie auch der Eindruck auf Goethe beweiſt, etwas ſehr Rührendes. ..... Goethe's noch in dieſem Jahre zu erwartende Beiträge [für die Horen] ſind, den Titeln nach zu urtheilen, auch wenn der Fauſt

nicht kommt, doch immer ſehr brauchbar. . . . . Den [Wilhelm] Meiſter (das Ende des fünften Buchs und das ſechste, bis auf ein noch fehlendes Stück) hat mir Unger mitgetheilt, aber nur auf ſo kurze Zeit, wegen der Eile mit dem Druck, daß ich es blos einmal nur flüchtig habe leſen können. Das fünfte Buch iſt ſehr intereſſant und ganz im Geiſte ſeiner Vorgänger. Indeſſen iſt der Knoten mit der Perſon, in deren Armen Meiſter ſich fühlte, doch noch mehr blos zerhauen, als es, dünkt mich, fürs erſte noch erlaubt war. Meiſter's Einſchlafen iſt nicht natürlich. Das ſechste Buch hat mich ſehr intereſſirt. Der Gang der religiöſen Meinungen in dieſer Perſon iſt mit großer Treue und Natur geſchildert, und Goethe hat eine große Bekanntſchaft auch mit dieſer Seite der menſchlichen Seele darin bewieſen. Vorzüglich iſt die Wahrheit, daß die Empfindungsweiſe überhaupt die Religioſität und ihre Modificationen, und nicht dieſe jene beſtimmt, auf eine im Gange der Geſchichte doch ſehr einleuchtende und auf eine ſehr individuelle Art gezeigt, daß ſie dadurch gewiſſermaßen neu erſcheint. Einige Stellen ſcheinen mir tiefe pſychologiſche Blicke zu verrathen, und ich hätte ſie gern genauer unterſucht, ſo z. B. den Uebergang zu einer größern religiöſen Aengſtlichkeit durch den ernſten Umgang mit Philo; gleichſam die Offenbarung deſſen, was Glaube ſei, beim Knien am Crucifix u. ſ. w.

An Schiller, S. 181 fg.

322.

1795. 11. September. Dieſe [Epigramme aus Venedig] habe ich empfangen und ſie haben mich aufs neue ſehr gefreut. Sie zeichnen den Goethe'ſchen Charakter ſehr in ſeinen weſentlichſten und gefälligſten Zügen. An Schiller, S. 196.

323.

1795. 14. September. Ich meine, der hier ungewöhnlich gute September ſoll Ihnen heilſam ſein, und wahrſcheinlich beſucht auch Goethe Sie bald auf längere Zeit. An Schiller, S. 197.

324.

1795. 22. September. Ihre Antwort auf meine Urtheile über Ihre neueſten Gedichte und die Vergleichung der Herder'ſchen, Körner'ſchen und Goethe'ſchen, hat uns ſehr viel Freude gemacht. 203 . . . . Daß auf Goethe die Ideale am tiefſten wirkten, begreife ich ſehr. 204 . . . . Ich rechne auf Ihre große Selbſtgenügſam-

keit, auf Goethens Gegenwart, aber wie viel gäbe ich darum, wenn alles anders wäre. An Schiller, S. 211.

325.

1795. 28. September. Goethe's Prolog [zu Goldoni's Krieg] kenne ich schon aus der ehemaligen deutschen Monatsschrift.
An Schiller, S. 213.

326.

1795. 5. October. Nur zu sehr freilich fühle ich es, daß Sie in Jena in einer absoluten Einsamkeit leben, und daß sogar Goethens Hin- und Wiedergehen kein voller Ersatz ist, da auf die tägliche Stimmung doch nur das wirkt, was auch täglich wenigstens wiederkehren kann, und dies besonders bei Ihnen der Fall ist. . . . . Ich würde außer Goethe dort [in Weimar] auf Herder und auf die wenigstens zerstreuende Masse aller Uebrigen rechnen.
An Schiller, S. 221.

327.

1795. 16. October. Man kann Goethe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in seinen letztern Producten mit den Griechen, in seinen frühern mit Shakespeare vergleichen. . . . . Nehme ich nun die dramatische (hier doch eigentlich tragische oder besser heroische) nach dem Begriff, der mir neuerlich durch die Goethe'schen Ideen am geläufigsten geworden ist, als die lebendigste Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung der Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigenthümlichkeit, die sie charakterisirt, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. . . . . Charaktere, die Goethe unglaublich gelingen, Goetzens Frau, Goetz selbst, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen.
An Schiller, S. 242.

328.

1795. 30. October. Goethe's Hymnus [Uebersetzung von Homer's „An Apollo"] ist stellenweis sehr schön übersetzt, und es ist artig, eine von der Voß'schen so ganz abgehende Manier zu sehen. Im ganzen aber hat es mir doch geschienen, als wenn der Gang der Sprache nicht rasch genug wäre, und dadurch manches matt würde. Auch wünschte ich im Versbau mehr Sorgfalt. . . . . Sobald Sie den [Wilhelm] Meister für mich bekommen, schicken Sie ihn mir doch ja. An Schiller, S. 273.

329.

1795. 6. November. So weit bin ich entfernt, die eigentliche Sprachkenntniß auch nur zu einem sehr wichtigen Maßstab der Vertraulichkeit mit dem Geiste der Griechen zu machen, und Goethe und Herder, die beide vielleicht nur mäßig griechisch wissen, sind hier redende Beweise. An Schiller, S. 275.

330.

1795. 20. November. Ihre Elegie abgerechnet, mit der freilich nichts streiten darf, ist das Märchen [Goethe's], meinem Urtheil nach, das Vorzüglichste. Es strahlt ordentlich hervor. Es hat alle Eigenschaften, die ich von dieser Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, ist behend und artig und gewandt, und versetzt die Phantasie in eine so bewegliche, so oft wechselnde Scene, in einen so bunten schimmernden und magischen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutschen Schriftsteller sonst etwas gelesen zu haben, das dem auch nur von fern ähnlich käme. . . . . Von Goethe's Manier in solchen [künstlerischen] Dingen läßt sich gewiß sehr viel hoffen. Ueber Goethe's Idee, wie ein Mensch mit verbundenen Augen einen Begriff von einem schönen Gebäude bekommen soll, wünschte ich wol mehr zu wissen. Es ist mir nicht recht klar. 308.

An Schiller, S. 275.

331.

1795. 4. December. Offenbar hat Goethe wol mit Fleiß eine nur uneigentlich schön genannte und mehr kleinliche, eitle und beschränkte Seele, die nur einige größere Seiten hat, gewählt. Ein mehr gehaltvoller Charakter hätte diese ihm eingepflanzte Religiosität zu eigenmächtig behandelt und ihm zu viel von dem Seinigen beigemischt. Es gehört ein gewisser Grad von Passivität dazu, sobald es darauf ankam, wie es doch Goethe's Zweck gewesen zu sein scheint, mehr eine einzelne Gemüthsstimmung und ihren Einfluß im ganzen als einen einzelnen Charakter zu zeichnen. Allein freilich kommt es auch daher, daß die Heilige dadurch zu einer gewissen Trockenheit herabsinkt. Ob ich gleich immer die Bekenntnisse mit großem Interesse lesen werde, und es mich nicht verdrießen lasse, dem Gange des Charakters auch mit Mühe nachzugehen, so ist mir das Individuum doch immer eine Gestalt, die mir in allen ihren Metamorphosen gleich stark (und was mir ein Beweis der großen Kunst ist, mit der Goethe den Charakter sou-

tenirt hat) immer auf gleiche Weise misfällt. Eine gänzlich isolirte, ewig krankende Einbildungskraft, die mit Kälte und gänzlichem Mangel an wahrem und tiefem Gefühl begleitet ist, nicht Stärke genug besitzt, um auf eine kühne und große Weise zu schwärmen und nicht Leichtigkeit und Anmuth genug, um schöne Bilder hervorzubringen, ist das Unfruchtbarste, was man sich denken kann, und ein Charakter, der allein auf einer solchen Phantasie beruht, muß nothwendig unangenehm und trocken sein. Freilich aber war er ebenso der beste für diesen Stoff, und es scheint mir ein eigenthümliches Verdienst des Meister, daß die Charaktere so ganz nach den Forderungen des Romans gebildet sind. Vorzüglich ist dieses am Meister sichtbar, der mir wie ein Ideal eines Romancharakters vorkommt, immer so geneigt ist, sich zu entwickeln, und so nie Kraft hat, den geschürzten Knoten wieder zu lösen, und sich daher unaufhörlich dem Zufall in die Hände gibt. Die Stelle über den Unterschied des Romans und Dramas wird hier, wie ich höre, auch von mehrern, und auch von solchen, die den Willen haben zu verstehen, doch misverstanden. Und wahr ist es, daß Goethe sich entweder hätte ausführlicher verbreiten oder bestimmter ausdrücken sollen. An Schiller, S. 337. 339.

332.

1795. 11. December. Goethe, der mir auch vorgestern geschrieben hat, treibt und lebt in seinen Briefen, sowie man ihn im Gespräche sieht. Manchmal ist mir das schon äußerst frappant gewesen.
An Schiller, S. 351.

333.

1795. 14. December. In allen Urtheilen, die Sie fällen, stimme ich gänzlich mit Ihnen überein, und einige sind Ihnen in der That außerordentlich gut gelungen, vor allen Klopstock und Goethe.
An Schiller, S. 354.

334.

1796. 2. Februar. Ich habe mich wirklich schon jetzt nach einigen alten Ausgaben des [Reineke] Fuchs umgesehen, nicht um in das eigentliche Literarische einzugehen, allein um mich einigermaßen zu überzeugen, wie viel oder wenig Goethe im Material geändert hat. Das vorzüglichste im Fuchs ist unstreitig die große Individualität, das Leben und der originelle Charakter der Schilderungen, und dieses ist, soviel ich bisjetzt aus flüchtigen Vergleichungen kurzer Stellen sehe, Goethen ganz und gar eigen. . . . . Von

welchen neuen Seiten haben Sie z. B. die lyrische Dichtkunst gezeigt, welch eine Erweiterung in einem andern Gebiete ist Goethe. An Schiller, S. 423.

335.

1797. 3. Februar. Goethe finden Sie vermuthlich hier [in Jena]. An Wolf, W., V, 181.

336.

1797. 31. März. Goethe ist, wie ich aus vielfältigen Aeußerungen gegen mich und andere, und aus dem großen Interesse, das er daran nimmt, da er sich ganz eigentlich und täglich damit beschäftigt, mit der Arbeit im ganzen sogar sehr zufrieden. Er macht nur einzelne Bemerkungen ganz eigener Art, die ich Ihnen zum Theil mittheilen kann. Er ermuntert mich nicht nur, den Agamemnon zu endigen, sondern auch ein Stück des Sophokles, eins des Euripides und eins des Aristophanes, alle charakteristisch gewählt, nachfolgen zu lassen. An Wolf, W., V, 190.

337.

1798. [Im April in Paris: Ueber Goethe's Hermann und Dorothea.] W., IV, 1—268.

338.

1798. 22. October. Vieweg in Berlin wird Ihnen in wenigen Wochen ein Exemplar Aesthetisches von Goethe's Hermann und Dorothea enthaltend [geben]. Sie finden darin zugleich meine Begriffe über das Wesen der Kunst (Elemente der Aesthetik), eine Erörterung des Wesens der Epopöen und manche einzelne Bemerkungen über mannichfaltige ästhetische Gegenstände. . . . . Wie ich in meinem Urtheile über Goethe und sein Gedicht mit dem Ihrigen übereinstimme oder nicht, wünsche ich besonders zu vernehmen. An Wolf, W., V, 210.

339.

1799. 20. December. Ihr Homer wird, höre ich, in Kupfer gestochen, und auf Goethe's Auftrag habe ich mit einigen französischen Malern für Zeichnungen dazu gesprochen, wie Ihnen Goethe sagen wird. An Wolf, W., V, 215.

340.

1803. 23. October. Denn in Shakespeare, selbst in Goethe, z. B. im

Egmont, vor allem aber in Ihren letzten Stücken, im Wallenstein und der Jungfrau, die ich zu diesem Behuf wieder gelesen, ist es mir jetzt ganz deutlich, daß, weil Sie das Bedürfniß fühlten, die Prosa des Lebens in der Poesie der Tragödie auszutilgen, und Sie daher immer jenen ersten Zweck des künstlerischen Symbolisirens auf andere Weise zu erfüllen suchten, Sie sentimentaler, betrachtender, philosophischer geworden sind, als sonst geschehen wäre. An Schiller, S. 467.

341.

1803. 14. December. Goethe's Eugenie bin ich sehr neugierig zu sehen. An Schiller, S. 478.

342.

1805. 20. Juli. Sie schreiben mir viel von Goethe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren.

An Wolf, W., V, 263; dort mit: 1803 falsch datirt und numerirt.

343.

1806. 12. April. Ich freue mich unendlich über Ihre Existenz bei Goethe. Sie hätten nirgends eine schönere und mehr befriedigende finden können, und ihm muß Ihr Umgang und Ihre Theilnahme in seinen Arbeiten um so willkommener und erheiternder sein, als er in der That jetzt sehr isolirt ist. Ich habe die Hoffnung aufgegeben, ihn je hier zu sehen [in Rom] und für viele Dinge, für alle Arbeiten, die durch stilles Fortrücken allmählich zur Reife gedeihen können, ist es unstreitig gut, daß er mitten in seinen Scripturen und Sammlungen bleibt. Nur eine größere Erheiterung des Gemüths, ein gewissermaßen fröhlicheres Aufstreben, hätte ich von dem Wiedersehen Italiens erwartet. . . . . Eigentlich aber sollte ich nicht über das Stück [Schlegel's Elegie] urtheilen, da Ihnen Goethe aus meinem heutigen Briefe etwas mittheilen wird. An Riemer, S. 240.

344.

1806. 13. Juli. Von Goethe sehne ich mich sehr, selbst Nachricht zu bekommen. Gebe der Himmel, daß er sich erhält. Man sagt hier [in Rom], daß sein Faust jetzt gedruckt wird. Er hat indeß

wol nicht mehr daran gemacht, als er uns in Weimar vorlas. An Karoline von Wolzogen, II, 13.

345.

1810. 11. Januar. Mit Goethe habe ich [in Weimar] drei ſchöne Tage im vollen Andenken an Sie, im Angeſicht Ihres Bildes und des Ihrer Tochter verlebt. An Wolf, V, 282.

346.

1810. 4. Auguſt. Was Sie mir vom Plan über Schiller [zu einem literariſchen Denkmal] ſchreiben, iſt mir unendlich erfreulich geweſen. Letzten Winter verzweifelte Goethe faſt, etwas derart machen zu können. An Frau von Schiller, II, 207.

347.

1812. 3. Juli. In Karlsbad habe ich Goethe geſehen und 1½ Tage blos mit ihm verlebt. Wir haben viel auch von Ihnen geſprochen. Ihre letzte Probe vom Ariſtophanes, für die ich Ihnen auch noch ſehr dankbar bin, macht ihm erſtaunliche Freude. Er kann nun erſt den Ariſtophanes leſen und genießen.
An Wolf, V, 294.

348.

1822. ?Juli. Es war in jener Zeit [1788] und ſelbſt in der Gegend [Pyrmont], eine Scheide im Urtheil über viele Dinge, auch über Dichtungen und Charakterformen, die in jeder Zeit ſehr in Verbindung miteinander ſtehen. Die einen lebten mehr in Klopſtock, den Stolbergen und den Dichtern und Theaterſtücken, die ruhiger und weniger excentriſch hinliefen; die andern mehr in Goethe, Schiller, von dem man damals eigentlich nur die erſten Stücke hatte (die Räuber, Fiesko) und allem Regelloſen, Excentriſchen. Ich ſtand noch ſehr unentſchieden. Sie ſchienen mehr auf die erſte Weiſe gebildet. An eine Freundin, I, 31.

349.

1825. 8. November. Man will ſie [Kunſtwerke] nur anſehen, um ſich mehr und mehr in ſie zu vertiefen, man macht keine Anſprüche an ſie, es gilt von dieſer Schönheit ganz, was Goethe ſo ſchön von den Sternen ſagt: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut ſich ihres Lichts.“ An eine Freundin, I, 210.

350.

1826. 21. December. Als ich hierher [nach Weimar] fuhr, kam mir

Goethe eine halbe Meile von Weimar entgegen und führte mich in seinem Wagen in die Stadt. Es war gerade eine Jagd und wir konnten den ganzen Tag ungestört zusammenbleiben. Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie befriedigend diesmal der Umgang mit ihm ist. Er ist nicht nur wohl, kräftig, lebendig, sondern auch so freundschaftlich, so mittheilend, so gesprächig über die interessantesten Dinge, daß ich es nie so gefunden zu haben glaube. Sowie ich nicht am Hofe sein muß, geh' ich zu ihm. Den Morgen sind wir ganz zusammen. Ich habe seine Helena gelesen. Es ließe sich vielleicht darüber sprechen, schreiben nicht. Aber das Ganze und Einzelne sind bewunderungswürdig. Etwas eigenthümlich Neues, von dem man noch keine Idee hat, für das man keine Regel, kein Gesetz kennt, das aber sich im höchsten poetischen Leben fortbewegt.

An Karoline von Wolzogen, II, 38.

351.

1829. ? Februar. Auch Ihnen wird der Schiller'sche Briefwechsel mit Goethe einen großen Genuß gewährt haben. Ich gehöre sogar zu denen, die nicht einmal die wirklich bedeutungslosen Billete, deren der erste Theil allerdings mehrere enthält, wegwünschen können. Ein solcher Briefwechsel ist ja nicht als ein Buch und als ein literarisches Product, sondern als eine sich selbst schildernde Lebensperiode anzusehen. Diese Briefe haben mich unendlich schön in jene Epoche zurückversetzt, wo wir auch mit Ihnen so nah und eng verbunden lebten.

An Karoline von Wolzogen, II, 40.

352.

1829. 26. März. Sie würden mich sehr verbinden, theuere Freundin, wenn Sie der Fürstin von Ruddlstadt und Goethe das traurige Ereigniß [Tod seiner Gemahlin] anzeigen wollten.

An Karoline von Wolzogen, II, 42.

353.

1830. . . . . Schiller und Goethe haben sich in ihren Briefen selbst so klar und offen, so innig und großartig über dies einzige Verhältniß [ihrer Freundschaft] ausgesprochen, daß so Gesagtem noch etwas hinzuzufügen niemand versucht werden kann.]

Einleitung zum Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 75.

354.

1830. . . . . Die Schärfe der Einbildungskraft, die alles auf einen Punkt hinführt, die Fähigkeit auf einen gewaltigen Effect hinzuarbeiten, die höchſte Spannung in der Wirklichkeit hervorzubringen, und die erhabenſte Löſung in der Idee daran zu knüpfen, welches alles durch Schiller's Individualität unmittelbar gegeben war, ſagt vorzugsweiſe dieſer Dichtungsart [Drama] zu, deren Charakter ſich nach Goethe's treffender Bemerkung daraus ableiten läßt, daß ſie ihren Gegenſtand in die Gegenwart verſetzt.

Einleitung zum Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 77.

355.

1830. 9. April. Ich bin ſo frei, Ihnen fünf Abdrücke [des Porträts ſeiner Gemahlin] zu ſchicken. Sie haben wol die Güte, gelegentlich die vier, außer dem für Sie ſelber beſtimmten, an die verwitwete Fürſtin von Rudolſtadt, die gute Emilie Gleichen, Goethe und Riemer in meinem Namen zu befördern.

An Karoline Wolzogen, II, 57.

356.

1830. 8. Mai. Indeß habe ich mich [in der Einleitung zu ſeinem Briefwechſel mit Schiller] ſorgfältig vor dem lobrednerischen Stile gehütet, welchen Goethe ſich jetzt ſo oft muß gefallen laſſen. An Karoline von Wolzogen, II, 61.

357.

1830. 29. Mai. Ich habe kürzlich Goethe's zweimalige Reiſe nach Italien, oder vielmehr, da es keine eigentliche Reiſebeſchreibung iſt, ſeine Briefe von daher geleſen .... Die Goethe'ſchen Briefe aus Italien lehren nicht gerade Italien und Rom kennen. Sie ſind ganz und gar nicht beſchreibend. Man muß mit den Gegenſtänden durch eigene Anſicht oder durch anderer Reiſen bekannt und bereits vertraut ſein, um nur die Bemerkungen darüber ganz zu verſtehen. Aber ſie malen ſehr hübſch und intereſſant Goethe ſelbſt, und zeigen, was Rom und Italien ſind durch den Eindruck, den ſie auf Goethe gemacht haben. Jedenfalls gehören ſie zu den merkwürdigſten Schilderungen, dann erkennt man auch daraus, welche unglaubliche Sehnſucht Goethe Jahre hindurch hatte, Italien und vor allem Rom zu ſehen.

An eine Freundin, II, 66—68.

358.

1830. Ueber Goethe's zweiten römiſchen Aufenthalt. [Zuerſt abgedruckt in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, 1830, Th. II, Nr. 45—47; dann in H. W., II, 215—241.]

359.

1830. 27. October. Es freut mich unendlich, daß Sie meine Arbeit über Goethe [Beſprechung des zweiten römiſchen Aufenthalts] gerade ſo empfinden, wie ſie in mir ſelbſt geweſen iſt.

An Karoline von Wolzogen, II, 61.

360.

1831. 4. Februar. Hat es Sie nicht frappirt, in der Goethe'ſchen [italieniſchen] Reiſe den Statella erwähnt zu finden, von dem mir die Li [ſeine Gemahlin] oft erzählt hat.

An Karoline von Wolzogen, II, 72.

361.

1832. 1. Mai. Indem ich hier der Beweiſe wohlwollenden Antheils erwähne, welche unſer Verein ſeit unſerer letzten Verſammlung erhalten hat, würde ich es mir nicht verzeihen, nicht auch eines zu gedenken, an den ſich bei Ihnen allen, die Sie hier anweſend ſind, eine ſehr ſchmerzliche, aber zugleich unendlich wohlthuende Erinnerung knüpfen wird. Es iſt dies ein an Herrn Geheimen Rath Beuth gerichteter Brief Goethe's vom 4. Januar dieſes Jahres, in welchem er für die radirten Blätter dankt, die ihm im Namen des Vereins zugeſchickt worden waren. Ich glaube am beſten zu thun, Ihnen den Brief ſelbſt vorzuleſen: „Euer Hochwohlgeboren bereiteten mir, indem Sie einen langgehegten ſtillen Wunſch erfüllen, gar anmuthige Weihnachtsfeiertage. Sie wiſſen, daß ich, inſofern es meine Lage erlaubt, mannichfache Monumente älterer und neuerer Zeit um mich zu verſammeln ſuche, wozu Sie ja ſeit ſo manchen Jahren die freundlichſten und wichtigſten Beiträge mir gegönnt haben, und was kann endlich intereſſanter ſein, als zu erfahren, wie ſich in den letzten Augenblicken die Kunſt im Vaterlande bildet, wie ſie erregt, gefördert und belohnt wird. — Ihre wichtige Sendung, für deren Mittheilung ich dem verehrten und in ſo hohem Grade wirkſamen berliner Kunſtverein meinen lebhaften Dank auszudrücken bitte, hat mich ſchon viel denken und überlegen gemacht; denn nichts iſt dazu auffordernder, als wenn wir die mannichfaltigen Reſultate vor uns ſehen, welche aus zweckmäßer Verwendung großer Mittel hervorgehen.

— Mehr darf ich in diesem Augenblick zu sagen mir nicht erlauben, weil ich fürchten muß, Gegenwärtiges zu verspäten, wobei ich mir jedoch vorbehalte, zunächst einige weitere Aeußerungen nachzubringen, besonders über Gegenstände, die den Künstlern vielleicht zu empfehlen wären, und wovon bei den vielfach sich manifestirenden Talenten, vielleicht hier und da etwas Angenehmes zu hoffen stände. Ohne mit vielen Worten zu versichern und zu betheuern, daß ich Ihre unermüdete Thätigkeit zu bewundern und deren grenzenlose Folgen zu segnen weiß, darf ich mich wol unterzeichnen als einen treu theilnehmenden und aufrichtig verpflichteten." — Es ist unendlich beklagenswerth, daß wir auf die Belehrung Verzicht leisten müssen, die uns der Verewigte in diesen Zeilen zusagt. Dies Versprechen selbst aber beweist, wie sehr er bis zu den letzten Tagen seines Lebens damit beschäftigt war, jedem Kunstbestreben die fördernde Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt blos durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir bedauern in ihm nicht blos den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht blos den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte, und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht blos den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns neben und außer diesem Allen, als wäre uns blos dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsern innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mittheilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte. Es gibt in jeder zu einem höhern Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgibt. Es beruht dies nicht auf einzelnen, festen und bestimmten An-

ſichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit, Maß und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinſtimmung abhängt, und es wirkt auf dieſe Weiſe zuletzt durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unſinnliche, auf die ganze Anſchauung der äußern und der innern Welt. Auf dieſen Punkt hin war Goethe's Individualität zu wirken vorzugsweiſe beſtimmt. In dies geheimnißvolle Innere, wo ein geiſtiges Streben eine ganze Nation beſeelt, drang er durch die Macht ſeiner Dichtung, und die Sprache, welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks ſeiner Eigenthümlichkeit verſtattete, die er aber wieder ſo kräftig und ſeelenvoll geſtaltete. So drückte er, in einer Periode der Literatur anfangend, wo derſelbe wenig klar und entſchieden daſtand, dem deutſchen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Geiſte, durch die lange Dauer ſeines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Beſonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anſchauliche und immer von Kunſtform oder einer noch tiefer geſchöpften Geſtaltung beherrſchte Naturauffaſſung, die große Freigebigkeit des Genies, alle dieſe Goethe ſo vorzugsweiſe auszeichnenden Eigenſchaften führten ihm die Gemüther, wie von ſelbſt, bildſam zu. Es hat in niemand je eine gerechtere, mehr durch die innerſte Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allen verworrenen, abſtruſen, myſtiſch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dies zuſammengenommen, machte ſeinen Einfluß ſo allgemein, ſo leicht und ſo tief. Was ſich ſo heiter und lichtvoll darſtellte, was der Quelle, aus der es entſprang, ſo ohne Mühe und Anſtrengung entfloß, wurde ebenſo aufgenommen und feſtgehalten, und wurzelte zu weiterer Entwickelung. Da Goethe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer geſtaltenreichen Mannichfaltigkeit auffaßte, ſo konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen ſchroffen Gegenſatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Geſtalt nur auf, um eine neue aus der Hand der ſchaffenden Phantaſie zu empfangen. Dadurch, um dieſe Betrachtungen auf eine Weiſe zu ſchließen, die uns zu unſerm Gegenſtande zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunſt ſo wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen ſeines Geiſtes verwandt und hatte ſich von allen Seiten mit ihr durch Anſchauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunſtſinn war in ihm tiefer, als in irgend ſonſt jemand begründet. Er leiſtete

unendlich viel unmittelbar für die Kunſt durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dies wurde durch das überwogen, was ſie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das ſtille Wirken ſeines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Weſens ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern ſeiner Zeitgenoſſen zu, weckte den ſchlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Förderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantaſtiſcher Willkürlichkeit, dem freien, aber durch innere Geſetze geleiteten Gange der Natur folgt.

Berichte aus den Verhandlungen des Vereins der Kunſtfreunde im preußiſchen Staate, W., III, 355, 358.

362.

1833. 7. April. Ich trage mich von Jugend an mit Stellen aus dem Homer, aus Goethe und Schiller, die mir in jedem wichtigen Augenblicke wiederkehren und mich auch in dem letzten des Lebens nicht verlaſſen werden. Denn man kann nichts Beſſeres thun, als mit einem großen Gedanken hinübergehen.

An eine Freundin, II, 207.

363.

1833. 13. Juli. Es ſind neulich fünf Theile nachgelaſſener Werke von Goethe erſchienen. Der eine enthält die Fortſetzung ſeines Lebens unter dem alten Titel: Wahrheit und Dichtung. Es ſind darin die Jahre 1774 und 1775 beſchrieben und ein Prediger Ewald in Offenbach wird mehrmals darin erwähnt. Etwas Beſonderes wird nicht von ihm erzählt; er wird nur von Goethe genannt als zu dem Kreiſe gehörig, in dem auch er damals lebte. Dies iſt doch wol derſelbe Ewald, von dem Sie mir oft ſchrieben? Sagen Sie es mir doch ausdrücklich.

An eine Freundin, II, 223.

364.

1833. 2. Auguſt. Sie haben allerdings recht, wenn Sie ſagen: Frau von Staël und Frau von Laroche werden ſchlimm im [Schiller-] Goethe'ſchen Briefwechſel behandelt. Es iſt dies Goethe's Schuld. Im vertraulichen Briefwechſel kann man ſich wie im Geſpräch kleine Spöttereien erlauben, da man keine üble Abſicht damit verbindet, und genau weiß, wie man verſtanden wird. Wenn man aber ſolche Briefe vor das große Publikum bringt, muß

man ſolche Stellen wegſtreichen, und darin iſt Goethe, der den Briefwechſel herausgegeben, zu ſorglos geweſen. Solche kleine Flecken können aber einem Werke keinen Eintrag thun, das ſonſt einen ſolchen Reichthum an genialen und neuen Ideen enthält, und ſo das lebendige Gepräge des Gedankenaustauſches zweier großer Geiſter in ſich trägt; denn es gibt nicht leicht eine Schrift, die einen ſo unendlichen Stoff zum Nachdenken darbietet und ſo, nach allen Richtungen hin, die einzig richtig leitenden Anſichten angibt. Der Staël mußten Goethe und Schiller unrecht thun, da ſie ſie gar nicht genug kannten. Die Staël war bei weitem weniger von ihren ſchriftſtelleriſchen Seiten als im Leben, und von Seiten ihres Charakters und ihrer Gefühle, Geiſt und Empfindung. Beides war in ihr auf eine ganz ihr angehörende Weiſe verſchmolzen. Goethe und Schiller konnten das nicht ſo wahrnehmen. Sie kannten ſie nur aus einzelnen Geſprächen und auch da nur unvollkommen, da ſie ſich doch beide nicht franzöſiſch mit vollkommener Freiheit ausdrückten. Dieſe Geſpräche griffen ſie an, weil ſie dadurch angeregt wurden, ohne ſich doch in dem fremden Organ ganz und rein ausſprechen zu können, und ſo wurden ihnen die läſtig, die ſolche Geſpräche veranlaßte. Von dem wahren innern Weſen der Frau wußten ſie nichts. — Die Laroche habe ich ſelbſt gleichfalls gekannt. Sie war ſehr gutmüthig und mußte in ihrer Jugend ſchön geweſen ſein. Von Geiſt war ſie allerdings nicht ausgezeichnet. Allein ihre Schriften ſind nicht ohne Wirkung auf die weibliche Bildung ihrer Zeit geblieben, wie ja auch Sie mir mehr als einmal von ihr mit großer Liebe geſchrieben und ihr dies Lob beigelegt haben. Inſofern hat die Frau ein Verdienſt gehabt, das ihr auch Goethe und Schiller nie würden haben abſprechen wollen. Sie dachten nur an den literariſchen Werth, der freilich nicht groß war. Man muß aber auch, was ſie in ſcherzhaft heiterer Laune hinſchrieben, nicht als vollwichtigen Ernſt hinnehmen.

An eine Freundin, II, 225—227.

365.

1833. 6. October. Was Sie über Herder und Goethe ſagen und über die verſchiedene Wirkung, welche die Schriften beider auf Sie haben, hat mich zu allerhand Betrachtungen geführt .... Sie ſetzen hinzu, daß ſo bei weniger Muße Sie ſich nicht ohne Abſicht einer Lektüre hingeben können und in dieſer bewegenden Stimmung entſpreche im ganzen Herder mehr Ihrem tiefern

Bedürfen als Goethe, deſſen Schriften Sie aber wol, und bis auf wenige Ausnahmen alle und genau kennen und viel mit ihnen allein gelebt haben. Ich finde das alles ſehr natürlich, das nur ſcheint mir etwas einſeitig, daß Sie ſagen, Goethe habe für Glückliche gedichtet und ſich wol nie in eine leidenvolle, freundloſe Lage verſetzen können, da er ja ſtets ein höher begabtes Schoskind des Glücks geweſen. Ueber die Empfindungen anderer ſollte man nicht ſo ſcharf abſprechen. Herder ſtand im Umfang des Geiſtes und des Dichtungsvermögens gewiß Goethe und Schiller nach, allein es war in ihm eine Verſchmelzung des Geiſtes mit der Phantaſie, durch die er hervorbrachte, was beiden nie gelungen ſein würde. An eine Freundin, II, 230—232.

366.

1833. 16. November. Zuerſt habe ich noch auf eine Stelle Ihres Briefs zurückzukommen, die eigentlich unbeantwortet von mir geblieben iſt, und wofür ich Ihnen ſehr danke. Es iſt nämlich das, was Sie über die verſchiedene Art, Bücher zu leſen, ſagen und über das, was man in ihnen zu ſuchen hat. Sie beziehen ſich dabei auf Goethe .... Dann auch haben Sie mich veranlaßt, die ſchöne Stelle in Goethe's „Wahrheit und Dichtung" wieder zu leſen, auf die Sie ſich beziehen .... Meine Art iſt es einmal und wird es immer bleiben, ein Buch ebenſo wie einen Menſchen als eine Erſcheinung an ſich, nicht als eine Gabe für mich anzuſehen. Ich gehe darum noch nicht, wie Goethe ſagt, in die Kritik deſſelben ein, ebenſo wenig wie ich dies bei einem Menſchen thue. An eine Freundin, II, 238.

367.

1834. 15. Februar. Ich erinnere mich, daß wir vor nicht gar langer Zeit über die nun längſt verſtorbene Frau uns ſchrieben, die Goethe gern heirathen wollte und der er in ſeinen Gedichten den Namen Lili gibt. Wir konnten uns damals nicht auf ihren Namen beſinnen. Sie hieß Schönemann, ihr Mann war Herr von Türkheim. Dieſer liebte ſie ſchon während ihrer Bekanntſchaft mit Goethe und zweifelte lange an der Erfüllung ſeiner Wünſche. An eine Freundin, II, 257.

368.

1834. December. Die Varnhagen vergöttert wahrhaft Goethe und es iſt nichts, was ſie nicht groß und ſchön an ihm fände. Sie lieben und bewundern ihn zwar auch, doch ohne alle Exal-

tation, ja Sie hegen einige Vorurtheile gegen ihn, die meiner Ueberzeugung nach zu weit gehen. Indeß macht das einen Unterſchied, daß ſie Goethe perſönlich kannte, wodurch ſich leicht eine nicht immer unparteiiſche Vorliebe findet.

An eine Freundin, II, 285.

369.

1835. März. Wenn Sie von Goethe's nachgelaſſenen Werken nur vier Bände geleſen haben, ſo fehlen Ihnen noch elf. Es ſind funfzehn neue Bände ſeit ſeinem Tode der damals ſchon vollendeten Aufgabe der vierzig Bände hinzugekommen. Die Fortſetzung ſeiner Lebensgeſchichte rathe ich Ihnen aber ſehr zu leſen, ſie iſt an ſich hübſch und anziehend und umfaßt gerade die Zeit, wo Ewald mit Goethe oft in Offenbach zuſammentraf, ſo daß Sie an dieſer Epoche ein doppeltes Intereſſe finden werden, da Sie Ewald oft von dieſer Zeit ſprechen hörten, und Ihre Erinnerungen jener Geſpräche mit den Goethe'ſchen Erzählungen vergleichen können. Da er ſeine Lebenserzählungen ſelbſt Wahrheit und Dichtung nennt, ſo mag er ſich große Freiheit dabei erlaubt haben. Ich glaube nicht, daß dieſe nachgelaſſenen Schriften ſonſt viel enthalten, das Ihnen nützlich oder angenehm zu leſen ſein könnte. Zu dem Optiſchen und Naturhiſtoriſchen kann ich Ihnen nicht rathen, Sie werden von dieſer Lektüre weder augenblickliche Befriedigung noch irgend ernſthaften Gewinn ziehen.

370.

1836. ..... Der Kreis des Poetiſchen iſt, wie unendlich und unerſchöpflich auch in ſeinem Innern, doch immer ein geſchloſſener, der nicht alles in ſich aufnimmt, oder dem Aufgenommenen nicht ſeine urſprüngliche Natur läßt; der durch keine äußere Form gebundene Gedanke kann ſich in freier Entwickelung nach allen Seiten hin weiter bewegen, ſowol in der Auffaſſung des Einzelnen, als in der Zuſammenfügung der allgemeinen Idee. Inſofern liegt das Bedürfniß zur Ausbildung der Proſa in dem Reichthum und der Freiheit der Intellectualität und macht die Proſa gewiſſen Perioden der geiſtigen Bildung eigenthümlich. Sie hat aber auch noch eine andere Seite, durch welche ſie reizt und ſich dem Gemüthe einſchmeichelt: ihre nahe Verwandtſchaft mit den Verhältniſſen des gewöhnlichen Lebens, das durch ihre Veredlung in ſeiner Geiſtigkeit geſteigert werden kann, ohne darum an Wahrheit und natürlicher Einfachheit zu ver-

lieren. Von dieser Seite her kann sogar die Poesie die prosaische Einkleidung wählen, um gleichsam die Empfindung in ihrer ganzen Reinheit und Wahrheit darzustellen. Wie der Mensch selbst der Sprache, als das Gemüth begrenzend und seine reinen Aeußerungen entstellend, abhold sein, und sich nach einem Empfinden und Denken ohne ein solches Medium sehnen kann, ebenso kann er sich durch Ablegung alles ihres Schmucks, auch in der höchsten poetischen Stimmung, zu der Einfachheit der Prosa flüchten. Die Poesie trägt, ihrem Wesen nach, immer auch eine äußere Kunstform an sich. Es kann aber in der Seele eine Neigung zur Natur, im Gegensatz mit der Kunst, jedoch dergestalt geben, daß dem Gefühl der Natur übrigens ihr ganzer idealer Gehalt bewahrt wird, und dies scheint in der That den neuern gebildeten Völkern eigen zu sein. Gewiß wenigstens — und dies hängt zugleich mit der bei gleicher Tiefe weniger sinnlichen Formung unserer Sprache zusammen —, liegt dies in unserer deutschen Sinnesart. Der Dichter kann alsdann absichtlich den Verhältnissen des wirklichen Lebens nahe bleiben, und, wenn die Macht seines Genies dazu hinreicht, ein echt poetisches Werk in prosaischer Einkleidung ausführen. Ich brauche hier nur an Goethe's Werther zu erinnern, von dem jeder Leser fühlen wird, wie nothwendig die äußere Form mit dem innern Gehalte zusammenhängt. Ich erwähne dies jedoch nur, um zu zeigen, wie aus ganz verschiedenen Seelenstimmungen Stellungen der Poesie und Prosa gegeneinander und Verknüpfungen ihres innern und äußern Wesens entstehen können, welche alle auf den Charakter der Sprache Einfluß haben, aber auch alle wieder, was uns noch sichtbarer ist, ihre Rückwirkung erfahren.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues,
S. 230—231.

Karoline von Humboldt-Dacheröden über Goethe.

371.

1789. 31. März. Goethe scheint sich sehr dahin [nach Italien] zurückzusehnen; ich las das noch vor ein paar Tagen in einem Briefe, den er geschrieben hatte. Ich habe den neuen Theil von

Goethe's Schriften noch nicht geleſen, ich will ſie aber ſuchen, wie auch das Gedicht von Schiller im letzten Stücke des Merkur.
An Charlotte Schiller, II, 147.

372.

1789. 6. December. Goethe war letzt (1. December) hier [in Erfurt]; ſeinetwegen hat es mir recht leid gethan, daß ich nicht auf der Statthalterei ſein konnte. An Charlotte Schiller, II, 154.

373.

1790. 21. Januar. Letztens, wie Goethe da war, ſagte ſie [Circe?] zu mir und dem K.: Je me fais une grande fête de la connaissance de S., malgré que G. soit bien remarquable j'ai une plus grande idée du génie de l'autre.
An Charlotte Schiller, II, 158.

374.

1797. 29. September. Halb und halb hoffe ich noch, daß wir Goethe in Zürich haben werden; ich bin begierig, ob er noch die größere Reiſe unternehmen wird. An Charlotte Schiller, II, 172.

375.

1798. 24. December. Der junge Menſch, den wir bei uns haben, ein Straßburger [Schweighäuſer] hat auf nichts einen ſolchen Trieb, als mit uns nach Deutſchland zu reiſen, und vorzüglich, um Schiller und Goethe von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen und anzubeten .... Der Almanach hat mir viel Freude gemacht, am meiſten Schiller's Sachen, die beiden Elegien von Goethe, die Geiſter des Sees und die Müllerlieder.
An Charlotte Schiller, II, 178.

376.

1799. 25. November. Durch Goethe haben wir erfahren, daß Du wieder in den Wochen gelegen und ein kleines Mädchen haſt. Seine [Schweighäuſer's] Verehrung für Schiller und Goethe iſt wie die Verehrung der Alten gegen die Götter und hat ihn uns zuerſt lieb und intereſſant gemacht. Sage auch Goethen, mein Herz, Humboldt [Wilhelm] hätte zwei Briefe von ihm über Paris bekommen, er danke ihm herzlich und würde in weniger als acht Tagen ſchreiben. Hermann und Dorothea wird, daß Gott erbarm! in Paris [von Bitaubé] ins Franzöſiſche überſetzt .....

Hermann und Dorothea kann auch leicht ins Spaniſche überſetzt werden, ſo goutiren ihn einige Menſchen hier.

An Charlotte Schiller, II, 183.

377.

1800. 26. März. Deine Entbindung, ſchrieb uns Goethe, und daß Du an den Folgen litteſt, aber weiter hörten wir nichts, weil ſein Brief nur einige Tage nach Deiner Niederkunft geſchrieben war. Ich habe nie gewußt, wie ein Orangenbaum ausſieht und erſt hier Goethe's Lied ganz verſtanden. . . . . Als ich die erſten Orangenbäume bei Cordova ſah, fing ich auch an zu ſingen: „Kennſt Du das Land?"

An Charlotte Schiller, II, 185.

378.

1802. 9. December. Empfiehl mich Schiller und Goethe, Amalie und recht herzlich Deiner Mutter.

An Charlotte Schiller, II, 189.

379.

1803. 17. September. Wilhelm [der Sohn] liegt unweit der Pyramide [des Ceſtius] an einem einſamen Ort unter Bäumen, gewiß beſitzt Goethe eine Abbildung dieſes ernſten Monuments .... Empfiehl uns Goethe, frage ihn gelegentlich einmal, ob er einen Brief von mir bekommen hat. Mich freut es, daß Riemer zu ihm gekommen iſt. Der Arme bedurfte ſehr gehoben zu werden, und das thut vielleicht die Achtung, die Goethe ihm beweiſt, wenn er mit ihm zufrieden iſt.

An Charlotte Schiller, II, 200.

380.

1806. 26. November. Sage mir auch ein Wort von Goethe; ich kann Dir nicht ſagen, mit welcher Ungeduld ich dies erwarte.

An Charlotte Schiller, II, 203.

381.

1809. 2. December. Grüße Goethe, frage ihn, ob ich ihm hier [in Rom] noch etwas beſtellen, beſorgen, mitbringen kann.

An Charlotte Schiller, II, 206.

382.

1811. 3. December. Viel Schönes der Stein und meine innigsten Grüße an Goethe, der mich ganz vergessen hat.
An Charlotte Schiller, II, 209.

383.

1816. 23. Juli. Der Tod von Goethe's Frau, das endliche Aufhören ihrer Leiden hat mich beruhigt, nach dem, was Du mir in Deinem Briefe sagtest. An Charlotte Schiller, II, 211.

384.

1816. 8. October. Ich schreibe Dir heute durch den jungen Herrn Will[e]mer, der ein Sohn des Will[e]mer ist, mit dem Goethe in früherer Zeit sehr bekannt war.
An Charlotte Schiller, II, 211.

385.

1824. 8. Januar. Die Frau von Goethe [Ottilie] habe ich gestern kennen lernen. Man sagt mir hier, Goethe sei ganz hergestellt. Gott gebe es. An Charlotte Schiller, II, 214.

Alexander von Humboldt über Goethe.

386.

1797. 14. Mai. Goethe ist meist hier, er hat sein großes Heldengedicht „Hermann und Dorothea" nun vollendet. Es gehört zu den schönsten, was er je geliefert und zeigt ihn in der ganzen Fülle seiner Jugend. In sechs Wochen war dies Meisterwerk begonnen und vollendet. Jetzt ist ein zweites [Achilleis] schon unter der Feder. Sie werden erstaunen, wie im „Hermann" eine einfache Geschichte aus der Bürgerwelt homerisch behandelt ist, und behandelt werden kann.
An Schuckmann, Bruhns, I, 139.

387.

1806. 14. Mai. Was Sie auch scherzhaft (denn hämisch waren Sie ja nie) von meiner Universalität sagen, so trauen Sie mir doch

deutſchen Sinn genug zu, um mich recht mit herzlicher Rührung täglich Ihrer und Goethe's und des Verewigten [Schiller] zu erinnern, um recht zu fühlen, daß es etwas Großes und Rühmliches für mich iſt, einmal zwiſchen Ihnen und dieſen nicht ganz unbeachtet geſtanden zu haben. — Liegen auch gleich große Bergmaſſen und Meere, ja was höher und tiefer noch iſt, die Vergegenwärtigung einer faſt ſchauderhaft lebendigen Natur zwiſchen jener Zeit und dieſer, ſprechen auch ſeitdem tauſend wunderbare Geſtalten zu meinen Sinnen, ſo „wurde das Neue doch immer heimiſch wieder", das äußerlich Fremde knüpfte ſich doch gefällig den ältern Geſichten an, und in den Wäldern des Amazonenfluſſes wie auf dem Rücken der hohen Anden erkannte ich, wie von einem Hauche beſeelt von Pol zu Pol nur Ein Leben ausgegoſſen iſt in Steinen, Pflanzen und Thieren und in des Menſchen ſchwellender Bruſt. Ueberall ward ich von dem Gefühl durchdrungen, wie mächtig jene jenaer Verhältniſſe auf mich gewirkt, wie ich durch Goethe's Naturanſichten gehoben, gleichſam mit neuen Organen ausgerüſtet worden war. — Ich habe niemand hier [Berlin], mit dem mir wohl wäre und das iſt eine fürchterliche Empfindung. Kommen Sie, Theure, und Goethe nicht nach Lauchſtädt? Dort könnte ich Sie, hoffe ich, aufſuchen. Empfehlen Sie mich der theuern Schiller, umarmen Sie die lieben Kleinen und Goethen den Ausdruck meiner kindlichen Liebe.

An Karoline von Wolzogen, bei Bruhns, I, 417.

388.

1807. ..... Alexander von Humboldt hat ſein großes in Quartformat herausgegebenes Prachtwerk über Amerika, deſſen erſter Band, als Einleitung, Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebſt einem Naturgemälde der Tropenländer enthält und zu Tübingen und Paris 1807 erſchienen iſt, durch ein äußerſt ſinniges und ehrenvolles allegoriſches Bild, von Thorwaldſen zu Rom gezeichnet, Goethen gewidmet. Dieſer ſtellt den lorberbekränzten delphiſchen Apoll dar, in der Linken die Lyra haltend, mit der Rechten den Schleier hinweghebend von der Bildſäule der Iſis, zu deren Füßen ein Buch liegt mit der Aufſchrift: „Metamorphoſe der Pflanzen." Unter dem Bilde ſtehen blos die einfachen Worte: „An Goethe."

Ch. Wenig, Goethe's Denkſchrift, S. 104.

389.

1807. ..... Georg Forſter in ſeinen Reiſen und in ſeinen kleinen Schriften; Goethe in den Naturſchilderungen, welche ſo manche ſeiner unſterblichen Werke enthalten; Buffon, Bernardin de Saint-Pierre und Chateaubriand haben mit unnachahmlicher Wahrheit den Charakter einzelner Himmelsſtriche geſchildert.

Anſichten der Natur, II, 18.

390.

1828. 18. September. Wenn ich aber im Angeſicht dieſer Verſammlung den Ausdruck meiner perſönlichen Gefühle zurückhalten muß, ſo ſei es mir wenigſtens geſtattet, die Patriarchen vaterländiſchen Ruhms zu nennen, welche die Sorge für ihr der Nation theueres Leben von uns entfernt hält: Goethe, den die großen Schöpfungen dichteriſcher Phantaſie nicht abgehalten haben, den Forſcherblick in alle Tiefen des Naturlebens zu tauchen, und der jetzt in ländlicher Abgeſchiedenheit um ſeinen fürſtlichen Freund [Karl Auguſt], wie Deutſchland um eine ſeiner herrlichſten Zierden, trauert.

Rede zur Eröffnung der Verſammlung deutſcher Naturforſcher, bei Bruhns, II, 160.

391.

1836. ? Februar. Ich liebe es im ganzen nicht, Ausſprüche von geiſtreichen Menſchen zu citiren, in dieſem Falle erinnere ich aber an Goethe's „beſcheidenen Lump!"

An Berghaus, II, 149.

392.

1842. 17. September. Herrn Hayward habe ich in meinem und des Monarchen Namen für ſein prächtiges Geſchenk [eine ſehr gelungene Ueberſetzung des Goethe'ſchen Fauſt ins Engliſche] gedankt. Es iſt eine wirkliche Verherrlichung eines deutſchen Werks.

An Bunſen, S. 62.

393.

1845. ..... In der Mannichfaltigkeit und im periodiſchen Wechſel der Lebensgebilde erneuert ſich unabläſſig das Urgeheimniß aller Geſtaltung, ich ſollte ſagen, das von Goethe ſo glücklich behandelte Problem der Metamorphoſe, eine Löſung, die dem Bedürf-

niß nach einem idealen Zurückführen der Formen auf gewiſſe Grundtypen entſpricht. Kosmos, I, 22.

394.

1845. ..... Man hat vielleicht mit einigem Rechte wiſſenſchaftlichen Werken unſerer Literatur vorgeworfen, das Allgemeine nicht genugſam von dem Einzelnen, die Ueberſicht des bereits Ergründeten nicht von der Herzählung der Mittel zu trennen, durch welche die Reſultate erlangt worden ſind. Dieſer Vorwurf hat ſogar den größten Dichter unſerer Zeit [Goethe] zu dem humoriſtiſchen Ausruf [Aphorismen, I, 420] verleitet: „Die Deutſchen (und ſie nicht allein) beſitzen die Gabe, die Wiſſenſchaften unzugänglich zu machen.“ Kosmos, I, 29.

395.

1845. ..... Der oberflächlichſte Blick auf den Zuſtand des heutigen Europas lehrt, daß bei ungleichem Weltkampfe oder dauernder Zögerung nothwendig partielle Verminderung und endlich Vernichtung des Nationalreichthums eintreten müſſe, wie in der Natur, für die, nach dem ſinnvollen Ausſpruche Goethe's [„Die Natur. Aphoriſtiſch“, I, 411], es im Bewegen und Werden kein Bleiben gibt, und die ihren Fluch gehängt hat an das Stillestehen. Kosmos, I, 35.

396.

1847. ..... Goethe [im Commentar zum weſtöſtlichen Divan] in der Epoche ſeines Enthuſiasmus für das Morgenland nennt es [das Buch Ruth] das lieblichſte, das uns epiſch und idylliſch überliefert worden iſt. Kosmos, II, 49.

397.

1847. ..... Darum können alle Theile des Schöpfungskreiſes vom Aequator bis zur kalten Zone, überall wo der Frühling eine Knospe entfaltet, ſich einer begeiſternden Kraft auf das Gemüth erfreuen. Zu einem ſolchen Glauben iſt unſer deutſches Vaterland vor allem berechtigt. Wo iſt das ſüdliche Volk, welches uns nicht den großen Meiſter der Dichtung beneiden ſollte, deſſen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt: in den Leiden des jungen Werther, wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphoſe der Gewächſe, wie in ſeinen vermiſchten Gedichten? Wer hat beredeter ſeine Zeitgenoſſen angeregt, „des Weltalls heilige Räthſel zu löſen“, das Bündniß zu

erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Band umschlang? Wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geistig heimische Land, wo

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorber steht.

Kosmos, II, 75.

398.

1847. ..... Ich erinnere [zur Charakteristik Kalidasa's] gern an zwei schöne Distichen Goethe's, die 1792 erschienen:

Willst du die Blüte des frühern, die Früchte des spätern Jahres,
Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen:
Nenn' ich Sakontala dich, und so ist alles gesagt.

Kosmos, II, 114.

399.

1847. 2. November. Ich lege das Blatt bei, das ich veranlaßt wurde, für ein Album zu schreiben, das in dem Schloß von Weimar in den mit Malereien geschmückten Goethe, Schiller, Wieland und Herder gewidmeten Saal gelegt worden ist. Es sollte das Blatt als Einleitung des Albums dienen.

An Bunsen, S. 116.

400.

1856. 30. Juli. Nun habe ich mich trotzdem bis auf den heutigen Tag nie entschließen können, einen Secretär zu nehmen. Es kommt etwas Steifes, Geschäftsmäßiges in die Correspondenz, während man durch ein paar einfache selbstgeschriebene Worte so oft erfreuen kann und zugleich den Gegenstand nicht selten rascher erledigt. Erinnern Sie sich nur, wie langweilig Goethe's Briefe werden, nachdem er einen Secretär genommen hatte.

An Dr. Althaus, S. 137.

D.

Register.

Chronologiſches Verzeichniß

der ſämmtlichen (bekannten) zwiſchen Goethe und den Gebrüdern Humboldt gewechſelten Briefe.

Die eingeklammerten Zahlen bedeuten die Nummern der entſprechenden Reihen.

						Woher?
1	(1).	1795.	21. Mai	Alexander an	Goethe	Baireuth
2	(1).	»	15. Juni	Wilhelm an	Goethe	Jena
3	(2).	»	21. Juni	Goethe an	Alexander	Weimar
4	(2).	»	22. Juni	Wilhelm an	Goethe	Jena
5	(3).	»	16. Juli	Alexander an	Goethe	Baireuth
6	(3).	»	22. Aug.	Wilhelm an	Goethe	Tegel
7	(4).	»	? Dec.	Goethe an	Wilhelm	[Weimar]
8	(5).	1796.	19. April	Wilhelm an	Goethe	Berlin
9	(6).	»	27. Mai	Goethe an	Wilhelm	[Weimar]
10	(7).	»	25. Juni	Wilhelm an	Goethe	Berlin
11	(8).	»	24. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Erfurt
12	(9).	»	23. Dec.	Wilhelm an	Goethe	Jena
13	(10).	1797.	10. Jan.	Wilhelm an	Goethe	Jena
14	(11).	[»]	19. Jan.	Wilhelm an	Goethe	[Jena]
15	(12).	»	10. Febr.	Wilhelm an	Goethe	Jena
16	(13).	[»]	Anf. April	Wilhelm an	Goethe	Jena
17	(4).	»	14. April	Alexander an	Goethe	Jena
18	(14).	[»]	24. April	Wilhelm an	Goethe	[Jena]
19	(5).	»	4. Mai	Alexander an	Goethe	[Jena]
20	(15).	»	6. Mai	Wilhelm an	Goethe	Tegel [fälſchlich Jena]
21	(16).	»	14. Mai	Goethe an	Wilhelm	Weimar
	0.	»	8. Juni	Goethe an	Wilhelm	?
22	(17).	»	28. Juni	Wilhelm an	Goethe	Dresden
23	(18).	»	5. Sept.	Wilhelm an	Goethe	Wien

						Woher?
0.	1798.	7. Febr.	Goethe an	Wilhelm		
24 (19).	[1798.	Frühjahr]	Wilhelm an	Goethe	Paris	
25 (20).	»	16. Juli	Goethe an	Wilhelm	Weimar	
26 (21).	1799.	18. März	Wilhelm an	Goethe	Paris	
27 (22).	»	26. Mai	Goethe an	Wilhelm	Jena	
28 (23).	»	18. Aug.	Wilhelm an	Goethe	Paris	
29 (24).	»	18.—26. Aug.	Wilhelm an	Goethe	Paris	
30 (26).	»	16. Sept.	Goethe an	Wilhelm	[Weimar]	
31 (26).	»	28. Oct.	Goethe an	Wilhelm	Weimar	
32 (27).	»	28. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Madrid	
33 (28).	1799—1800.	Ende Dec. Anf. Jan.	Goethe an	Wilhelm	Weimar	
34 (29).	1800.	30. Mai	Wilhelm an	Goethe	Paris	
35 (30).	»	Jahresmitte	Wilhelm an	Goethe	Paris	
0.	»	16. Sept.	Goethe an	Wilhelm	[Weimar]	
36 (31).	»	10. Oct.	Wilhelm an	Goethe	Paris	
37 (32).	1801.	11. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Berlin	
38 (33).	»	29. Nov.	Goethe an	Wilhelm	Weimar	
39 (34).	1802.	31. Aug.	Wilhelm an	Goethe	Berlin	
40 (35).	»	11. Nov.	Frau von Humboldt an	Goethe	Florenz	
41 (36).	»	22. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Terni	
42 (37).	»	10. Dec.	Wilhelm an	Goethe	Rom	
43 (38).	1803.	28. Jan.	Wilhelm an	Goethe	Rom	
44 (39).	»	29. Jan.	Goethe an	Wilhelm	Weimar	
45 (40).	»	14. März	Goethe an	Wilhelm	Weimar	
46 (41).	»	20. April	Frau von Humboldt an	Goethe	Rom	
47 (42).	»	11. Juli	Wilhelm an	Goethe	Rom	
48 (43).	1804.	25. Febr.	Wilhelm an	Goethe	Rom	
49 (44).	»	[25.] Jan.	Goethe an	Frau von Humboldt	Weimar	
		31. Juli	Goethe an	Wilhelm	Weimar	
50 (45).	»	23. Aug.	Wilhelm an	Goethe	Marino	
0.	1805.	? [April]	Goethe an	Wilhelm	Weimar	
51 (46).	»	5. Juni	Wilhelm an	Goethe	Rom	
0.	1807.	3. April	Goethe an	Alexander	Weimar [im unzugänglichen Fremdbeſitze]	
0.	1808.	1. Febr.	Goethe an	Wilhelm	Weimar	
52 (47).	»	20. Febr.	Wilhelm an	Goethe	Rom	
53 (48).	»	14. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Erfurt	
54 (49).	1809.	8. April	Wilhelm an	Goethe	Berlin	
55 (50).	»	2. Juli	Wilhelm an	Goethe	Königsberg	
56 (51).	1810.	10. Febr.	Wilhelm an	Goethe	Berlin	
57 (52).	»	19. Febr.	Wilhelm an	Goethe	Berlin	
58 (6).	»	13. April	Alexander an	Goethe	Paris	
59 (53).	»	3. Aug.	Wilhelm an	Goethe	Berlin	
0.	1812.	22. Jan.	Frau von Humboldt an	Goethe	Wien	

					Woher?
60 (54).	1812.	7. April	Goethe an	Frau v. Humboldt	Weimar
61 (55).	»	31. Aug.	Goethe an	Wilhelm	Karlsbad
62 (56).	1812.	7. Sept.	Wilhelm an	Goethe	Wien
63 (57).	»	15. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Wien
64 (58).	1813.	8. Febr.	Goethe an	Wilhelm	Weimar
65 (59).	»	26. Oct.	Wilhelm an	Goethe	Jena
66 (60).	»	31. Oct.	Wilhelm an	Goethe	Schmalkalden
67 (61).	»	4. Nov.	Goethe an	Wilhelm	Weimar
68 (62).	1814.	7. März	Wilhelm an	Goethe	Chatillon-ſur-Seine
0.	1816.	? Juni	Goethe an	Wilhelm	Weimar
69 (7).	»	12. Juni	Goethe an	Alexander	Weimar
70 (63).	»	19. Juli	Wilhelm an	Goethe	Frankfurt a. M.
71 (64).	»	9. Aug.	Wilhelm an	Goethe	Frankfurt a. M.
72 (65).	»	28. Oct.	Wilhelm an	Goethe	Frankfurt a. M.
73 (66).	1817.	10. Jan.	Wilhelm an	Goethe	Frankfurt a. M.
74 (8).	1821.	16. April	Alexander an	Goethe	Paris
75 (67).	»	15. Mai	Wilhelm an	Goethe	Berlin
76 (9).	»	16. Mai	Goethe an	Alexander	Weimar [Greizer Ztg. 28. Mai 1873]
77 (68).	»	18. Juni	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Greizer Ztg. 29. Mai 1873]
78 (69).	»	1. Juli	Wilhelm an	Goethe	Otmachau
79 (70).	»	29. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Berlin
80 (71).	»	24. Dec.	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Greizer Ztg. 29. Mai 1873]
81 (72).	1822.	18. März	Wilhelm an	Goethe	Berlin
82 (73).	1823.	3. Juni	Wilhelm an	Goethe	Berlin
83 (74).	»	22. Juni	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Greizer Ztg. 29. Mai 1873]
84 (75).	»	5. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Berlin
85 (76).	[»	15. Nov.]	Wilhelm an	Goethe	Weimar
86 (10).	1824.	24. Jan.	Goethe an	Alexander	Weimar [Greizer Ztg. 29. Mai 1873]
87 (11).	1825.	30. Juli	Alexander an	Goethe	Paris
88 (77).	1826.	16. Mai	Wilhelm an	Goethe	Berlin
89 (78).	»	30. Sept.	Wilhelm an	Goethe	Tegel
90 (79).	»	22. Oct.	Goethe an	Wilhelm	Weimar
91 (12).	»	Herbſt	Alexander an	Goethe	Weimar
92 (13).	»	10. Dec.	Alexander an	Goethe	Weimar
93 (14).	1827.	2. Febr.	Alexander an	Goethe	Paris
94 (15).	»	28. März	Alexander an	Goethe	Paris
95 (80).	1829.	12. Febr.	Wilhelm an	Goethe	Berlin
96 (81).	»	1. Mai	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Greizer Ztg. 30. Mai 1873]
97 (82).	1830.	4. Sept.	Wilhelm an	Goethe	Tegel
98 (83).	»	17. Sept.	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Greizer Ztg. 31. Mai 1873]
99 (84).	»	19. Oct.	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Blätter für literariſche Unterhaltung, 1858, Nr. 35]

					Woher?
100 (85).	1830.	28. Oct.	Wilhelm an	Goethe	Tegel
101 (86).	[1831.	2. Nov.]	Wilhelm an	Goethe	Berlin
102 (87).	»	1. Dec.	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Riemer, Briefe von und an Goethe]
103 (88).	1832.	6. Jan.	Wilhelm an	Goethe	Tegel [Neue Jenaſche Allg. Lit.-Ztg. 1843, 3. Jan.]
104 (89).	»	17. März	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Schlußheft von Kunſt und Alterthum]
105 (90).	»	14. März	Wilhelm an	Goethe	Berlin

(Die letzten zwei Nummern haben eine verſchobene Ordnung, da nach Goethe's Tode die Nr. 90 doch eigentlich nur als Anhang gelten kann.)

Register

zur

Correſpondenz Goethe's mit Wilhelm von Humboldt.

Abällino von Vulpius. 24.
Abendſchmauß von Voß. 12.
Abramſon, A. 45.
Abufar. 24.
Achilles. 23.
Achim von Arnim. 51.
Adelung, J. Ch. 45. 57.
Aegyſth. 24.
Aeneide. 23.
Aeſchylus. 14. 63.
Aeſthetik. 24. 38. 42.
Affe. 27.
Agathon von Euripides. 24.
Agamemnon. 24.
Agen (Südfrankreich). 27.
Agnes von Lilien (von Fr. von Wolzogen). 39.
Akademie in Berlin. 50. 51.
Akuſtik. 40.
Albaner See (Italien). 45. 46.
Albano (Italien). 38.
Alcalde von Zalamea (von Calderon). 24.
Alexandriner. 24.
Alfieri, Vittorio Graf von. 44.
Algier (Afrika). 21.
Alkeſte (von Euripides). 23.
Alpen. 17.
Alterthum. 45. 63. 69.
Amor. 23.
Amphitheater. 27.
Anatomie. 19.
Anthropologie. 19.
Antike. 38.
Antiquariſches. 59. 60.
Apollo. 19. 21. 29.
Aranjo. 62.
Arawacica. 76.
Archäologie. 38.
Architektur. 5.
Ariano (Italien). 45.
Aricia (Italien). 38.
Arioſt, L. 43.
Ariſtophanes. 50. 58.
Ariſtoteles. 87. 88.
Arnault, A. V. 24.
Aſien. 57.
Aſtronomie. 51.
Athen. 24. 45.
Athen (Basreliefs). 24. 25. 26. 27. 29.
Athenäum (Journal). 31.

Attitude. 24.
Ausdruck (trag.). 21.
Autographen. 62. 63.
Auxerre (Frankreich). 21.
Aventin in Rom. 38.
Azara, J. N. 36.

Baden. 64.
Bagneres en Bigorre (Südfrankreich). 27.
Baireuth (Franken). 10.
Baillet, A. 29.
Balladen. 21.
Baptiſte, N. A. 24. 27.
Barcellona (Spanien). 30.
Bareges (Südfrankreich). 27.
Baſel (Schweiz). 18.
Basken. 27. 38.
Basreliefs des Min. T. 24.
Baum in Rom (Palme). 82.
Bayonne (Südfrankreich). 27.
Bearner. 27.
Becker, Fr. (Euphroſyne; Ch. A. L., geb. Neumann). 20.
Beliſar. 23. 24. 25.
Belvedere (Weimar). 20.
Benvenuti, P. 41.
Berardi, M. d. P. 43.
Berberei (Afrika). 21.
Berlin. 3. 6. 7. 10. 14. 15. 17. 19. 20. 24. 25. 31. 37. 44. 45. 50. 56. 57. 69.
Berlin (Univerſität). 50. 53.
Berthollet, C. L. von (Graf). 19. 20.
Bertuch, F. J. 58.
Beſtimmung des Menſchen (von Fichte). 31.
Bhagavad-Gita. 78.
Bibliothek in Weimar. 10. 82.
Bildende Kunſt. 24. 38. 42. 84.
Bildhauer. 24.
Bildhauerei. 24. 60.
Bildung. 27.
Biscaya (Spanien). 27.
Blochiſches Cabinet. 3.
Blois (Mittelfrankreich). 27.
Bodoni, J. B. 36.
Böhmen. 53. 54. 75.
Böttiger, K. A. 10. 15. 16. 44.
Boguet. 41.
Bologna (Italien). 19.
Bordeaux (Frankreich). 24. 27.
Borgheſe villa (in Rom). 45.
Bouhours, D. 29.
Bourbon. 27.
Braunſchweig (Deutſchland). 19.
Braut von Meſſina (von Schiller). 45.
Brinckmann, K. G. von. 19. 20. 21.
Briſtol Lord. 41.
Britannicus. 24.
Brun, Fr. von. 38. 41.
Brutus. 24.
Buch, Ch. L. von. 23. 24. 26.
Buonaparte. 19. 38. 45.
Burgos (Spanien). 27.
Burgsdorf, F. A. L. v. 8. 36.

Cadix (Spanien). 27.
Cäcilia, S.- 19.
Cain, le. 24.
Calaman. 38.
Calderon de la Barca, P. 24. Beilage B. 54.
Californien (Amerika). 24.
Cambio. 36.
Camerani. 45.
Campagna di Roma. 45.
Campo vaccino (in Rom). 45.
Camuccini, V. 28. 41.
Canariſche Inſeln. 24.

Canova (March. d'Iſchia A.). 38.
Capp. 9.
Caracci, A. 38.
Don Carlos (von Schiller). 24.
Carracas (Amerika). 27.
Cardinal. 45.
Carſtens, A. J. 44.
Caſſandra. 24.
Caſtilien (Spanien). 27.
Catel, F. L. 24. 26. 27.
Cauterets (Südfrankreich). 27. 28.
Caviar. 12.
Centaur. 29.
Charakter. 24.
Cervantes (de Saavedra M.). 28.
Charles, J. A. C. 19.
Charlotte Corday. 39.
Chemie. 19.
Chenier, A. M. d. 19. 24.
Chiquitica. 76.
Chimene. 24.
Chiron. 23.
Chladny, E. F. T. 40.
Choiſeul-Gouffier, M. G. F. A. (Graf). 24.
Chor (dram.). 45.
Chouans. 27.
Chriſtenthum. 45.
Cid. 24.
Circus max. 45.
Clairon, C. J. H. L. d. L. 24.
Claude (Gelée) Lorraine. 41.
Clemens XI. (Papſt). 44.
Coloſſeum. 38.
Compoſition (maler.). 24.
Compoſition (theatr.). 24.
Conſtantinsbogen (in Rom). 45.
Contat, ?C. L.? 24.
Coppet (Schweiz). 44.
Cori (Italien). 45.
Correggio (Allegri A.). 6.
Corſo in Rom. 39.
Coruña (Spanien). 24.
Coſtume. 24.
Cotta, J. F., von Cottendorf. 38. 40. 46. 85.
Crucifix (in Florenz). 35. 36.
Cumana (Südamerika). 27.
Curland, Prinzeſſinnen. 62.
Cuvier, G. Ch. L. (Baron von). 19. 62.
Cyclop, 19. 58.
Cyr, S.- 24.

Dacheröden (Vater). 48.
Danke. 43.
Dattelpalme. 30.
David, J. L. (Maler). 19. 22. 23. 24. 24 Beilage A. 26.
Declamation. 24.
Delbrück, J. T. F. 45.
Denis. 38. 41.
Deutſche Bildung. 21. 31.
Deutſche Bühne. 27.
Deutſcher Geſchmack. 43.
Deutſchheit. 62.
Deutſchland. 21. 23. 26. 27. 29. 32. 34. 35. 40. 42. 44. 48.
Deutſche Literatur. 31.
Deutſche Poeſie. 46.
Deutſche Sprache. 43.
Deutſcher. 20. 24. 25. 26. 29. 38. 61. 62.
Dichter. 24.
Dichtung Goethe's. 88.
Dichtungsgenie. 82.
Diderot, D. 21. 22. 24. 31. 46.
Didot, F. 20.
Diego de Carvalho e Sampayo. 32.
Dietrich. 32.
Dilettantismus. 22. 24.

Dolomieu, D. G. S. T. d. G. 19. 20.
Doryphoros. 58.
Drama. 1. 24.
Dresden. 14. 18. 27.
Dromedar. 3.
Ducis, J. F. 24.
Dugazon, J. B. H. G. 24.
Dumesnil, M. F. 24.
Dupaty. 43.
Dyk. 61. 62.
Eckhel, J. H. 39.
Ecloge. 12.
Eclogen Virgils. 23.
Ecole dramatique (Paris). 24.
Ecole veterinaire (Berlin). 3.
Effect. 26.
Eger (Böhmen). 53.
Eichenberg, Fr. von. 54.
Eichſtädt. 43.
Einſamkeit. 30.
Einſiedel (Graf)? 54.
Elche (Spanien). 30.
Elefant. 19.
Elegie. 25.
Engländer. 27. 61.
England. 20. 24.
Engliſche Bühne. 24.
Engliſcher Garten. 45.
Engliſche Schriftſteller. 22.
Epigramm. 25.
Epos. 17. 20.
Erfurt (Thüringen). 12. 43. 47. 66.
Escorial (Spanien). 27. 35. 36.
Eſſex (von Dyk). 61.
Eſſexepilog. 61. 62.
Etrurien (König von). 36.
Etymologie. 45.
Euridice (Euripides). 23.
Euripides. 22. 24.
Europa. 19. 23. 27. 30. 56.
Europa, die. 27. 58.
Europa (von Schlegel). 40.

Fajola. 45.
Farneſegarten und Villa (in Rom). 38. 40.
Fauvel. 24.
Fellner. 41.
Fernow, K. L. 36. 38. 39. 40. 41. 42. 44. 45. 46.
Fichte, J. G. 1. 3. 19. 25. 27. 31. 51. 57. 78.
Fiesko (Schiller). 24.
Fiſcher, A. G. (Dr.) 9. 10. 19.
Flammändiſche Malerſchule. 21.
Fleiſcher (Buchhändler). 64.
Fleury, A. J. 24.
Florenz (Italien). 21. 35. 36. 39. 44.
Fontainebleau (Frankreich). 22. 24.
Foreſtier, J. B. 24. Beilage.
Fould. 24.
Fourcroy, A. F. (Graf). 19.
Frankfurt a. M. 62.
Frankfurt a. O. 36. 50.
Frankreich. 21. 24. 27. 28. 29. 38. 64.
Frankreich (Heinrich IV.). 27.
Franzöſin. 29.
Franzöſiſcher Charakter. 21.
Franzöſiſcher Geſchmack. 43.
Franzöſiſche Literatur. 27. 31.
Franzöſiſche Malerſchule. 21.
Franzöſiſche Sprache. 27. 43.
Franzöſiſches Theater. 25.
Franzöſiſche Tragödie. 26.
Franzoſen. 6. 19. 22. 24. 25. 31. 35. 75.
Freitagsgeſellſchaft (Goethe). 4.
Fuchsthurm (Jena). 18.
Fuger. 23.
Funck. 6.

Galerie mit Venus, Faun und Apollino. 35.
Galerie de Luxembourg. 19.
Garde, la. 22. 24.
Garonne (Frankreich). 27.
Gaſtein (Salzburg). 78. 82. 88.
Gavarnie (Südfrankreich). 27.
Gave (Fluß, Südfrankreich). 27.
Gazelle. 19.
Gemälde. 24. 27. 35. 42.
Gemmen. 36.
Genie. 89.
Genien. 27.
Genfer. 5. 7.
Gentz, F. von. 10. 32. 33. 62.
Genueſer. 39.
Geologie. 87.
Georgica Virgils. 23. 25.
Gérard, L. A. 23. 24.
Gerning, J. Ch. 18.
Gersdorff, E. Ch. A. 64.
Geſchichte. 67. 88. 89.
Geßler, F. L. (Graf). 6.
Gmelin. 41. 45.
Gnoſtik. 45.
Godefroy. 23.
Goethe, J. W. 29. 31. 45.
Goethe (Gemahlin). 36. 51. 59.
Goethe (Sohn). 44. 84.
Goethe (Kinder). 75.
Goethe (Werke):
Amyntas. 19.
Alexis und Dora. 67.
Achilleis. 22.
Balladen. 18.
Benvenuto Cellini. 6. 7. 35. 36. 39. 40. 44.
Diana von Epheſus. 56.
R. Elegien. 7.
Eſſexepilog. 61. 62.
Euphroſyne. 20. 21.
Goethe (Werke):
Farbenlehre. 32. 38.
Fauſt. 46. 86. 87. 88. 89.
Freimaurerlied. 86.
Geheimniſſe. 30.
Götz von Berlichingen. 44.
Herrmann und Dorothea. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 22. 24. 31. 62.
Iphigenie. 24.
Italieniſche Reiſe. 88.
Kunſt und Alterthum. 74.
Mahomet (von Voltaire). 26. 27. 28.
Märchen. 4. 6. 7.
Müllerlieder. 21.
Myron's Kuh. 58. 60.
Natürliche Tochter. 40. 43. 45.
Z. Naturwiſſenſchaft. 74.
Pandora. 50.
Pflanzenmetamorphoſe. 87.
Propyläen. 22. 24. 25. 26. 27. 29.
Romantiſche Poeſie. 52. 53.
Romeo und Julie (von Shakeſpeare). 54.
Sammler und die Seinigen. 22.
Schillercorreſpondenz. 74. 75.
Sonette. 50.
Wahlverwandtſchaften. 50. 51.
Werther. 19. 24. 29. 88.
Wilhelm Meiſter (Lehrjahre). 1. 3. 4. 6. 8.
Wilhelm Meiſter (Wanderjahre). 69.
Göttingen (Hannover). 32. 33. 50. 52.
Goldmünzenſammlung. 36.
Grammatik. 20.
Grandmesnil, J. B. Fauchard de. 24.

Granit. 90.
Grapengießer, J. J. Ch. 32. 33.
Griechen. 21. 24. 29. 45. 60. 63.
Griechiſche Dichter. 7. 21.
Griechiſche Redner. 7.
Gropius. 23.
Guadarama (Spanien). 27.
Guaranica. 76.
Guerin, P. N. 43.
Guido Reni. 27.
Guienne (Frankreich). 27.
Guſtav Waſa (von Kotzebue). 28.

Hackert, Ph. 44.
Halle (Preußen). 44.
Halle (Allg. Lit. Ztg.). 44. 45.
Hamlet (von Shakeſpeare). 1. 27.
Hannibalsbrücke (in den Pyrenäen). 31.
Hannibalswieſen (bei Rom). 45.
Harmonie des Schauſpielers. 24.
Havanna (Weſtindien). 24. 27.
Heidelberg (Baden). 58.
Hektor. 24.
Helena (von Euripides). 22.
Herbart, J. F. 50.
Hercules. 23.
Herder, J. G. von. 25. 60.
Herregen. 32. 62.
Herrmann. 12. 14.
Heſiod. 45. 51. 55.
Hippel, Th. G. von. 51. 52.
Hirt, A. 50.
Hitzig, J. E. 49.
Holland. 19.
Homer. 7. 22. 23. 24. 29. 45.
Hope. 41.
Horaz. 45.
Horen. 2. 3. 74.
Hotſch. 41.
Hüllmann, K. D. 50.
Humboldt, Alexander. 2. 10. 16. 17. 20. 21. 22. 23. 24. 27. 29. 44. 46. 51. 63. 68. 77. 78. 84. 86. 87.
Humboldt, Wilhelm. 35. 39. 41. 44. 54.
Humboldt, Wilhelm (Werke):
Agamemnonüberſetzung. 15. 18. 19. 21. 22. 46. 56. 57. 63. 64. 65.
Aufenthalt Goethe's (in Rom). 82.
Aufgabe des Geſchichtsſchreibers. 72.
Baskiſche Sprachforſchung. 67. 68.
Buchſtabenſchrift. 77.
Montſerrat. 30. 31.
Musée des petits Augustins. 24. 31.
Humboldt (Mutter). 3. 7.
Humboldt (Gemahlin). 1. 2. 3. 5. 7. 8. 9. 10. 11. 14. 16. 17 18. 19. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 31. 32. 34. 36. 39. 42. 43. 45. 47. 48. 52. 56. 57. 62. 64. 65. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 77. 78. 82. 90.
Humboldt (Sohn). 5. 7. 11. 18. 23. 24. 43. 44. 46. 49. 57. 60. 62.
Humboldt (Tochter). 29. 31. 43. 45.
Humboldt (Kinder). 41.

Jacobi, F. 2. 7. 10. 12. 48. 49.
Jagemann, Ch. J. 44.
Jambos. 24.
Jahrbücher f. wiſſenſch. Kritik. 82.
Jahreszeitennamen. 27.
Jardin des plantes (Paris). 19.
Idyll. 1. 7. 17.

Jena. 8. 16. 17. 19. 20. 25. 26. 38. 40. 42. 44. 58. 63. 73.
Jena (Allg. Lit. Ztg.). 29. 43. 44. 45. 62.
Iffland, A. W. 6. 58.
Ildefonſo, St.- (Spanien). 27.
Imhof, Am. 25. 31.
Improviſatrice. 44.
Improviſator. 43.
Indiſche Bibliothek. 69.
Indiſche Literatur. 67.
Indiſches. 78.
Innocenz XIII. (Papſt). 44.
Intermundium. 20.
Johann von Bologna. 35. 36.
Jon (von Euripides). 4. 22.
Iris. 24.
Italien. 6. 16. 18. 19. 21. 24. 35. 36. 37. 42. 43. 44. 46. 48. 49. 75.
Italieniſcher Dichter. 1. 2.
Italieniſcher Geſchmack. 43.
Italieniſche Kunſt. 19.
Italieniſche Literatur. 44.
Italieniſche Malerſchule. 21.
Italieniſche Sprache. 43.
Judenthum. 45.
Julirevolution. 84.
Juno von Samos. 58.
Jupiter. 27. 58.

Kant, J. 25. 50. 51. 54.
Kant's Philoſophie. 20. 27.
Karl IX. 24.
Karl Auguſt (von Weimar). 13. 75. 76. 78.
Karlsbad (Böhmen). 1. 3. 5. 47. 53. 54. 55. 56. 62. 69. 73.
Karte von Rom. 39.
Karte von Spanien. 28. 29.
Kaſſel 39.
Kaſtanienwälder. 27.
Kathedrale von Agen. 27.
Kathedrale von Burgos. 27.
Kathedrale von Segovia. 27.
Katze (Thier). 88.
Kiel (Schleswig). 36.
Klangfiguren. 40.
Klopſtock, F. G. 21. 23. 31.
Kloſter (von Ruisdael). 62.
Klytemnäſtra. 24.
Knebel, F. G. 59.
Königsberg (Preußen). 49. 50. 51. 52. 57.
Körber. 4.
Körner, Ch. G. 6. 8. 17. 21. 32. 56.
Körner, K. Th. (Sohn). 56.
Kohlrauſch, H. F. Th. 46.
Komödie. 24.
Kopenhagen (Dänemark). 41.
Koreff, J. F. 62.
Kotzebue, A. von. 22. 28.
Kritik. 21.
Künſtler. 24. 26. 31.
Kunſt. 21. 22. 72.
Kunſteffect. 24.
Kunſtgegenſtände. 21. 22. 29.
Kunſtmanier. 24.
Kunſtnatürlichkeit. 24.
Kunſtſprache. 24.
Kunſtwerke. 24.
Kunth, G. J. Ch. 77.
Kupferſtich. 4. 42.
Kupferſtichcabinet. 24.

Landſchaftswirkung. 45.
Landshut (Baiern). 49. 50.
Languedoc (Südfrankreich). 23.
Latiner Gebirge (Italien). 45.
Leben ein Traum (Calderon). 54.
Leda. 69.
Lefay Adrien. 24.
Legouvée, G. M. J. B. 24.

Leipzig (Sachſen). 9. 10. 12. 19. 34. 41.
Lemercier. 24.
Lenz, J. M. R. 27.
Leſage (A. Comte des las Caſes), Atlas. 55.
Leſſing, G. E. 31.
Lettiſche Sprache. 57.
Limouſin (Frankreich). 27.
Linguiſtik. 56. 67.
Liſſabon (Portugal). 84.
Literatur. 29.
Livorno (Italien). 84.
Löwe (Thier). 88.
Lombardei (Italien). 19.
London (England). 65.
Loos, ?G. B.? D. B. 45.
Lorenzo, St.- (Rom). 35.
Louis XIV. 24.
Louiſe (von Voß). 1.
Louvre (Paris). 19. 24. 32.

Madonna. 60.
Madrid (Spanien). 21. 27. 28. 29. 30. 32.
Madrid (Schloß). 27.
Magnetismus. 20.
Mailand (Italien). 6. 35. 36.
Maler. 24. 35.
Malerei. 24. Beilage 24. 60.
Malereianleitung. 24.
Manche, la (Kanal). 24.
Mannsfeld (Grafſchaft). 53.
Marboré (Pyrenäen). 27.
Maria Stuart (Schiller). 28.
Marienbad (Böhmen). 73.
Marino (bei Rom). 45.
Marmor. 90.
Marſeille (Südfrankreich). 21. 24.
Martelliere, la (Pyrenäen). 27.
Maſſimiliano. 38.
Mathematik. 5.
Mauriſcher Geſchmack. 27.
Mechanik. 5.
Meerveldt (Graf von). 62.
Meiningen (Sachſen). 8.
Melendez, J. A. 27.
Mendelsſohn, M. 24.
Mengs, R. 25.
Menſchenhaß u. Reue (Kotzebue). 22.
Menſchenkenntniß. 30.
Menſchheit. 30.
Menſchheitsgeſchichte. 56.
Menſchheitsvertheilung. 56.
Menzel. 73.
Mercandetti. 21. 24. 31. 44. 45.
Merkur, deutſch. (Journal). 1. 23. 28.
Metakritik. 7. 12. 15. 19. 25. 46. 63. 67. 78.
Metaphyſik. 24. 27. 38. 45. 78.
Mexicaniſches. 77.
Mexico. 21. 24.
Meyer, H. 1. 2. 3. 4. 6. 17. 19. 21. 22. 23. 25. 29. 31. 36. 39. 41. 43. 45. 50. 55. 58.
Meyer. Bar. 24.
Michel Angelo. 35. 58.
Mimik. 24. 27.
Millin's Magazin (Journal). 29.
Mineralien. 20.
Mineralogie. 19.
Minerva. 24.
Minerva Giuſtiniani. 39.
Minervatempel. 24. 27.
Mionet, Th. E. 39.
Mirabeau (H. G. Comte de Riquetti). 31.
Mithridates. 57.
Mittelalter. 27.
Modeneſiſche Galerie. 6.
Molé, F. R. 24.
Moncaſin. 24.

Montaigne, M. de. 21.
Monte Cavallo (Rom). 38. 39.
Monte cavo (Rom). 45.
Monte Circello (Italien). 45.
Monval. 24.
Moratin, N. F. de. 27.
Morel, M. H. 24.
Morgenblatt (Journal). 54.
Motherby, G. 51. 52.
Mounier, J. J. 5.
Müller, Adam. 51.
Müller, Joh. von. 44.
Muſen. 15. 16.
Muſik. 45. 50. 60.

Nalus (Gedicht). 69.
Nancy (Frankreich). 24.
Nationalbibliothek (Paris).
Nationalcharakter. 27. 56.
Nationalcharakter (deutſch). 19.
Nationalcharakter (franzöſiſch). 19.
Nationalcharakteriſtik. 26.
Nationalgeſchmack. 24.
Nationalität. 30. 31.
Nationalinſtitut (franzöſiſch). 31.
Nationalmuſeum (franz.). 24. 31.
Nationalphyſiognomie. 27.
Nationalverſchiedenheit. 17.
Nat. Sohn von Diderot. 24.
Natur. 24. 30.
Naturgeſchichte. 46.
Naturrecht (Fichte). 31.
Naturreize. 27.
Naturwiſſenſchaft. 4. 9. 19. 20. 52.
Neapel. 6. 22. 41. 45. 84.
Neapel (König von). 36.
Neiſſe (Preußen). 73.
Nemierſee (bei Rom). 45. 46.
Neptun. 58.
Nero. 24.
Niebuhr. B. G. 56.
Niederlande. 16.
Niobeſaal. 35.
Niethammer, N. J. von. 4.
Nointelle. 24.
Norddeutſchland. 86.
Nordſee. 88.
Numancia (Cervantes). 28.

Obelisk (Trinità del monte). 38.
Oeſterreichiſcher Botſchafter. 62.
Oeſterreichiſcher Kaiſer. 16.
Oeſterreichiſche Staatskanzlei. 59.
Oldenburg. 86.
Oldenburg, Prinz von. 65.
Optik. 19.
Orangenbaum. 30.
Oreſt. 24.
Orleans (Frankreich). 27.
Oſſian. 41.
Oſtſee. 87. 88.
Othello. 24.
Otmachau (Schleſien). 73. 86.
Ovidius. 7.

Pajou, A. 21. 29.
Palermo (Sicilien). 35. 36.
Palladium. 38.
Palomino (A. de Caſtro y Velasco). 24. 27.
Panathenaeen. 24.
Pancorbo (Spanien). 27.
Papſt. 45.
Paris. 6. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 27. 38. 41. 44. 45. 65.
Pariſer Künſtler. 26.
Parma (Italien). 6.
S. l. i. d. passions (Fr. von Staël). 29.
Paſten. 39.
Pastor fido (B. Taſſo). 1.

Pau (Südfrankreich). 27.
St.-Paulskirche (Rom). 39.
Penelope. 44.
Peru (Südamerika). 24. 77.
Perugia (Italien). 36.
Peſtalozzi, J. H. 45. 50.
Petrarca. 27.
St.-Peterskirche (Rom). 38.
La Peyrouſe. 28.
Pferd. 3. 21. 24.
Pflanzen. 30.
Pflanzengeographie. 46.
Pharao. 24.
Philoſophie. 21. 24. 27. 29.
Philoſtrat. 58.
Phyſik. 40. 46.
Phyſiognomik. 24. 27.
Phyſiologie. 19.
Pierre fitte (Südfrankreich). 27.
Pindar. 18. 44.
Plato. 4.
Plutarch. 87.
Poeſie. 27. 38. 60.
Polyklet. 58.
Ponte molle (Rom). 39.
Populärphiloſophie. 24.
Porta del popolo (Rom). 54.
Portugal. 32. 67.
Portugieſiſch. 32.
Prag (Böhmen). 53.
Preußen. 51.
Preußen (König Friedrich II.). 27.
Priamus. 24.
Primaticcio, F. 22. 24.
Proſa. 46.
Proſaiker. 24.
Proſpect von Rom. 39.
Proymin. 57.
Pſyche. 23.
Publikumberückſichtigung. 24.
Puccini, N. 36.
Pyramide des Ceſtius (Rom). 36. 82.
Pyrenäen. 27. 28.
Pyrenäenmundarten. 27.
Pyrmont (Weſtfalen). 32.

Quatuor. 4.
Quintan, M. J. 27.
Quixote, Don. 24. 27. 80.

Racine, J. 23.
Räuber (von Schiller). 24.
Ramler, K. W. 43.
Ramond, L. F. E. (de Carboniers). 27.
Rafael (Sanzio). 27. 36. 50.
Raucour, F. 24.
Regnault, J. N. 22. 23. 26.
Rehfues, Ph. J. von. 43.
Reinhard, S. K. Ch. 38. 39. 41. 43.
Reiſebeſchreibung. 31.
Rennenkampf, (Baron von). 65.
Reol, le. 27.
Retif, N. E. (le Bretonne). 21. 22. 31.
Revolution. 62.
Rhein. 38.
Rhythmik. 24. 25.
Riemer, F. H. 43. 44. 47. 49. 50. 51. 54. 64. 68. 71. 74. 78. 82. 87. 89.
Ringerſtatue. 35.
Ritter. 20.
Rocca di Papa (Italien). 45.
Rode, Ch. B. 41.
Römiſche Dichter. 7.
Römiſche Gegend. 45.
Römiſche Redner. 7.
Rembrandt. 24.
Rolandsmauer (Pyrenäen). 27.
Rolandsthürme (Pyrenäen). 27.

Rollencharakter. 24.
Rom. 4. 22. 35. 36. 38. 39. 41. 42. 43. 45. 46. 54. 82.
Roman. 1.
Romane, griechiſche. 23.
Rouſſeau, J. J. 31.
Rubens, P. P. 19. 27.
Rudolſtädter Familie. 41.
Rügen (Inſel). 12.

Sabinerinnenraub. 24. Beilage A.
Salz. 21.
Sancho Panſa. 30.
Sander. 15.
Sannazaro, S. 1.
Sanskrit. 67. 69.
Santi, S. 41.
Sartorius, E. W. Ch. 53.
Schadow, J. G. 15.
Schaffhauſen (Schweiz). 18.
Schauſpieler. 24.
Schauſpielkunſt. 24.
Schellersheim, von. 36.
Schelling, F. W. J. 20. 38. 45.
Scherer. 13. 20.
Schick, G. 41. 43.
Schiller, F. von. 1. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 12. 14. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 31. 32. 34. 35. 36. 38. 39. 40. 41. 43. 44. 45. 46. 69. 70. 72. 82. 84. 85. 88.
Schiller (Gemahlin). 26. 27. 28. 49. 63. 64.
Schiller (Tochter). 26.
Schinkel, K. T. 90.
Schlegel, A. W. 44. 69.
Schlegel, Friedrich. 31. 38.
Schlegel, beide. 31.
Schleiferſtatue. 35.
Schleſien. 73.
Schlözer, A. L. 45.
Schloſſer, Ch. F. 62.
Schmalkalden (Heſſen). 60.
Schönbrunn (bei Wien). 19.
Scholaſtik. 27.
Schramm. 31.
Schwarzburg (Fürſtenthum). 52.
Schweighäuſer, J. G. 19. 27. 35.
Schweiz. 19. 20.
Schweizerreiſe. 31.
Schweſtern von Lesbos (A. von Imhof). 25.
Seetyrannei. 62.
Segovia (Spanien). 27.
Sept. Severusbogen. 45.
Shakeſpeare, W. 21. 27. 54. 56.
Sicilien. 35.
Slawiſche Sprachen. 57.
Smaragd. 22. 24. 27. 29.
Solger, K. W. F. 56.
Sonett. 62.
Sophokles. 29.
Soret, F. 87.
Spanien. 24. 27. 30. 31. 35. 36. 50. 67. 70.
Spanien (König von). 35.
Spaniſche Bilder (-Beſchreibung). 27. 75.
Spaniſche Dichter. 27.
Spaniſche Eſeltreiber. 30.
Spaniſche Grenze. 27.
Spaniſche Kunſt. 22. 24.
Spaniſche Maler. 24. 27. 39.
Spaniſche Sprache. 43.
Spaniſcher Vetturin. 27.
Spectateur du Nord. 29.
Spickaale. 12.
Sprache. 69. 71.
Sprache, lemoſiniſche. 27.
Sprache, toloſaniſche. 27.
Sprachenkarte. 56. 57. 58. 68.

Sprachentabelle. 56.
Sprachforſchung. 56. 87.
Sprachgepräge. 24.
Sprachſtämme. 57.
Sprachſtudium. 57.
Sprachunterricht. 45.
Sprachvergleichung. 57. 70.
Sprachvertheilung. 55.
Sprachverwandtſchaft. 69.
Staël, Frau von (A. L. G.). 24. 29. 30. 43. 44. 46.
Ständeunterſchied. 25.
Starke, J. Ch. 13.
Statue. 24. 36. 42.
Stewart. 24.
Stolberg, Fr. (Graf). 4.
Straßburg (Elſaß). 27.
Stuttgarter Maler. 38. 41.
Südamerika. 27.
Südfrankreich. 27.
Silvern. 50.
Symbol. 21. 22.

Tänzer. 24.
Talma, F. J. 24.
Tanz. 24.
Taſſo, T. 43.
Tatius. 24.
Technik. 38.
Tegel (bei Berlin). 15. 69. 75. 90.
Teneriffa (Inſel). 27.
Teplitz (Böhmen). 53. 55. 62. 69.
Theater. 54.
Theater (deutſches). 24.
Theater (franzöſiſches). 24.
Theatergewohnheit. 24.
Theater (ſpaniſches). 27.
Theſeus. 24.
Theſeustempel. 24. 29.
Thorwaldſen, A. 38. 41. 43.
Thule. 12.
Tiberthal (Rom). 39.
Tibull. 62.
Tibur (bei Rom). 45.
Tieck, Ch. F. 24, 27. 29. 30. 31. 32. 33.
Tiedge. 31.
Titian. 27.
Titus. 24.
Tivoli (bei Rom). 45.
Toscana (Großherzog). 35.
Touche, de la. 24.
Toulon (Südfrankreich). 9.
Tours (Frankreich). 27.
Tragödie. 24.
Trägödie (bürg.). 24.
Trajansſäule (Rom). 45.
Trinitá del monte (Rom). 40.
Tuillerien (Paris). 19.
Tulden, van. 24.

Uhden, J. D. W. O. 37. 40.
Unger, J. F. 3. 15. 16.
Utrechter Friede. 62.

Vago. 36.
Valencia (Spanien). 21. 30.
Valladolid (Spanien). 27.
Vanhove, Mlle. J. 24.
Varnhagen van Enſe, K. A. 82.
Vauquelin, N. L. d. 19.
Vegetation. 25.
Venetianer. 16. 24.
Venus. 36. 39.
Venus, von Titian. 27.
Verona (Italien). 25.
Verſification. 24.
Verſailles (Frankreich). 19. 23.
Vicard. 38.
Vieweg, H. F. 15. 16. 17. 19.
Vignemale. 27. 28.
Virgil. 23.

Visconti, A. 29.
Vologne. 24.
Voltaire, F. M. Arouet d. 26. 27.
Voogd. 38. 41.
Voß, J. H. 7. 12. 24. 25. 44. 45. 58.
Voß (Sohn). 44. 56.

Wahnsinn. 87.
Wallenstein (von Schiller). 22. 24. 31.
Wallis (Schweiz). 41.
Walter'sches Cabinet. 3.
Wasserfall von Velino. 36.
Weihe der Kraft (von Werner). 52.
Weimar. 1. 5. 8. 9. 10. 12. 20. 22. 23. 29. 32. 33. 34. 35. 44. 46. 50. 57. 59. 62. 64. 65. 66. 73. 74. 75. 78.
Weimar, Prinz von. 50.
Weimar (Herzogin Amalie). 44.
Weißhuhn. 4.
Werner, Zach. 52.
Wieland, Ch. M. 58.
Wien. 17. 19. 41. 53. 54. 62.
Wiener Congreß. 63.
Wilhelm Tell (von Schiller). 39. 44. 45.
Winckelmann, J. J. 25.
Wolf (Thier). 3. 22.
Wolf, F. A. 23. 46. 49. 50. 51. 56. 58. 69.
Wolken von Aristophanes. 50.
Woltmann, K. L. von. 21.
Wolzogen, W. Herr von. 8. 49.
Wolzogen, K. Frau von. 8. 29. 31. 39. 41. 49. 52. 64.
Würtemberg (Herzog). 41.

Zahn, J. K. W. 84.
Zante (Insel). 54.
Zeichenkunst. 24.
Zeitz (Preußen). 34.
Zelter, K. F. 40. 50.
Ziebingen (Preußen). 36.
Zigeunerstück. 27.
Zoega, G. 36. 45.
Zrini (Körner's). 56.
Zuschauer (Journal). 24.
Zürich (Schweiz). 18.
Zulima. 24.

Register

zur

Correspondenz Goethe's mit Alexander von Humboldt.

Alpen. 3.
Anthrakoskop. 3.
Athen (Griechenland). 8.

Baireuth (Franken). 1.
Barometeroscillation. 11.
Boulogne (Frankreich). 15.
Bred. 8. 9.
Bröder., Ch. G. 5.

Carstens, A. J. 9.
Chastellan. 15.
Crayer, G. d. 9.
Crell, L. F. F. von. 3.
Cuba (Westindien). 13. 14.
Cyclopenmauern. 6.

Dacheröden (Präsident). 5.
Delavigne, J. F. C. 15.
Dubois, P. F. 15.
Duras (Herzogin). 13. 14.

England. 15.

Farbenlehre (Goethe's). 2.

Galvanismus. 1. 2.
Gay Delphine. 15.
Gerard, L. A. 15.
Goethe. 15. Beil.
Göttingen (Hannover). 4.
Globe (Journal). 15.
Green, G. 4.

Humboldt, Alex. 8. 11.
Humboldt, Wilh. 1. 2. 4. 6. 9. 10. 11. 13. 15.
Humboldt, Frau von. 6.
Hyacinth (Mineral). 3.

Jargon, i. e. Zirkon (Mineral). 3.
Jena (Thüringen). 1.
Ilmenau (Thüringen). 1. 2. 3. 5.
Italien. 6.

Käuzlein. 9.
Klaproth, M. H. von. 3.

Lamartine, A. L. M. de Praf. 15.
Lenotre, A. 15.

Leonardo da Vinci. 3.
Lombardei (Italien). 3.
London (England). 13.
Lottum (Graf, Minister). 14.
Lottum (Graf, Leg.-Rath). 13. 14.
Ludwig XIV. (König von Frankreich). 14.

Mailand (Italien). 3.
Maintenon (Mad.). 14.
Merimé (Prosp.). 15.
Meteorologie. 3.
Müller (Prof.). 6. 9.

Naturwissenschaft. 1. 11.
Noailles. 14.
Nordeuropa. 14.

Optik. 6.

Paris (Frankreich). 9. 15. 15 Beil.
Peucer, H. K. F. 11.
Physik. 11.
Pinakothek in Wien. 9.
Portugal. 15.
Preußen. 1.

Ranzau (Herzogin). 15.
Reil, J. Ch. 3.
Rennenkampf (Baron). 6.

Salvandy, N. A. Comte de. 15.
Scherer. 4. 5.
Schiller (Sohn). 4.
Schörl. 3.
Schweiz. 3.
Sibirien. 3.
Sprachenkarte. 8.
Szymanowska, M. (Mad.). 10.

Tastu Amable, G. 15.
Terneaux, M. 8.
Tirol. 3.
Titanium (Metall). 3.
Treitlinger. 15.

Urika (Roman). 14. 15.

Vandyk. 9.
Vegetation. 1.
Venedig (Italien). 3.
Vertheilung der Pflanzengestalten. 7.
Vicentinische Gebirge (Italien). 3.

Weimar. 13.

Zink (Mineral). 1.
Zirkon (Mineral). 3.

Regiſter

zu den Belegſtellen.

Die Zahlen bedeuten die Nummern der einzelnen Belegſtellen.

Academie des beaux arts (in Paris). 284.
Aeſchylus. 43. 211.
Aeſthetik. 338.
Affe. 128.
Agnes von der Lilien (von Fr. von W.). 199. 266.
Akademie. 155.
Amazonenfluß (Südamerika). 387.
Amerika. 141. 388.
Anatomie. 1. 10. 15. 109. 306. 309.
Andengebirge. 387.
Angelica Kaufmann. 241.
Apollo. 316. 388.
Archiv der Zeit (Journal). 317.
Ariſtophanes. 205. 336. 347.
Athenäum (Journal). 232.

Baiern. 216.
Baireuth (Franken). 109. 110. 266.
Barometer. 276.
Barometeroscillation. 138. 139.
Baſel (Schweiz). 52. 216.
Benvenuto Cellini. 186.
Berchtesgaden (Süddeutſchl.). 216.
Bergwerksdirection (amerikaniſche). 150.
Berlin. 23. 41. 48. 148. 153. 156. 171. 172. 176. 177. 187. 191. 192. 194. 195. 263. 278. 279. 306. 308. 309. 312. 338. 387.
Berliner Gartenverein. 298.
Berliner Kunſtverein. 361.
Berliniſche Monatsſchrift. 45.
Bernardin de St.-Pierre. 388.
Beuth, G. R. 298. 361.
Bildende Kunſt. 109. 331. 349. 354. 361.
Bitaubé, P. J. 376.
Bonn (Rheinland). 148.
Botanik. 141.
Breslau (Schleſien). 273.
Brewſter, D. 297.
Briefdictiren. 400.
Brinckmann, K. G. von. 56.
Buffon, G. L. Comte de Leclerc. 389.
Bülow, von. 89.
Burgsdorf, F. A. L. von. 237.

Digitized by Google

Caviar. 26. 186.
Chateaubriand (F. A. R. Vicomte). 389.
Chatillon-sur-Seine. 89.
Chemie. 114.
?Circe. 372.
Claudius, M. 193.
Columbien (Südamerika). 141.
Conſalvi (Card.). 97.
Cordova (Spanien). 377.
Cotta (J. F. von Cottendorf). 239.
Crebillon (P. Joliot de). 63.
Cuvier, F. Ch. L. D. 290.
Deutſche. 394.
Deutſche Literatur. 317.
Deutſchheit. 219.
Deutſchland. 148. 153. 167. 267. 369. 396.
Dioskuren (die Brüder Humboldt). 92. 136.
Dolomieu, D. G. S. T. G. de. 57.
Domwerk Boiſſerée's. 284. 288.
Drama. 331.
Dresden (Sachſen). 50. 209. 211. 213. 221. 241.
Düſſeldorf (Rheinlande). 148.

Eiſenach (Thüringen). 270.
Eiſerner Stab. 59.
Elberfeld (Rheinlande). 150.
Elegie von Schlegel. 343.
Engel, J. J. 183.
Epik. 43.
Erfurt (Thüringen). 34. 162. 199. 364.
Euripides. 336.
Europa (Journal). 75.
Eutin (Oldenburg). 190. 193.
Ewald. P. L. 369.

Fernow, K. L. 69. 239.
Fichte, J. G. 157. 314.
Fiſcher (Magiſter). 38. 40.
Fontainebleau (Frankreich). 57.
Forſter, Georg. 294. 389.
Frankfurt a. M. 23. 252.
Frankreich. 51. 120.
Franzoſen. 53. 223.
Friedrich II. von Preußen. 152.
Fuchsthurm in Jena. 51.

Galvanismus. 111. 272.
Gaſtein (Salzburg). 260.
Gentz, F. von. 87. 112.
Geographie. 85.
Geologie. 289.
Geologiſche Karte. 150.
Georg (Prinz von Mecklenburg). 251.
Gerning, J. Ch. 50.
Gips. 57.
Gleichen, Emilie von. 35.
Goethe. 93. 94. 95. 97. 100. 141. 142. 145. 153. 156. 204. 313. 400.
Goethe (Frau). 84. 132. 133. 383.
Goethe (Ottilie von). 383.
Goethe (Werke):
Achilleis. 207. 211. 386.
Alexis und Dora. 186. 187. 189. 191. 375.
Aphorismen. 155. 394.
Benvenuto Cellini. 186.
Beſuch. 319.
Egmont. 307. 340.
Epigramme (ven.). 322.
Euphroſyne. 61. 375.
Farbenlehre. 83. 282.
Fauſt. 251. 316. 322. 327. 344. 392.
Gedichte. 324.
Geiſter des Sees. 375.
Götz von Berlichingen. 327.

Goethe (Werke):
Hermann und Dorothea. 33. 42. 43. 44. 46. 48. 56. 58. 59. 60. 62. 105. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 337. 338. 377. 386.
Hymnus an Apollo. 316. 328.
Italienische Reise. 357. 358. 359. 360.
Kennst du das Land. 377. 378.
Märchen. 185. 378.
Mahomet. 63.
Meeresstille. 319.
Müllerlieder. 375.
Natürliche Tochter. 72. 239. 341.
Natur. 395.
Novelle. 104.
Prolog zu Goldonis Krieg. 325.
Prometheus. 49. 206.
Propyläen. 62.
Römischer Aufenthalt. 106. 264. 265.
Römische Elegien. 184. 317. 318.
Spinnerlied. 319.
Unterhaltungen deutscher Ausg. 7.
Wahrheit und Dichtung. 362. 366. 369.
Werther. 370. 397.
Westöstlicher Divan. 396.
Wilhelm Meister. 8. 10. 11. 14. 18. 23. 25. 28. 30. 32. 164. 166. 193. 198. 200. 320. 321. 328. 330.
Wilhelm Tell. 60.
Witterungslehre. 139.
Göttingen (Hannover). 156.
Göttling, J. F. A. 270.
Griechen. 33. 337.
Gros. 180.

Häresiarch. 154.
Halle (Preußen). 31. 194.
Hannover. 250.
Hayward. 392.
Hedemann, Fr. von (Humboldt's Tochter). 256.
Heidelberg (Baden). 258.
Hellfeld, Ch. A. F. von. 180.
Herder, J. G. von. 172. 324. 365. 399.
Herder (Sohn). 273.
Himalaja. 154.
Hölle. 274.
Homer. 6. 163. 339. 362.
Horen. 12. 21. 157. 167. 175. 199. 321.
Hufeland, G. 23.
Humboldt, Alex. von. 10. 39. 92. 101. 102. 107—155. 260. 261. 270—316.
Humboldt, Alex. von (Werke):
Ansichten der Natur. 281.
Cuba. 144. 145.
Essay, pol. d. l. Nouv. Esp. 295.
Fragmens de Geologie. 154.
Ideen zu einer Physig. d. Gew. 121. 122. 123. 124. 125. 126.
Naturgemälde der Tropenwelt. 125. 126. 127. 128. 294. 388.
Reise. 127.
Rhodischer Genius. 267.
Vertheilung der Pflanzengestalten. 131. 133.
Humboldt, Wilh. von. 1—106. 108. 109. 111. 112. 136. 140.

Digitized by Google

143. 156. 264. 268. 304. 376. 379.
Humboldt, Wilh. von (Frau): 49. 84. 161. 194. 197. 202. 212. 240. 251. 256. 310.
Humboldt's (Mutter). 172. 187.
Humboldt, Wilh. von (Werke): 43. 68. 89. 90. 236. 259. 336.
Agamemnon. 43. 68. 89. 90. 236. 259. 336.
Französisches Theater. 54.
Geschlechtsunterschied. 12.
Trimeter. 236.

Jacobi, Fried. 10. 199.
Jacobi, Max. 10. 13. 109.
Jagemann, Ch. J. 241.
Jahrbücher f. wiss. Kritik. 264.
Idealist. 223.
Jena. 1. 10. 13. 24. 39. 92. 111. 114. 115. 119. 157. 204. 221. 262. 269. 270. 271. 326. 335.
Jenaer Allg. Lit. Ztg. 37. 87. 122.
Ilmenau (Thüringen). 21. 118.
Imhof, Amalie von. 378.
Indische Anschauungsweise. 284.
Isis (Journal). 388.
Italien. 41. 50. 51. 61. 214. 240. 244. 262. 285. 320. 344. 358. 397.
Julius Cäsar (Shakespeare's). 43.

Kalidasa. 398.
Kalkutta (Ostindien). 283.
Kant, J. 228.
Karl August (von Weimar). 38. 118. 153. 307. 390.
Karlsbad (Böhmen). 127. 191. 347.
Klopstock, F. G. 333. 348.
Knebel, K. L. von. 83.
Knebel's (Schwester). 127.
Königsberg (Preußen). 148. 245. 258.
Körner, Ch. G. 32. 200. 324.
Kohlrausch, Dr. H. F. Th. 240.
Kopenhagen (Dänemark). 193.
Kosmosvorlesungen. 301. 302. 303.
Kritik. 58.
Kronprinz von Preußen. 251.

Langermann, J. G. 285.
La Roche, Frau von. 364.
Lauchstädt (Preußen). 387.
Lecce (Italien). 76.
Leipzig (Sachsen). 38. 40. 86. 201.
Lengefeld, Frau von. 378.
Leonhard's Jahrbuch f. Min. 134.
Lichtenstein, M. H. K. 301. 308.
Lili (Elisabeth Schönemann). 367.
Loder, F. J. Ch. von. 1. 23.
Lorber. 397.
Lorenz Stark (von Engel). 183.
Ludwig (Professor). 38.
Louise (Herzogin von Weimar). 169. 274.
Lyrik. 334.

Merkur Wieland's. 371.
Metamorphose. 393.
Metaphysik. 159.
Metternich (Fürst). 97.
Mexicanischer Meerbusen. 145.
Mexico. 297.
Meyer, H. H. R. 1.
Mineralogie. 57.
Montmartre (Paris). 57.
Montserrat (Spanien). 65. 233.
Moritz, K. Ph. 158.
Moskau (Rußland). 306. 309.
Müffling, F. F. K. von. 258.
Müller, Joh. von. 80. 276. 279.

Digitized by Google

Müller, F. (Kanzler). 137. 152.
München (Baiern). 52. 216. 304.
Muſenalmanach. 184. 263. 319. 375.
Myrte. 397.

Napoleon. 142. 155.
Napoleon's (Gemahlin). 141.
Nationalinſtitut (franz.). 141.
Naturforſcher. 129. 154.
Naturforſcherverſammlung. 149. 297. 298.
Naturwiſſenſchaft. 107. 109. 116. 133. 134. 290. 309.
Nees von Eſenbeck, Ch. G. 293.
Nicolovius, Th. B. 81.

Offenbach (Heſſen). 369.
Oken, L. 152.
Orangenbaum. 277.

Pallas, P. S. 294.
Panama (Mittelamerika). 145.
Paris. 53. 57. 146. 147. 214. 216. 217. 218. 219. 221. 231. 237. 284. 290. 308. 376.
Pariſer Friede. 74. 93.
Peſtalozzi, J. H. 74.
Peter der Große (von Rußland). 152.
Petersburg-St. 311.
Pflanzengeographie. 293. 299. 388.
Pflanzenmetamorphoſe. 127. 388. 397.
Pflanzenphyſiognomik. 293.
Philoſophie. 397.
Phyſik. 114. 397.
Phyſiologie. 115.
Pindar. 79. 243.
Plutoniſten. 151.
Poeſie. 372. 397.
Poeſie und Proſa. 370.
Poſſelt, E. L. 258.
Potsdam (Preußen). 307.
Preußen (König). 285.
Proſodie. 44. 46. 56. 68. 235. 259. 319. 328.
Pyramide des Ceſtius (Rom). 381.
Pyrmont (Weſtfalen). 355.

Quatremère. 284.
Queckſilberader. 270.

Radziwil (Fürſtin). 251.
Rahel (Varnhagen von Enſe). 368.
Raoul Rochette. 135. 292.
Realiſt. 223.
Reichardt, J. F. 197. 267.
Reineke Fuchs. 334.
Republik. 141.
Recke (Herr von). 80.
Recke, E. Ch. C. Frau von. 80. 251.
Retif, N. E. 230.
Rheden (Graf von). 273.
Rhetorik. 154.
Riemer, F. W. 69. 242. 379.
Rom. 77. 78. 240. 260. 343. 344. 361. 381.
Roman. 197. 331.
Rudolſtadt. 159. 257.
Rudolſtadt (Fürſtin). 352. 355.
Rußland. 314.
Rußland (Kaiſer). 311.
Ruth. 396.

Sakontala (von Kalidaſa). 398.
Salvandy, N. A. C. de. 146.
Sandſtein. 57.
Schiller. 4. 9. 55. 96. 98. 100. 101. 108. 140. 343. 354. 355.

361. 364. 365. 371. 375. 376. 378. 387. 399.
Schillerdenkmal. 256. 304.
Schiller, Ernst. 46.
Schiller (Frau). 20. 31. 47. 99. 161. 255. 387.
Schiller's (literarisches Denken). 346.
Schiller (Werke):
Schillercorrespondenz. 99. 255. 256. 351. 356. 364. 381.
Fiesko. 348.
Gedichte. 324.
Ideale Gedichte. 321.
Jungfrau von Orleans. 341.
Ueber naive und sentimentale Dichtung. 182.
Räuber. 249.
Spaziergang. 330.
Wallenstein. 340.
Schlegel, A. W. 43. 181. 253. 301.
Schlegel, Friedrich. 199. 293.
Schlegel (beide). 101. 140. 221. 232.
Schrön, L. 258.
Schwarzenberg, K. F. (Fürst). 97.
Schweighäuser, J. 375. 376.
Schweiz. 51. 121. 215. 217.
Sendschreiben (Kant's) an Nicolai. 228.
Shakespeare. 43. 327. 342.
Siriusweite. 302.
Sophokles. 336.
Spaniol. 76.
Spazier, J. K. G. 74.
Sprachenkarte. 150.
Staël, A. L. G. Frau von. 36. 37. 43. 70.
Statella. 309.
Stein, Ch. Frau von. 334.
Steinkohle. 270.
Stolberg, Friedrich (Graf). 193.
Stolberg (beide). 348.
Straßburg (Elsaß). 384.
Stuttgart (Würtemberg). 261. 304.
Szymanowska, Frau M. 98. 137.

Tarent (Italien). 76.
Tegel (Preußen). 255.
Teplitz (Böhmen). 191. 276.
Terpsichore. 168.
Thermometer. 299.
Thorwaldsen, A. 388.
Tiedge, Ch. A. 251.
Trapizius. 27.
Tragödie. 43. 259. 327. 340.
Türkheim, von. 367.
Typus. 92. 136. 393.

Uralgebirge. 309.

Vegetationsgrenzen. 128.
Vegetationskarte. 127. 128. 131.
Vieweg. 239.
Vogt, Dr., 128.
Voß, H. 259. 267. 328.
Vulkane. 134. 147.

Wandsbeck (Holstein). 165. 190.
Weimar. 86. 213. 326. 345. 350. 399.
Weimar (Erbgroßherzog). 305.
Wieland, Ch. M. 324. 399.
Wien. 50. 121. 148. 214. 250.
Willemer. 384.
Woldemar Jacobis. 3. 4. 165. 199.
Wolf, F. A. 194. 252.
Wolf's (Prolegomena). 315.

Digitized by Google

Wolf's (Tochter). 246.
Wolkenhöhe. 296.
Woltmann, K. L. von. 157.
Wolzogen, Kar. Frau von. 199. 275.
Xenien. 31. 188. 193. 194. 195. 197. 268.
Zelter, K. F. 81. 82. 244. 368.
Zelter's (Sohn). 262.
Zürich (Schweiz). 51. 216. 374.

Wilhelm von Humboldt's

gesammelte Werke chronologisch geordnet.

1787.

Sokrates und Platon über die Gottheit, über Vorsehung und Unsterblichkeit.

1792.

Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Constitution veranlaßt.

Ueber die Sorgfalt des Staates für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde.

Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staates um das Wohl seiner Bürger erstrecken.

Ueber die öffentliche Staatserziehung.

Ueber die Sittenverbesserung durch Anstalten des Staates.

1793.

Die Eumeniden. Ein Chor aus dem Griechischen des Aeschylos.

1794.

Ueber Jacobi's Woldemar.

1795.

Recension von F. A. Wolf's zweiter Ausgabe der Odyssee.

Ueber die männliche und weibliche Form.

Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur.

1792—97.

Uebersetzte Pindarische Oden.

1799.

Ueber Goethe's Hermann und Dorothea.

Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne.

1792—1810.

Briefe an Wolf.

1800.

In der Sierra Moreña. Ein Gedicht.

Circa 1800.

Reiseskizzen aus Biscaya.

Ueber das Musée des petits Augustins.

1803.

Der Montserrat bei Barcellona.

1806.

Rom. Ein Gedicht.

1808.

An Alexander von Humboldt. Ein Gedicht.

1809.

Amtliche Arbeiten und Entwürfe.

1816.

Aeschylos Agamemnon. Metrisch übersetzt.

1820.

Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens, vermittelst der baskischen Sprache.

An die Sonne. Ein Gedicht.

1822.

Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers.

Ueber das vergleichende Sprachstudium.

1824.

Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwickelung.

1826.

Ueber die Bhagawad-Gita. Mit Beziehung auf die Bearbeitung der Schlegel'schen Ausgabe.

Notice sur la Grammaire Japonaise du P. Oyanguren.

Ueber vier Aegyptische löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen (Berliner) königlichen Antikensammlungen.

1827.

Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Maha-Bharata.

Lettre a M. Abel Remusat sur la nature des formes grammaticales en général et sur le genie de la langue chinoise en particulier.

Ueber den Dualis.

1828.

An Essay on the best means of ascertaining, the affinities of oriental languages.

1829.

Briefe an Forſter.

1830.

Briefwechſel zwiſchen Schiller und Wilhelm von Humboldt.

Ueber Goethe's zweiten Römiſchen Aufenthalt.

1834.

Lettre a M. Jaquet sur les Alphabets de la Polynesie Asiatique.

Poſthum:

1836.

Ueber die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwickelung des Menſchengeſchlechtes.

Ueber den Zuſammenhang der Schrift mit der Sprache.

1844.

Memoire devant servir de refutation a celui di comte Capo d'Istria.

1847.

Briefe an eine Freundin.

1848.

Denkſchrift über Preußens ſtändiſche Verfaſſung.

1851.

Ideen zu einem Verſuch die Gränzen der Wirkſamkeit des Staates zu beſtimmen.

Alexander von Humboldt's

selbständig erschienene (weder im amerikanischen Reisewerk noch in Journalen enthaltene) deutsche oder lateinische Werke.

1790.

Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein. Braunschweig, Vieweg.

1793.

Florae Fribergensis specimen, plantas cryptogamicas paresertim subterraneas exhibens. Accedunt: Aphorismi ex doctrina physiologiae chemicae plantarum. Synonyma Lichenum castigata tabula affinitatum phytologicarum. c. 4 tab. Berolini, Rottmann.

1797.

Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, nebst Vermuthungen über den chemischen Proceß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt. 2 Theile. Berlin und Posen, Rottmann.

1799.

Versuche über die chemische Zerlegung des Luftkreises und über einige andere Gegenstände der Naturlehre. Mit 2 Kupfern. Braunschweig, Vieweg.

Ueber die unterirdischen Gasarten und die Mittel ihren Nachtheil zu vermindern. Ein Beitrag zur Physik der praktischen Bergbaukunde, herausgegeben und mit einer Vorrede von Wilhelm von Humboldt. Braunschweig, Vieweg.

1807—11.

Das amerikanische Reisewerk. I.—XXX. Theil.

1808.

Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen. Stuttgart und Tübingen, Cotta.

1845—62.

Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. 5 Bde. Stuttgart, Cotta.

1853.

Kleinere Schriften. I. (und einziger) Band. Geognostische und physikalische Erinnerungen. Stuttgart, Cotta. Mit einem Atlas enthaltend die Umrisse von den Vulkanen mit den Cordilleren von Quito und Mexico.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google